NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

BULLETIN DE LA SOCIÉTÉ NÉOPHILOLOGIQUE DE HELSINKI
BULLETIN OF THE MODERN LANGUAGE ASSOCIATION OF HELSINKI

LVIII—1957

HERAUSGEBER
PEKKA KATARA
Professor em. der deutschen Philologie

VEIKKO VÄÄNÄNEN
Professor der romanischen Philologie

NEUPHILOLOGISCHER VEREIN IN HELSINKI
FINNLAND

INHALTSVERZEICHNIS

Aufsätze

Seite

Aalto, Pentti, & Mustanoja, Tauno F., A Note 115
Alanne, Eero, Ogier der Däne: ein Epigonenepos ohne »maȝe» 128
Durham, Philip, A Comment on Willa Cather 216
—»— Riders of the Plains: American Westerns 22
Guthke, Karl S., Johann Heinrich Füssli und Shakespeare .. 206
Katara, Pekka, Arvid Rosenqvist in memoriam 185
Hakamies, Reino, A propos de *Some Medieval Latin Words* 108
Kiparsky, V., Erwiderung 218
Kurvinen, Auvo, Inpressions Concerning þe Weduryng 49
Lumiansky, R. M., Two Notes on Malory's *Morte Darthur:* Sir Urry in England — Lancelot's Burial Vow 148
Mustanoja, Tauno F., s. *Aalto, Pentti.*
Nieminen, Eino, Entgegnung 153
Ochs, Ernst, Südwestdeutsch *urig* 126
Öhmann, Emil, Kleine Beiträge zum deutschen Wörterbuch, VI 1
Renoir, Alain, A Note on Saintsbury's Criticism of Lydgate 69
Ross, Alan, S. C., Aldrediana III: *Sniueð* 144
Rossi, Giuseppe Carlo, Text- und Sprachprobleme Gil Vicente's im Lichte der neuesten Forschung 196
Saarenheimo, Eero, »Provvidenza e buona speranza»: Gustav Mauritz Armfelt ed una leggenda napoletana 13
Södergård, Östen, Les Folies 121
—»— Graphies anglo-normandes 190
Wis, Marjatta, Gottesacker und *Campo Santo:* Spuren mittelalterlicher Glaubensvorstellungen im deutschen und italienischen Wortschatz 71
—»— *Uccelletti cipriani:* interpretazione di un passo del *Decamerone* 6

Besprechungen

Antkowski, Ferdynand, La chronologie de la monophtongaison des diphtongues dans les langues indo-européennes (*V. Kiparsky*) 181
Arngart, O., The Proverbs of Alfred, II (*Tauno F. Mustanoja*) 222
Baetke, Walter, Über die Entstehung der Isländersagas (*Hans Fromm*) 169

Baugh, A. C., The English Text of the *Ancrene Riwle*, British Museum MS. Royal 8 C. 1 (*Tauno F. Mustanoja*) 118
Behrens, A., s. *Fischer, W.*
Edwards, H. L. R., s. *Salter, F. M.*
Fischer, W., & Behrens, A., Amely Böltes Briefe aus England an Varnhagen von Ense 1844—1858 (*S. B. Liljegren*) 120
Fraenkel, Ernst, Litauisches etymologisches Wörterbuch (*V. Kiparsky*) 39
Fromm, Hans, & Sadeniemi, Matti, Finnisches Elementarbuch (*Joachim Schneider*) 175
Ghirlanda, Elio, La terminologia viticola nei dialetti della Svizzera italiana (*Emil Öhmann*) 38
Imbs, Paul, Les propositions temporelles en ancien français: la détermination du moment (*M. Parent*) 219
Kranzmayer, Eberhard, Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes (*Emil Öhmann*) 161
Ljungerud, Ivar, Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900 (*Gunvor Krogerus*) 163
Sadeniemi, Matti, s. *Fromm, Hans.*
Sakari, Aimo, Poésies du troubadour Guillem de Saint-Didier (*Veikko Väänänen*) 154
Salter, F. M., & Edwards, H. L. R., The *Bibliotheca Historica* of Diodorus Siculus, Translated by John Skelton, I (*Tauno F. Mustanoja*) 118
Vidos, B. E., Handboek tot de romaanse taalkunde (*Wilhelm Giese*) 43
Zutphen, J. P. W. M. van, A Litil Tretys on the Seven Deadly Sins, by Richard Lavynham (*Tauno F. Mustanoja*) .. 226

Eingesandte Literatur 183
Mitteilungen 48, 184, 232

Suomalaisen Kirjallisuuden Kirjapaino Oy Helsinki 1957

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/neuphilologische-mitteilungen_1957_58

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

HERAUSGEGEBEN VOM NEUPHILOLOGISCHEN VEREIN IN HELSINKI

Redaktion

P. KATARA
Professor em. der deutschen Philologie

V. VÄÄNÄNEN
Professor der romanischen Philologie

Jährlich vier Nummern. Jahrespreis $ 3.00 oder (nur für Finnland) Fmk. 300. Die Mitglieder des Vereins erhalten die Zeitschrift unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften bittet man an den Redaktionssekretär, den Abonnementsbetrag und die Bestellungen früherer Jahrgänge an die *Akademische Buchhandlung* (Keskuskatu 2, Helsinki) und Mitgliedsbeiträge an den Schriftführer des Vereins, Mag. phil. *Åke Furuhjelm* (Johanneksentie 4), einzusenden.

Redaktionssekretär TAUNO F. MUSTANOJA, assist. Professor der englischen Philologie (Annankatu 27 A)

LVIII. JAHRGANG 1957

KLEINE BEITRÄGE ZUM DEUTSCHEN WÖRTERBUCH

VI

Nhd. *ablehnen*

Ausdrücklich wird lateinischer Einfluss auf die Entwicklung dieses Verbs von Trübners D. Wb. (I [1939 S. 20 s.v.) abgelehnt, und zwar mit der Begründung: »latein. *declinare*, an das man als Vorbild gedacht hat, kennt keine dieser Bedeutungen» (gemeint sind 'ein Ansinnen zurückweisen', 'widerlegen, erledigen, abstellen').

Vorsichtiger äussert sich Künssbergs Deutsches Rechtswb. (I [1914—1932] Sp. 166), nach dem latein. *declinare* nicht das Vorbild zu sein braucht; dabei wird auf die Tatsache hingewiesen, dass das Simplex *lainen* schon vor Ende des 15.Jahrhunderts für 'ablehnen' verwendet wurde.

Ein bindender Beweis ist dieses selbstredend nicht, denn auch *lainen* hat durch Bedeutungsbeeinflussung durch das lateinische Wort zu der Bedeutung 'ablehnen' kommen können, wenn das lateinische Wort diese Bedeutung hatte und wenn auch sonst seine diesbezügliche Wirkung auf das deutsche Wort wahrscheinlich ist.

Ein Blick auf das lateinische Material ist aufschlussreich. Schon der Thesaurus linguae latinae V, 1, 195, 2 bringt Beispiele wie *poenam imminentem declinare* (Cassiod.) und *corruptum iudicium declinans*, die der Bedeutung 'ablehnen' nahekommen. Forcellini, Lexicon totius latinitatis II 20 f. s.v. *declino* u.a. *declinare impetum* etwa 'zurückweisen'; A. Blaise, Dictionnaire latin-français des auteurs chrétiens (1954) S. 243 bezeugt die Bedeutung 'refuser': *declinare judicium viri* 'refuser la justice à un homme'; Archivum Latinitatis Medii Aevi X (1936) S. 156 bei Hormisda und Liutprandus (Bischof von Cremona um 972) zwei Beispiele mit der Bedeutung 'ablehnen'; A. Sleumer, Kirchenlateinisches Wörterbuch (1926) S. 261 s.v. *declino* 'den Gerichtshof ablehnen'; Vocabularium jurisprudentiae romanae Acad. Scient. Boruss. S. 111 s.v. *declino*.

Einen Beweis dafür, dass diese Bedeutung im mittelalterlichen Juristenlatein gebräuchlich war, dürfen wir in der gelehrten Entlehnung des lateinischen Wortes ins Altfranzösischen erblicken. So heisst es z.B. in einer juristischen französischen Urkunde vom Jahre 1397 *decliner la jurisdiction*, wo *decliner* die Bedeutung 'ablehnen' hat (vgl. Tobler-Lommatzsch, Afrz. Wb. II 1256 s.v. *decliner*; weitere altfranzösische Beispiele für *decliner* 'repousser' gibt Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française II 446). Desgleichen finden wir *decliner le juge* gebrucht bei F. Ragueau, Indict des droicts roiaux et

seigneuriaux usw., Paris 1583; vgl. auch E. de Lauriere, Glossaire du droit français, Paris 1704.

Auch das deutsche Wort *ablehnen* ist offenbar ein Wort der Kanzlei- und Rechtssprache, das den Mundarten fremd geblieben ist. Die ältesten bekannt gewordenen Beispiele sprechen auch eine deutliche Sprache: *ablehnen*, *ableinen* begegnet seit dem 16.Jahrhundert vorwiegend in kanzleisprachlichen Quellen und bei Schriftstellern, die mit dieser Sprache auf vertrautem Fuss standen (vgl. Trübners D. Wb. I S. 20 s.v. *ablehnen*; Künssberg, D. Rechtswb. I 164 f. s.v. *ablehnen*; Grimm, D. Wb. I Sp. 71 s.v. *ablehnen* und Sp. 72 s.v. *ableinen*; und Weigand, D. Wb. I Sp. 11 s.v. *ablehnen*).

Es darf somit als wahrscheinlich betrachtet werden, dass latein. *declinare* das Vorbild von *ablehnen* war, das in der Zeit eines kräftigen lateinischen Einflusses auf den Plan tritt und das sowohl in seiner Bedeutung als auch in seiner Struktur dem lateinischen Wort entspricht. Nur wer an ein vom Lateinischen unabhängiges *leinen* 'ablehnen' glaubt, wird daran noch zweifeln können, wenn er dazu noch bereit ist, die Zusammensetzung mit dem Präfix *ab* als eine ohne lateinischen Einfluss entstandene verdeutlichende Bildung zu erklären.

Nhd. *übertragen*, *Übertrag*

Die Bedeutungsgeschichte dieser Wörter ist geeignet zu zeigen, welcherlei Schwierigkeiten bei der Feststellung fremden Einflusses auf diesem Gebiete auftreten können.

Das seit mittelhochdeutscher Zeit überlieferte Verb *übertragen* gehört zu den Bildungen, für deren Entstehung die Annahme fremden Einflusses nicht notwendig ist: die Verknüpfung von *tragen* mit *über* war ein natürlicher, im Zuge der deutschen Sprachentwicklung liegender Vorgang, um ein adäquates Wort für die sinnliche Bedeutung 'etwas an eine andere Stelle tragen' zu schaffen.

Zu dieser Bedeutung sind dann andere hinzugetreten, bei deren Entstehung die Vermutung fremder Vorbilder naheliegend ist.

In der Rechtssprache tritt seit dem 14.Jahrhundert *übertragen* in der Bedeutung 'transferre rem in alterius jus et dominium' auf den Plan (vgl. Grimm, D. Wb. XI, 2, 598 f.), was wohl nicht ohne Mitwirkung des lateinischen Verbs *transferre* geschehen ist.

Die Bedeutung 'in eine andere Sprache übersetzen' geht offenbar auf den Einfluss des gleichbedeutenden latein. *transferre* zurück.

In der kaufmännischen Bedeutung 'einen Posten von einer Seite auf eine andere übertragen' ist *übertragen* seit der Wende des 16. und 17.Jahrhunderts bezeugt (vgl. A. Schirmer, Wörterbuch der deutschen Kaufmannssprache S. 196 s.v. *Übertrag*), die sich aus latein. *transportare* bzw. italien. *tra(n)sportare* oder frz. *transporter* als Ausdrücke der Buchführung erklärt; auch das romanische Wort taucht im 17. Jahrhundert in deutschen kaufmännischen Quellen auf (vgl. Schirmer S. 192 s.v. *transport*).

In denselben Zusammenhang gehört auch das Substantiv *Übertrag*. Es wird gewöhnlich übersehen, dass dieses Nomen postverbale bereits um die Wende des 14. und 15.Jahrhunderts belegt ist (vgl. Lexer, Mhd. Handwb. II Sp. 1666 f.), und zwar zu dem mittelhochdeutschen Verb *übertragen* in der Bedeutung 'ein Übereinkommen treffen' gebildet wurde. Die Bedeutung des mhd. *übertrac* ist demgemäss 'Übereinkunft', 'Vertrag'.

Im 17.Jahrhundert taucht dann das Substantiv *Übertrag* in der Bedeutung 'Übertragung eines Postens auf eine andere Seite' auf (vgl. Schirmer, Wb. der deutschen Kaufmannssprache S. 196), also in derselben Bedeutung wie das romanische Fremdwort *transport*, das seit der Wende des 16. und 17.Jahrhunderts im Deutschen bezeugt ist (vgl. Schirmer, o.c. 192 f.) und dem gleichbedeutenden italien. *tra(n)sporto*, bzw. frz. *transport* entspricht.

Wie ist nun dieses *Übertrag* 'Transport' zu beurteilen: handelt es sich um das alte mhd. *übertrac* und eine Bedeutungsübertragung unter italienisch-französischem Einfluss oder aber um eine Neubildung? Wohl doch um eine Neubildung, denn wenn das alte *übertrac* 'Vertrag' demjenigen gegenwärtig gewesen wäre, der das neue *Übertrag* 'Transport' in Gebrauch nahm, so hätte der Zusammenstoss dieser beiden schlecht miteinander harmonierenden Bedeutungen ihn wahrscheinlich von dieser Bedeutungsübertragung abgehalten. Dies umso mehr, als verschiedene andere Möglichkeiten zur Verfügung standen, um eine deutsche Entsprechung für *tra(n)sport(o)* zu schaffen.

Hinsichtlich des Verbs *übertragen* 'einen Posten übertragen' muss die Antwort auf die Frage: Neuschöpfung oder Bedeutungsübertragung? etwas anders ausfallen. Hier handelt es sich um ein auch zur Zeit des Auftretens dieser neuen Bedeutung sehr häufiges Wort mit vielen Bedeutungen, von denen einige mit der merkantilen recht nahe verwandt waren. Deswegen scheint hier eher mit Bedeutungsübertragung als mit Neuschöpfung zu rechnen sein.

Nhd. *Terrine*

Wie Kretschmer (Wortgeographie der nhd. Umgangssprache S. 524) festgestellt hat, ist *Terrine* 'Suppenschüssel' < frz. *terrine* ein auf den Norden des deutschen Sprachgebietes beschränkter Ausdruck; Weigand D. Wb. s.v. belegt *Terrine* seit 1780.

Dieses französische Wort wurde auch ins Niederländische aufgenommen, wo *terrine* nach dem Woordenboek der Nederlandsche Taal (XVI Sp. 1619 f.) seit 1761 bezeugt ist. Das Schwedische kennt (nach Hellquist, Svensk etymologisk ordbok [3] II 1176) das Fremdwort *terrin* seit 1758; es wird von Hellquist direkt aus dem Französischen hergeleitet.

Dieser Befund genügt noch nicht zum Beweis niederlän-

discher Vermittlung, die aber durchaus möglich ist, und zwar nicht nur für das Deutsche, sondern auch, trotz des drei Jahre älteren Beleges, für das Schwedische.

EMIL ÖHMANN

UCCELLETTI CIPRIANI

Interpretazione di un passo del Decamerone

Nella decima novella dell'ottava giornata del *Decamerone* appare l'espressione »uccelletti cipriani», termine antico di profumeria a cui ho accennato brevemente altrove, e di cui nei commenti moderni del capolavoro boccaccesco viene data una spiegazione non accettabile, evidentemente in base ad un'interpunzione erronea.[1] Trattandosi di un termine assai interessante del commercio medioevale, del quale non mancano le tracce specialmente in testi francesi, sembra utile parlarne qui un po' diffusamente, dato che finora esso non era stato sufficientemente illustrato.

Il passo del *Decamerone* dove si incontra questa espressione viene attualmente presentato nella forma seguente: » . . . nella camera entratisene, sentì quivi maraviglioso odore di legno aloè, e d'uccelletti cipriani vide il letto ricchissimo, e molte belle cose su per le stanghe».[2] Le spiegazioni si basano sul commento del Fanfani, così formulato: »Era usanza allora di

---

[1] Cfr. MARJATTA WIS, *Ricerche sopra gli italianismi nella lingua tedesca dalla metà del secolo XIV alla fine del secolo XVI*, nei »Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki», vol. XVII, Helsinki 1955, p. 263.

[2] Cfr. ad es. *Il Decamerone* a cura di VITTORE BRANCA, nella »Biblioteca Nazionale», vol. II, Firenze 1952, p. 427; l'altra edizione a cura di ENRICO BIANCHI, CARLO SALINARI e NATALINO SAPEGNO, nella collezione »La letteratura italiana, storia e testi», Milano 1952, p. 609; e la recentissima di CHARLES S. SINGLETON, nella collezione »Scrittori d'Italia», vol. II, Bari 1955, p. 177.

congegnare sulle colonne del letto alcuni piccoli strumenti in figura di uccelli, i quali per via di certi ordigni mandavano suoni modulati come il canto de' veri uccelli. Nell'antico poema *Febusso e Breusso*, è descritto minutamente uno di simili letti».[1] La descrizione del letto suntuoso a cui allude il Fanfani si trova a p. 12 dell'edizione di Lord Vernon (Firenze 1847) di questo poema cavalleresco:

D'oro ed argento avia di molti ucelli
Sopra ciaschun chanto della lettiera,
E in tal modo intagliati ne' chapitelli
Chome ciaschun volasse in sua maniera.
Qual maggior, qual mezzano e qual minore,
Ciaschuno era tutto di nuovo cholore.

E quando l'uom si fusse tratto avanti,
Tanto che quel letto avesse tochato,
Quelgli uciletti con nuovi sembianti
Averia ciaschuno a gran voce chantato,
Che a udirli pariano angeli santi.

Bisogna però tener presente che in quei tempi gli automi musicali si vedevano piuttosto alle corti principesche,[2] cioè in ambienti ben diversi da quello della novella del Boccaccio, che si riferisce ad una cortigiana. Già per questo motivo la spiegazione data dal Fanfani si rivela poco fondata. Inoltre, in un poema di avventure fantastiche si poteva ben immaginare un vero e proprio concerto di simili automi, ma questi in realtà dovevano essere oggetti di lusso abbastanza rari, e venduti ad assai caro prezzo. Anche se largamente fornita di mezzi, la cortigiana non avrebbe certo potuto permettersi di

[1] Cfr. *Il Decamerone*, a cura di Pietro Fanfani, Eugenio Camerini ed altri, nella »Biblioteca Classica Economica», vol. II, Milano 1894⁴, p. 254, nota 18.

[2] Cfr. ad es. Alwin Schultz, *Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger* I, Leipzig 1889², p. 97.

averne una collezione, tanto da farne il proprio letto »ricchissimo». Il Boccaccio è descrittore troppo realista per abbandonarsi a una simile esagerazione.

Nelle antiche edizioni del *Decamerone* l'espressione »uccelletti cipriani» viene separata con segni di interpunzione dal seguito della frase, più comunemente con una virgola, e in questo modo risulta chiaramente che essa deve collegarsi con il termine che precede, cioè »legno aloè», tradizionalmente usato come materia odorifera.[1] La presenza di questa virgola significativa può essere seguita per quasi tutto il secolo XVI, e sporadicamente anche più tardi, mentre dalla fine dello stesso secolo il passo comincia ad apparire senza la virgola, uso che diventa dominante dal secolo XVII in poi.[2] Lo sviluppo dipende senza dubbio dall'offuscarsi del significato dell'espressione, cioè dalla caduta in disuso della cosa con essa indicata.

Un indizio anche più evidente per orientarsi verso l'esatta interpretazione, viene dato dalle antiche traduzioni del *Decamerone*. Infatti, nella versione catalana del 1429, il passo è reso nella forma seguente: »... sentí meravellosa odor de lignum aloe et de aucellets xiprians, e viu lo lit molt ricament ornat».[3] Nella versione tedesca compiuta verso il 1460 da un non meglio

---

[1] Cfr. ad es. *La pratica della mercatura di* Francesco Balducci Pegolotti, edita a cura di Allan Evans in »The Mediaeval Academy of America», vol 24, Cambridge, Mass., 1936, p. 421.

[2] Così, mentre manca la virgola nell'edizione Salvioli di Firenze del 1582, p. 462, essa si ritrova ancora nel *Decameron* del 1761, s.l., ma probabilmente stampato a Lucca, »tratto dall'Ottimo Testo scritto da Fran.co d'Amaretto Mannelli sull'Originale dell'Autore», e fortemente arcaicizzante. La virgola è conservata altresì nell'edizione di Giuseppe de' Valenti in *La sublime scuola italiana ovvero le più eccellenti opere di Petrarca, Ariosto, Dante*, ecc., vol. VI, Berlino e Stralsunda 1789, p. 783.

[3] Cfr. Johan Boccaci, *Decameron. Traducció catalana publicada, segons l'unic manuscrit conegut (1429) per* J. Massó Torrents. »Bibliotheca Hispanica», New York 1910, p. 499.

identificato Arigo, e stampata ad Ulma nel 1472 o 73,[1] si legge: »... in die kamern gingen, die von köstlichem geschmacke von aloe, ucelletti cipriani alle berochen waz».[2] A queste due versioni conviene aggiungere anche quella francese di Anthoine le Maçon: »... en la chambre, ou il sentit une merveilleuse odeur, d'ung boys d'aloes et d'oyseletz de Chippre, il veit le lict tresriche».[3] Si tratta, con molta evidenza, di una materia usata al pari del legno aloe per profumare quella camera.

Il termine è registrato nell'antico francese da vari dizionari, nella forma *oisel* (oppure *oiselet*) *de Chypre*.[4] Le prime documentazioni sono del 1380, cioè posteriori a quella italiana contenuta nel *Decamerone*, e provengono dagli inventari di Carlo V:

---

[1] Cfr. Felix Bobertag, *Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen*, vol. I, 1, Breslau 1876, pp. 88—89, che ne elenca varie edizioni; Gustav Ehrismann, *Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters* II, Schlussband, München 1935, pp. 665—666; Hans Rupprich, *Die Frühzeit des Humanismus und der Renaissance in Deutschland*, Leipzig 1938, p. 41; e Wolfgang Stammler, *Von der Mystik zum Barock*, Stuttgart 1927, p. 27.

[2] Cfr. l'edizione a cura di Adalbert von Keller in »Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart», vol. 51, Stuttgart 1860, p. 536.

[3] *Le Decameron de Messire Jehan Bocace Florentin*, Paris 1545, p. 203r.

[4] Cfr. Victor Gay, *Glossaire archéologique du moyen âge et de la renaissance*, vol. I, Paris 1887, p. 231, s.v. *brûle-parfums*, p. 246, s.v. *cage, cagette*, p. 313, s.v. *chandelier*, e vol. II, Paris 1928, p. 169, s.v. *oiselets de Chypre* e p. 254, s.v. *pomme de musc et de senteur;* Fr. Godefroy, *Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du XI^e^ au XV^e^ siècle*, vol. V, Paris 1938, p. 585, s.v. *oisel*, e p. 586, s.v. *oiselet*; Alfred Franklin, *Dictionnaire historique des arts, métiers et professions*, Paris et Leipzig 1906, p. 546, s.v. *parfumeurs;* e H. Havard, *Dictionnaire de l'ameublement et de la décoration*, vol. I, Paris s.a., col. 820, s.v. *Chypre*, e vol. III, ibid. s.a., col. 1032, s.v. *oiseau*. Inoltre il termine appare nel *Grand Dictionnaire Universel* di P. Larousse, vol. XI, Paris s.a., p. 1295, s.v. *oiselet*, e vol. XII. ibid. s.a., p. 219, s.v. *parfum*.

»Une tres petite lanterne d'argent doré, a une chesne, pour mectre oysellez de Cypre»; »Deux serpentelles sur ung pillier, pour mectre oysellez de Chippre»; »Ung chandelier a troys testes de lyon ensemble et ung liz dessus, pour mectre oisellez de Cypre».[1] Le apparizioni del termine nei testi francesi, specialmente numerose nel secolo XV, si diradano in seguito, e l'ultima segnalata è del 1617.[2] Per completare gli esempi tardi, si può aggiungere che la traduzione francese del *Decamerone* sopra citata conserva tale e quale, anche in una ristampa parigina del 1614, il passo che ci interessa, salvo qualche modifica ortografica.[3] Le testimonianze fornite dai dizionari corrispondono quindi a quanto risultava dalle antiche edizioni italiane del *Decamerone*.

Il significato esatto del termine, dato che le documentazioni consistono per lo più in estratti di inventari o di conti, redatti in termini piuttosto concisi, non appare con sufficiente chiarezza, e per questo nelle spiegazioni presentate dai dizionari regna una grande incertezza. Si tratta evidentemente di una sostanza odorifera, a cui però si allude di solito in modo generico.[4] Viene citato a questo proposito dal Gay, come anche dal Godefroy, quanto è detto nelle *Ducatiana*, raccolta delle

---

[1] Cfr. Godefroy, op. cit., vol. V, p. 586, s.v. *oiselet*, e Havard, op. cit., vol. I, p. 820, s.v. *Chypre*.

[2] Cfr. Godefroy, op. cit., s.v. *oiselet*.

[3] P. 427r.

[4] Si vedano per es. i brani seguenti, del 1409: »... pour mettre dedens oyzellez de Chipre ... pour parfumer» (Godefroy, op. cit., s.v. *oiselet*); del 1418: »Item, auzelles de Chipre pour parfumer chambres» (*Voyaige d'oultremer en Jhérusalem par le seigneur de Caumont l'an MCCCCXVIII*, pubblicato dal Marquis de la Grange, Paris 1858, p. 139); del 1459: »... pour deux cens de petis oisellets de Chippre ... pour mettre et odorer les chambres du chastel d'Amboise» (Gay, op. cit., s.v. *oiselets de Chypre*); del 1514: »... plusieurs santeurs, comme oysellés de Chippre et autres santeurs» (Gay, passo cit.); del 1551: »... suaves odeurs, plus odorantes que benjouyn ou oyseletz de Cypre» (Havard, op. cit., s.v. *oiseau*).

osservazioni marginali del noto erudito e filologo francese Jacob Le Duchat alle opere della propria biblioteca (Anversa 1738): »C'étoient de petites balottes de toutes grandeurs remplies de parfums exquis, et qu'on joignoit ensemble avec de la gomme, pour leur faire prendre la forme de certains petits oiseaux de la peau desquels on les composoit, afain de les faire crever à propos».[1] Allo stesso modo il Godefroy, basandosi sulla *Notice des émaux, bijoux et objets divers exposés dans les Galeries du Musée du Louvre* di Léon de Laborde (1853), ritiene che un »uccelletto cipriano» fosse »une boule parfumée, faite en forme d'oiseau, peut-être même recouverte de plumages d'oiseaux, et qu'on crevait pour en répandre la poudre odorante».[2]

Queste affermazioni però non trovano appoggio nelle documentazioni raccolte.[3] Sembra piuttosto che si trattasse di una materia che venendo accesa diffondeva del profumo, dato che spesso essa è menzionata in relazione con dei candelieri.[4] Una conferma a tale supposizione è data infatti da un pellegrino tedesco, che nel 1470 parte da Venezia verso la Terra Santa, e nella sua descrizione di viaggio fa la lista delle provviste utili per il percorso marittimo. Usando la forma veneziana del vocabolo, egli dice: »Item osileti VI untz fur XII groschen und

---

[1] Cfr. Gay, op. cit., s.v. *oiselets de Chypre*, e Godefroy, op. cit., s.v. *oiselet*.

[2] Cfr. Godefroy, op. cit., s.v. *oiselet*.

[3] Si usavano tuttavia anche delle piccole vesciche riempite di aria profumata, che si facevano scoppiare al momento dell'uso: cfr. ad es. Beroualde de Verville, *Le moyen de parvenir*, pubblicato da Charles Royer, vol. I, Paris 1896, p. 24.

[4] Così nel brano degli inventari di Carlo V, citato sopra a p. 10, in un testo del 1401 riportato dal Gay, op. cit., s.v. *oiselets de Chypre*, e in un altro del 1416, riportato dallo stesso Gay, s.v. *chandelier*. Per l'uso di bruciare profumi sui candelieri, v. anche Filippo Baldinucci, *Vocabolario toscano dell'arte del disegno*, Firenze 1681, p. 27, s.v. *candelliere*: »Usavano gli antichi sopra questi candellieri porre alcune bacinelle, sopra le quali ponevan gomme, balsamo, e preziosi legni, ne' quali accendevano fiamme odorifere».

sein liecht, die brent man und macht guten gerüch».[1] Lo stesso risulta chiaramente da un passo di testo francese riportato dal dizionario del Franklin, purtroppo senza nessuna indicazione della fonte, e secondo il quale gli »uccelletti cipriani» sono bruciati »lentement au feu, pour jouir de la suave et agréable fumée qui sort d'iceux».[2]

Come indica il nome, a questa materia odorifera veniva data la forma di un uccelletto, e questo sembra provato anche dall'uso, attestato da vari brani riportati nei dizionari, di fare dei bruciaprofumi in forma di piccole gabbie, nelle quali si mettevano gli »uccelletti cipriani».[3]

La seconda parte del termine rivela senza dubbio il luogo di origine del prodotto; come tutti sanno, nel campo della profumeria Cipro ha lasciato il suo nome anche alla *polvere di Cipro* ovvero *cipria*, la cui più antica menzione da me incontrata è presso Ulrich Leman, pellegrino svizzero in Terra Santa negli anni 1472—1480: »Die statt (Damasco) ist . . . suss von men-

---

[1] Cfr. *Die Jerusalemfahrt des Kanonikus Ulrich Brunner vom Haugstift in Würzburg*, pubblicata da R. Röhricht in »Zeitschrift des Deutschen Palaestina-Vereins» XXIX (1906), p. 17. L'uso dei profumi era una misura igienica resa necessaria dagli odori sgradevolissimi che regnavano allora sulle navi. Un altro pellegrino quasi contemporaneo, Felix Fabri di Ulma, nel suo *Evagatorium in Terrae Sanctae, Arabiae et Aegypti Peregrinationem*, pubblicato da K. D. Hassler, vol. I, Stuttgart 1843, p. 141 (»Bibl. d. Litt. Vereins», vol. II), ha lasciato questa testimonianza al riguardo: »Multum cruciat peregrinos quidam malus foetor de galêa exhalans, qui non semper, sed pro tempore spirat, et ita male foetet, ut omnis alius foetor non sentiatur eo spirante». Il brano continua con espressioni ancora più incisive.

[2] Cfr. op. cit., s.v. *parfumeurs*.

[3] Cfr. ad es. un brano del 1396, riportato dal Godefroy, s.v. *oiselet:* »Une cagette d'argent pour mettre oizelez de Chippre»; un altro del 1420, riportato dal Gay, s.v. *oiselets de Chypre*: »Sept caigettes faictes de fil d'argent . . . esquelles l'on met oyselez de Chipre»; e un altro ancora del 1424, riportato dal Gay, passo cit.: »Deux cagettes d'argent veirrées pour mettre oiseletz de Chypre».

gerlay gutter röch, als bisem, zibeto, algalya und pulffer von Chipre, benyvy von astorax, wan sich die haiden dar mit sich vast sprengent».[1] Gli esempi dei vocabolari italiani e francesi cominciano solo col secolo seguente.[2] Esiste anche la forma *ciprietto*, della fine del secolo XVI, che è elencata con altri termini di cosmetica nella *Piazza universale delle professioni del mondo* di Tommaso Garzoni,[3] e che non è registrata dai vocabolari.

Marjatta Wis

»PROVVIDENZA E BUONA SPERANZA»

Gustav Mauritz Armfelt ed una leggenda napoletana

Quando si studia il materiale storico che illumina le relazioni fra il Regno di Napoli ed i Paesi Nordici sulla fine del Settecento, non può sfuggire la strana constatazione che il nome della Svezia veniva in quei tempi collegato con un misterioso mendicante. Su questo fatto si trovano citazioni così frequenti, che nella leggenda deve nascondersi qualche cosa di vero. Raccontata brevemente la storia è questa.

In quell'epoca comparve a Napoli uno strano mendicante (secondo altre versioni, due o tre e anche più), che girava per le strade e per le piazze, chiedendo l'elemosina ed invocando:

---

[1] Cfr. R. Röhricht e H. Meisner, *Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande*, Berlin 1880, p. 108.

[2] Cfr. DEI II, Firenze 1950, p. 954, s.v. *cipria*; Gay, op. cit., vol. II, p. 270, s.v. *poudre;* e Havard, op. cit., vol. I, p. 820, s.v. *Chypre.*

[3] Cfr. Gay, op. cit., vol. II, p. 205, s.v. *parfums.*

»Provvidenza e buona speranza!»[1] Questo forestiero studiava molto attentamente le finestre ed i balconi, come se cercasse qualcuno. Una mattina si trovò un uomo trucidato. Una versione dice che parti del suo corpo furono trovate in quattro diversi quartieri della città.[2] Il misterioso mendicante era scomparso senza lasciare nessuna traccia di sè e di lui non si seppe più nulla. A Napoli corse voce che si trattasse di una vendetta eseguita per incarico della Corte di Svezia.

Questa leggenda comparve per la prima volta nel 1843 in una vasta raccolta[3] compilata da Carlo Tito Dalbono, attivo raccoglitore di tradizioni popolari napoletane. Questi infiorò la leggenda con una storiella d'amore. Un giovane medico, di nome Alberto, aveva salvato una principessa svedese da una grave malattia e, fra il medico e la principessa, era sorta una relazione amorosa. Quando il medico partì, la principessa si ammalò di nuovo e di ciò fu incolpato il giovane medico. La corte svedese inviò quindi un sicario a Napoli, travestito da mendicante.[4] Quando il mendicante trovò il suo uomo, lo attirò verso la Porta Capuana, e qui lo uccise. Lo strano mendicante scomparve, ma la sua invocazione rimase per lungo tempo nella memoria dei napoletani, che spesso ripetevano le parole scritte su un foglio trovato addosso all'ucciso: »Così

---

[1] Altri dicono che si esprimesse anche in francese: »Providence! Bonne espérance!» Pietro Calà Ulloa: *Annotamenti intorno alla storia del Reame di Napoli* (Napoli 1877), p. 95.

[2] Fabio Colonna di Stigliano, *Napoli d'altri tempi* (Napoli 1911), p. 148.

[3] Carlo Tito Dalbono, *Le tradizioni popolari spiegate con la storia e gli edifici del tempo*, III (Napoli 1843) pp. 187—215.

[4] Una versione dice che gli assassini avessero portato abiti di pellegrini. Gennaro Marulli, *Ragguagli storici sul Regno delle Due Sicilie dall'Epoca della francese rivolta fino al 1815*, I (Napoli 1845) p. 67.

risponde il nipote del Gran Gustavo ad un tributario della Santa Sede.»[1]

Il Dalbono è noto per aver aggiunto molto di suo alle leggende popolari.[2] Probabilmente tutta questa storia d'amore è frutto della sua fantasia, e forse anche lo sono i contrassegni del misterioso mendicante, che egli descrive come un colosso piuttosto vecchio »con parrucca bianca, zimarra addosso, rossa secondo alcuni, secondo altri nera, con un campanello alla mano».

La Svezia non era una nazione sconosciuta ai Napoletani sulla fine del Settecento. Già a quell'epoca Napoli era diventata di moda come meta turistica e come soggiorno invernale, e l'aristocrazia europea, anche dei Paesi Nordici, vi si recava per godere delle bellezze naturali e del clima piacevole. Seguendo i viaggi della famiglia reale in base alle indicazioni date dal Dalbono, vediamo che Gustavo Terzo si recò a Napoli nel 1784. Con lui era anche il suo favorito, il barone Gustav Mauritz Armfelt, di origine finlandese. Una diecina di anni più tardi troviamo in Italia ed a Napoli la sorella di Re Gustavo, Sofia Albertina. Si deve pensare che il Dalbono con la sua brillante fantasia abbia fatto di Sofia Albertina l'eroina della sua leggenda, però è difficile pensare che durante il suo breve soggiorno a Napoli Sofia Albertina abbia potuto dare origine alla leggenda raccontata dal Dalbono. Alla principessa svedese piacevano molto i divertimenti e specialmente il ballo, ma

---

[1] Il Piranesi nella sua lettera al Generale Acton (stampata nel 1794) scriveva: »Doveva Ella (S. M. Svedese) figurarsi che il successore di Carlo XII, il figlio di Gustavo III, non fosse degno di ricevere una risposta dal tributario della Santa Sede?» Il Dalbono potè conoscere la lettera del Piranesi o averne notizia indiretta, e fare di suo arbitrio questa aggiunta alla tradizione. Benedetto Croce, *Leggende di luoghi ed edifizii di Napoli* (sta in *Napoli Nobilissima*, V, fasc. XI, 1896).

[2] Benedetto Croce, *Aneddoti di varia letteratura*, IV (Bari 1954) pp. 37—42.

essa era già piuttosto corpulenta e non più giovane, almeno secondi le idee di quei tempi; era infatti sulla quarantina.[1]

Più che la principessa sollevò rumore il barone Armfelt, che giunse a Napoli per la seconda volta nel 1793. Il suo protettore, Gustavo Terzo, era stato assassinato ed un Governo di Reggenza aveva preso i poteri. Come amico intimo del defunto re, l'Armfelt era inviso al Governo, che mirava ad allontanarlo. Date le sue alte relazioni, non fu possibile esiliarlo senz' altro, e pertanto ci si accontentò di inviarlo come ministro svedese presso le Corti italiane. Nell'autunno del 1793 egli giunse a Napoli, che aveva scelto come sua sede durante il soggiorno in Italia. Già al suo arrivo a Napoli i rapporti fra lui ed il suo Governo erano peggiorati al punto che si poteva prevedere una imminente rottura. A Stoccolma l'Armfelt era accusato di essere a capo di un complotto contro il Governo. Non è qui il caso di esaminare se tali accuse fossero fondate o se si mirava soltanto a compromettere l'Armfelt ed altri favoriti del defunto re. Possiamo invece constatare che Reuterholm, capo del Governo di Reggenza, aveva incominciato a spiare l'attività dell'Armfelt. Capo di tale attività spionistica era un vecchio amico del Reuterholm, l'incisore romano Francesco Piranesi. Questi era figlio del grande Giambattista ed aveva assistito come esperto il Re Gustavo nel suoi acquisti di opere d'arte durante il soggiorno romano dei sovrano svedese. Per questi servizi ed altri meriti il Piranesi era stato nominato agente consolare di Svezia a Roma. L'incarico di spiare l'Armfelt fu affidato all'architetto ed incisore Benedetto Mori, che si trasferì a Napoli per organizzare la faccenda. In tal modo il Governo svedese poteva seguire passo passo l'attività del suo ministro a Napoli. Quando la rottura fra l'Armfelt ed il suo Governo fu imminente, il Governo svedese inviò a Napoli una nave per arrestare l'Armfelt. Il governo di Napoli, non trovando giustificate le accuse, si rifiutò di

[1] Era nata nel 1753.

consegnare l'Armfelt, anche perchè la Regina Maria Carolina lo teneva in grande simpatia, quale uomo dell' »ancien régime». Anche altre amiche dell'Armfelt, principalmente inglesi e russe, lo favorirono in tutti i modi. Sotto la protezione della Regina, l'Armfelt fuggì da Napoli. Quando la situazione si fu calmata e la nave svedese ebbe lasciato Napoli, l'Armfelt vi ritornò come trionfatore; e più tardi si trasferì in Russia, dove aveva già mandato la sua famiglia. Qui cominciò il suo lungo esilio.[1]

Non è da meravigliarsi se a Napoli correvano dicerie di tutti i generi quando la nave svedese vi giunse per arrestare l'Armfelt, accusato di complotto contro lo stato, e quando poi egli scomparve senza lasciar traccie di sé. Dove si fosse rifugiato l'Armfelt, non lo sapevano né il Mori, né i suoi agenti segreti. Il Mori inviò i suoi satelliti sulla strada che conduce all'Adriatico per scoprire il fuggitivo, ma senza alcun risultato. L'Armfelt stesso racconta che l'inseguimento ebbe inizio subito dopo la sua fuga da Napoli. Partito nel tardo pomeriggio del 10 febbraio, era stato costretto dal freddo serale a fermarsi a sóli dieci chilometri dalla città, in una misera locanda di Marigliano. Di qui si trasferì nel convento francescano di San Vito, prima di intraprendere il viaggio per il castello di Montesarchio, vicino a Benevento. Nelle sue memorie egli scrive che il giorno successivo alla sua fuga venne a sapere che durante la notte erano passati i suoi inseguitori, una banda di pezzenti (»une bande de gueux»[2]). Essi passarono oltre, non potendo immaginare che l'Armfelt avesse il coraggio di fermarsi così vicino a Napoli.

---

[1] Carl von Bonsdorff, *Gustav Mauritz Armfelt*, I (Helsinki 1930).

[2] Memorie dell'Armfelt, scritte in francese, nell'Archivio di Stato a Helsinki.

Quando l'Armfelt fuggì da Napoli, in città corse la voce che i sicari del Governo svedese minacciavano la sua vita[1]). Di questo venne informato anche il Re di Napoli, che secondo le sue abitudini si trovava a caccia a Caserta. Il 13 febbraio egli scrisse una lettera alla Regina, che era molto preoccupata per le sorti dell'Armfelt, augurando che i sicari potessero presto essere arrestati. Le voci prendevano sempre maggiore consistenza, e già il giorno seguente il Re in una sua lettera sugli avvenimenti concernenti l'Armfelt, scrisse: »Miledi Spencer mi ha detto che mille lire sterline sono state promesse per la sua testa.»[2] Le voci giunsero presto anche a Firenze ed a Roma dove per esempio la principessa di Santa Croce, intima conoscente dell'Armfelt, racconta che il Piranesi avrebbe promesso duemila zecchini ai sicari. Il Piranesi si venne a trovare in una posizione molto difficile e scrisse al Reuterholm: »Non mi fido ad uscire di notte.» [3]

Più tardi l'Armfelt stesso racconta quanto aveva sentito su questi progetti di attentare alla sua vita. Un suo servo aveva avuto l'incarico di mettere del veleno nel caffè. Unaltro doveva ucciderlo durante il sonno. Ambedue non avevano avuto il coraggio di attuare il crimine. Il Piranesi aveva mandato a Napoli 42 inc sioni col ritratto dell'Armfelt, in modo che i sicari potessero più facilmente riconoscerlo. Tanto il Piranesi quanto il barone Palmqvist, comandante della nave svedese, profusero molto denaro per riuscire ad eliminare l'Armfelt. Il Palmqvist era sceso a terra travestito per incontrarsi col Mori.

---

[1] Giuseppe Bonechy, rappresentante del Granducato di Toscana a Napoli, al Segretario di Stato il 18. 2. 1794 e 25. 2. 1794 (Archivio di Stato a Firenze).

[2] Archivio riservato di Casa Reale. Lettere del Re alla Regina del 1794 (Archivio di Stato a Napoli).

[3] Lettera del Piranesi al Reuterholm, dell' 8. 3. 1794 (Archivio di Stato a Stoccolma). Nunzio di Firenze alla Segreteria di Stato a Roma il 11. 3. 1794 (Nunziatura di Firenze n:o 179, Archivio Segreto Vaticano).

Scoperto, il Palmqvist pagò ad un barcaiuolo svedese di nome Berg, che si trovava occasionalmente a Napoli, la somma di seimila ducati, affinchè questi portasse a bordo l'Armfelt, o vivo o morto.[1]

Il primo ministro del Governo di Napoli, Generale Acton, diffuse con un certo entusiasmo le dicerie sui propositi omicidi del Governo svedese, tanto che a Napoli ed altrove le simpatie si rivolsero verso il ministro inseguito. Il Piranesi fu accusato di essere un malfattore pronto per denaro ad attentare alla vita di chiunque, e il rappresentante diplomatico svedese che venne a Napoli dopo l'Armfelt fu guardato come un lebbroso.

Allo scopo di discolpare se stesso ed il Governo di Reuterholm dalle accuse di tentato assassinio, il Piranesi fece pubblicare un lungo scritto di difesa, nel quale attaccò vivacemente il Generale Acton.[2] Ne sorse una lunga polemica fra il Governo di Napoli e quello di Stoccolma, e le relazioni si acuirono al punto da minacciare il sorgere di un conflitto armato.

Aveva il Piranesi veramente pensato di far uccidere l'Armfelt? Non sembra. Qualche giorno dopo la fuga dell'Armfelt, il Piranesi scrive a Reuterholm: »L'idea per Roma è, che io abbia mandato a Napoli tre sicari per farlo trucidare; dove mai ho pensato questo, dove mai ho avuto tali ordini?»[3] Nella lettera di accusa al Generale Acton, il Piranesi fa presente che se avesse veramente voluto gli sarebbe stato facile attentare ai giorni dell'Armfelt, ed in ciò probabilmente ha ragione.

---

[1] Elof Tegnér, *Gustaf Mauritz Armfelt*, II (Stoccolma 1884), p. 240.

[2] *Lettera di Francesco Piranesi al Signor Generale D. Giovanni Acton.* Fu stampata a Siena nel 1794. Un'edizione in svedese apparve a Stoccolma nel 1795. Vedi Fredrik Sander, *Francesco Piranesi, svensk konstagent och minister i Rom* (Stoccolma 1880), p. 43.

[3] Lettera del Piranesi al Reuterholm, del 15. 2. 1794 (Archivio di Stato a Stoccolma).

Da dove, allora, hanno avuto origine le voci di assassinio? Quando la nave svedese giunse a Napoli, il Mori prese subito contatto con essa, e nella lettera indirizzata al Piranesi spiega che la persona con la quale si era incontrato — probabilmente il Palmqvist — gli aveva dato come direttive riguardo al l'Armfelt »che lo piglino o vivo o morto e date qualunque cosa». Poichè parlavano un misto di italiano e di spagnolo, è possibile, come accenna il Mori stesso, che egli abbia interpretato male le direttive (»Io non capendo bene il suo linguaggio posso aver interpretato e capito malamente le sue parole»). Il peggio fu che il Mori scrisse al Piranesi di questo incontro, ed è possibile che la lettera sia capitata nelle mani del Governo di Napoli.[1] È possibile anche che il Mori abbia riferito le istruzioni alle sue spie, che fatte poi prigoniere confessarono le intenzioni assassine, come sostenne poi il Generale Acton.

Il Piranesi invece credeva che il servo dell'Armfelt, corrotto dal Mori che poi tradì, fosse colpevole delle voci di assassinio e dell'arresto dei sicari. Che le voci sui progetti del Mori pervenissero per il tramite della servitù dell'Armfelt, è confermato dal racconto dell'Armfelt stesso. Secondo lui, un confettiere che abitava occasionalmente nella sua casa ne aveva avuta notizia dalla servitù. Poichè il confettiere aveva un fratello che prestava servizio alla corte di Napoli, questi avrebbe avuto l'incarico di informare la corte stessa. Al momento in cui la Regina rientrava dalla messa egli le avrebbe consegnato una lettera e sarebbe poi scomparso. La Regina lesse »à travers quelques phrases mal tournées et confusément écrites, qu'il s'agit d'un attentat contre la vie d'un homme dont le nom est illisible». Ciò condusse naturalmente a nuove scoperte.[1]

Dopo la partenza della nave svedese l'Armfelt ritornò a Napoli nel palazzo del marchese del Vasto, maggiordomo della Regina Maria Carolina, »avec toutes les précautions possibles,

---

[1] Il racconto del Mori è annesso alla lettera del Piranesi al Reuterholm del 26. 2. 1794 (Archivio di Stato a Stoccolma).

de peur qu'il ne restât encore quelqu'un de mes assassins cachés, ou que le Consul Suédois, nommé André, n'eût hazardé d'en engager de nouveaux. A la porte de la maison ainsi qu'au bas de l'escalier, se trouvaient des corps de garde de la police qui avaient ordre de ne laisser entrer personne d'inconnu. Les mets étaient préparés par des gens affidés, appartenant à la Reine, les boissons et les confitures étaient goutées par des personnes fidèles, avant que j'en fisse usage.»[1]

Quali erano i veri propositi del Governo Svedese? Aveva il Palmqvist spinto all'attentato o si tratta di un puro malinteso? La risposta a queste domande non ha grande importanza per le origini della leggenda che abbiamo raccontata all'inizio. L'importante è che a Napoli generalmente si credeva che gli agenti del Piranesi avessero l'intenzione di uccidere l'Armfelt. Forse si credeva che l'assassinio fosse veramente avvenuto.

Ho qui riferito un po' del materiale che può aver dato origine alla leggenda del misterioso mendicante che girava per Napoli sulla fine del 1700, come sicario inviato dal Governo svedese. La serie di avvenimenti svoltisi a Napoli durante il soggiorno dell'Armfelt può facilmente aver destato la fantasia popolare. Il materiale che ho potuto trovare non chiarisce naturalmente tutti i particolari della leggenda. Chi era l'ucciso? Era stato veramente ucciso qualcuno? Perchè le misteriose invocazioni del mendicante? Aveva esso lo scopo di scoprire l'Armfelt ovvero i suoi inseguitori? Non è da escludersi che in quell'irrequieto scorcio del secolo qualcuno fosse stato ucciso in circostanze misteriose e che, calmatosi l'ambiente, il delitto fosse stato messo in relazione con le molte dicerie che circondarono il barone finlandese durante il suo soggiorno a Napoli.

Eero Saarenheimo

---

[1] Memorie dell'Armfelt (Archivio di Stato a Helsinki).

RIDERS OF THE PLAINS

American Westerns

On a hot Saturday night in Abilene, Kansas, in the summer of 1870, joyous shooting was going on as usual. The cow hands had just shot up a poster which read that the carrying of firearms was prohibited. Abilene, at the end of the Chisholm Trail, was a place for celebration, and very often a point of no return. In 1867, when only 35,000 cattle had passed through, who had heard of Abilene? But by 1870 who had not? A drover, arriving in town that year after having heard of its fame, could not believe that »this here little scatterin trick is Abilene.» After being convinced, he said »Well I'll swar I never seed such a little town have such a mighty big name.» In this town where no marshal had lasted more than a few weeks, the range boys intended to keep current the boast that »Abilene had more desperadoes and cutthroats than any other town on the continent.» These sweaty, dirty cowboys were delighted to be in the wildest town in a territory where there »was no law west of Kansas City and, west of Fort Scott, no God.»

The cowboys of the Chisholm Trail were making impottant and colorful history that summer, but it was to be thirty years before they received more than passing notice by either historians or writers of fiction. One exception was Joseph McCoy's *Historic Sketches of the Cattle Trade of the West and Southwest* (1874). McCoy was more interested in the cattle business than in the cowboy, but from him we get an early picture of Abilene and a realistic account of the cowboy:

> The life of the cow boy is one of considerable daily danger and excitement. It is hard and full of exposure, but is wild, free, and the young man who has long been a cow boy has but little taste for any other occupation. He lives hard, works hard, has but few comforts and fewer necessities . . . He enjoys a coarse practical joke or a smutty story; loves danger

> but abhors labor of the common kind; never tires riding, never wants to walk, no matter how short the distance he desires to go. He would rather fight with pistols than pray; loves tobacco, liquor and women better than any other trinity.

Here, then, is an early picture of the cowboy who has been loved, feared, discredited, imitated, and romanticized.

Another exception during the nineteenth century was the story of *A Texas Cowboy*, written by Charles A. Siringo, a real cowboy, and published by him in 1885. His account of the range life is accurate and one senses the authenticity, the realistic approach, without literary affectation. Living with hard men and experiencing a tough life did not seem unusual to Siringo, so he made no attempt to point it up or to glamorize it. The Easterner's idea of a wild life was in the West a normal existence and no need for one to make a fuss about it. From a literary standpoint, the interesting thing about Siringo is that he changed with the times, and this becomes most obvious with the publication of *Riata and Spurs* (1927). By this time the fiction writers had been at work on the cowboy and Siringo was affected. He left out many of the vivid incidents and cow camp phrases, and he assumed that the public wanted more badmen.

With only a casual look at the change in Siringo's approach to his material, we can understand the evolution of the hard-boiled hero in the Western story, for in the cowboy Westerns the good man-badman hero must be defined. The cowboy was colorful enough, good enough, bad enough in his own right, but after he had been painted with the literary brush the brilliance became brittle, the mood an attitude. The anemic good man of an earlier day would have been laughed off the printed page, for to the Easterner, at least, all cowboys were really bad. The difference is, of course, that there were good badmen and bad badmen. Serious historians wrote that the cow hand's »profession demanded arduous riding, quick thinking, a steady

nerve, and sometimes reckless daring; therefore, he usually exhibited qualities of pride, self-sufficiency, and a love for adventure.» But this sort of picture would not do for literature, so for color and animation a typical good badman cowboy became a hero who »would charge hell with a bucket of water.»

The day, however, of the American cowboy — at least the cowboy of the open range — had passed before authors realized that a very colorful and suitable hero for novels had been overlooked, but the discovery was made soon after the turn of the twentieth century. Somewhere between 1902 and 1912 the Western story became a type with characteristics which have not significantly changed during the half century since. They contain Western romantic color, they abound in violence, and they have a good badman, hard-boiled hero. If, as has been thought by some, the Westerns became rigidly molded with Zane Grey's *The Riders of the Purple Sage* (1912), the stereotype can be said to have begun with Owen Wister's *The Virginian* (1902). In this early Western story one can see the attempt to build up a concentration of hate, violence, and brutality:

> Then vengeance like a blast struck Balaam. The Virginian hurled him to the ground, lifted and hurled him again, lifted him and beat his face and struck his jaw. The man's strong oxlike fighting availed nothing. He fended his eyes as best he could against these sledge-hammer blows of justice. He felt blindly for his pistol. That arm was caught and wrenched backward, and crushed and doubled. He seemed to hear his own bones, and set up a hideous screaming of hate and pain. Then the pistol at last came out, and together with the hand that grasped it was instantly stamped into the dust. Once again the creature was lifted and slung so that he lay across Pedro's saddle a blurred, dingy wet pulp.

Here is the West as it occasionally was, but more important, perhaps, it is the West as the Easterner wanted it, and Wister

and those who followed him were always willing to oblige. Here also is violence with the author's point of view. The reader cannot react in his own individual way, but only in the way that Wister insists: as in the use of »hideous», where he is trying to create an emotional effect by words that carry his own attitude. Another conscious attempt to accentuate brutality in this passage is the stamping on the gun hand. With this Wister began a tradition in Western fiction which has continued to grow, with crunching destructiveness, until the present day. But this sort of thing has become a stereotype, which one can see beginning in Wister's book. Western writers have contributed a neat little pile to the bag of tricks used by hard-boiled writers when violent reaction in the reader is desired: a thoroughly smashed gun hand is one so often resorted to. We must assume that Wister thought he was writing a romance, which he really was, and he hangs the hard-boiled accouterments on the plot structure simply because he thought he should when dealing with Western badmen and heroes.

The really hard-boiled cowboy who became a literary hero appears to have been nurtured and hardened in Texas. An article in *Munsey's Magazine* in 1903 said of this tough puncher, »The only way to argue with a Texas cowboy was to kill him. There was no other way to manage him.» It is in *The Log of a Cowboy* (1903) by Andy Adams that these Texas cowboys first enjoyed significant prominence as hard-boiled heroes. According to one student of the Westerns, Eugene Cunningham, this simple narrative »includes every eventuality — rustlers, and stampeding herds, and streams on the high lonesome, and long night watches when the guards sang *Chisholm Trail* and *Lulu Gal* to restless herds, and sprees in cow towns, and shooting scrapes and everyday big and little of the cowboys —familiar to the drovers.»

Published the year following *The Virginian*, the *Log* is amazingly different in style, especially in its success in eliminating the author's point of view.

> »Throw up your hands and surrender,» said an officer to a Texas cowboy, who had spurred an excitable horse until it was rearing and plunging in the street, leveling meanwhile a double-barreled shotgun at the horsemen.
>
> »No to you, you white-livered s-- of a b----,» was the instant reply, accompanied by a shot.
>
> The officer staggered back mortally wounded, but recovered himself, and the next instant the cowboy reeled from his saddle, a load of buckshot through his breast.

There is just as much feeling of violence here as Wister created in his fight, but this is more real, more effective, and one is relieved to find that the author is directing but not controlling the emotional reactions. When Adams wrote the *Log* the true cowboy West was still vivid in his memory, and he had not been influenced by Western story writers. During the half century which has followed Adams's book, the »trail» novel has been one of the most prominent in carrying on the tradition of the hard-boiled hero and the cult of violence, and almost all of them show the influence of the original *Log*.

By the time Charles Alden Seltzer published his *The Two-Gun Man* in 1911, he had an idea of what the Western story should be. A character in that book who is working on a novel expresses it: »I am going to try and draw a word picture of the West by writing of the things that I see. And I am going to try and have some real characters in it. I shall try to have them talk and act naturally.» Seltzer understood the necessity for realism, and he also recognized the Western hero: »And the hero will not be an Easterner — to swagger through the pages of the book, scaring people into submission through the force of his compelling personality. He will be a cowboy who will do things after the manner of the country — a real, unaffected care-free puncher.» In 1909 Seltzer had begun to fashion his heroes for *The Outing Magazine*, and they were hard-boiled from the start. He wrote of a cowboy for whom »sudden death had no terror,» and about whom it was said that he was a »slick, don't-give-a-damn buster.» This hero was considerably

different from the earlier »slick» Simon Suggs who had thought it necessary to be shifty in a new country, for moving across the plains had changed the man with each dusty mile; he had become more endured to hardship, more independent, and now the term »slick» at times referred to the man who could draw fast and kill suddenly.

As Seltzer continued to write his hard-boiled Westerns he became more conscious of the cult of violence and began to use the literary tricks of the trade. By 1916, in *The Range Boss*, he had accepted, among others, the stereotyped smashing of the gun hand.

> »I reckon I've handed it to you pretty bad,» said Randerson. »But you had it comin to you. If you hadn't tried to play the skunk at the last minute, you'd have got off easier. I reckon your hand ain't so active as it's been — I had to pretty near stamp it off of you — you would keep pullin'the trigger of that pop-gun.»

The author is too consciously working for effects here, using the techniques of the cult instead of his own forceful symbols. The Westerns of Seltzer were beginning to sound like stereotyped Western novels by 1922. In *Square Deal Sanderson* the author pointed out that his hero »always loved a fight,» he was »a damned iceberg for nerve,» he was a phenomenal shot and a man of honor. When Seltzer, however, does turn to the use of a symbol to signify death, he does it well:

> But at the report of the rifle, the weapon that had been so rigid and motionless slipped from behind the rock and clattered downward. It caught halfway between the rock and the bottom of the defile. There came no sound from behind the rock, and no movement.

In the cult of violence this is an off-hand and refreshing treatment of death. Yet at the same time Seltzer enjoyed moving into a scene and describing brutality for its own sake. The author had begun, more and more, to use his own point of view

to guide the emotional destiny of his readers. It appears that in some novelists objective writing must be an unconscious art, for as they try to become literary they somehow automatically become more traditional and less original.

There is, of course, a considerable number of Western story writers from whom one can choose in illustrating the hard-boiled hero and the cult of violence. In his search for adventure, excitement, and violence, the virile youth of today is apt to overlook the novels of Zane Grey, thinking of him as a decadent romantic fit only for an older generation. If this is his impression, the contemporary reader should look again, for through his dozens of books Grey was one of the most prolific contributors to the cult of violence. The reputation that Zane Grey has today, of being a sentimental romanticist writing about the picturesque Old West and sundown on the purple sage, must be tempered by the rivers of red blood which ran gushing and flooding from his pages. Grey differs primarily in style, for he, himself, was aware that he was in the cult and admitted to a fondness for violence. He expresses this in the »Foreword» of *To the Last Man* (1921).

> It was inevitable that in my efforts to write romantic history of the great West I should at length come to the story of a feud. For long I have steered clear of this rock. But at last I have reached it and must go over, driven by my desire to chronicle the stirring events of pioneer days.
>
> Even to-day it is not possible to travel into the remote corners of the West without seeing the lives of people still affected by a fighting past. How can the truth be told about the pioneering of the West if the struggle, the fight, the blood be left out? It cannot be done. How can a novel be stirring and thrilling, as were those times, unless it be full of sensation? My long labors have been devoted to making stories resemble the times they depict. I have loved the West for its vastness, its contrast, its beauty and color and life, for its wildness and violence, and for the fact that I have seen how it developed great men and women who died unknown and unsung.

It is undoubtedly true that one cannot write a realistic Western story and the »blood be left out.« And perhaps its »color and life« is in its »wildness and violence.« Yet one can suspect this colorblind writer for whom blood-red was not vivid enough and for whom the natural colors of the West were not sufficiently brilliant.

Grey's first novels, such as *Betty Zane* (1903) and *The Spirit of the Border* (1906), were historical works of an earlier frontier period. Lew Wetzel, his principal hero of that era, had more in common with Leatherstocking than he did with the Texas cowboys. Leatherstocking, to be sure, had some hard-boiled characteristics, but he was only incidentally in the cult of violence, and readers of the cult generally find him dull. Perhaps the earliest of Grey's novels to contain the basic ingredients of the present Western is *Riders of the Purple Sage* (1912). One can observe in this highly sentimentalized story of the West that Grey was beginning to develop his talent for utilizing blood and guts. Lassiter, the hard-boiled hero of the novel is a good badman. He comes near being vulgar, at times, when he is talking to his pure heroine:

> »Then come a change in my luck. Along in Central Utah I rounded up Hurd, an' I whispered somethin' in his ear, an' watched his face, an' then throwed a gun against his bowels. An' he died with his teeth so tight that I couldn't have pried them open with a knife. Slack an' Metzger that same year both heard me whisper the same question, an' neither would they speak a word when they lay dyin'.«

Grey was learning to describe death as a colorful and exciting event. Intense violence became a high point of the novel when Lassiter finally caught up with the Mormon Bishop who had carried off his sister. But he took a few warm-up shots first by killing three lesser badmen. Then it was Bishop Dyer's turn, and Lassiter fired three shots into his arms, nearly tearing one off, as the Bishop tried for his gun. But the hero now had »two

guns» left from which he could pump lead into the body of the helpless Bishop. The heroine, also a Mormon, sighed with admiration when she heard of the prowess of her hard-boiled lover. In order to soften some of his hammer-like blows, Zane Grey frequently had a character call attention to the conditions of life in the West. »Life's hell out here,» Lassiter once told the heroine. And again he asked »Where would any man be on this border without guns? . . . Gun-packin' in the West since the Civil War has growed into a kind of moral law. An' out here on this border it's the difference between a man an' somethin' not a man.»

By the following year, 1913, Zane Grey was swinging with the rhythm of violence, as a passage from *Desert Gold* indicates:

> It was over in a few moments. The tables and chairs were tumbled into a heap; one of the pool tables had been shoved aside; a lamp lay shattered, with oil running dark upon the floor. Ladd leaned against a post with a smoking gun in his hand. A Mexican crouched close to the wall moaning over a broken arm. In the far corner upheld by comrades another wounded Mexican cried out in pain. These two had attempted to draw weapons upon Gale, and Ladd had crippled them. In the center of the room lay Radford Chase, a limp, torn, hulking, bloody figure. He was not seriously injured. But he was helpless, a miserable beaten wretch, who knew his condition and felt the eyes upon him. He sobbed and moaned and howled.

Everything here is piled up for effect: tables, chairs, wounded Mexicans, a bloody figure. But the author does not achieve the effect he tried so hard for because of excessive overwriting. The reader is suspicious of the »oil running dark upon the floor,» and he need not be told that a »torn, beaten wretch» is »miserable.»

In *The U. P. Trail* (1918) Grey, in one of his better Westeans, capitalized on the popularity of the tough Texas cowboy. Lorry Red King, alleged to be the brother of the famous Texas rutlaw, King Fisher, was »like all Texans of his type . . . slow,

easy, cool, careless. Moreover, he gave a singular impression of latent nerve, wildness, violence.» Larry »had an itch to throw a gun and he was unlucky in always running into trouble.» After he killed a sheriff, Texas became too hot for King so he went north to work and fight along the U. P. Trail, for the outpost of the railroad always provided a maximum of violent living. At Kearney Larry got into his »characteristic trouble,» in a quarrel with a construction boss named Smith. When Smith swore at Larry, the »cowboy promptly slapped his face. Then Smith, like the fool he was, went after his gun. He never got it out.» In this bit of action the author remains aloof, letting the reader discover for himself that playing the fool with Larry King means being suddenly dead. In Larry King's last stand, Grey fired rapidly from his smoking pen in describing the final »vibrating» scene of violence. It was the Texan's duty to free the heroine from a notorious »house,» and nothing human could stop this hard-boiled hero in his final march to victory and death. The resulting simulated Jacobean carnage has an assortment of the techniques of the Western story. Action, violence, brutality, and sudden death are, of course, to be expected, and here we find no paucity. The desperado, the killer, has, at the end, become a truly good badman, and has more than complied with the ethical requirements of the Texas code.

The examples we have seen from these few novels published during Zane Grey's first decade of Western story writing are sufficient to established him firmly in the cult of violence tradition. He continued, through the 1920's and 1930's, to pour out these novels, and his blood-spilling hombres continued to shoot up the West in such works as *Wild Horse Mesa* (1928), *Robbers' Roost* (1932), and *The Trail Driver* (1936). During these two decades, however, this flamboyant author did little to imrove his writing technique. He was never able to free himself from the milieu of the hack. Much was to be done, technically, with the blood on the plains, but Grey left the problem to other writers of Western stories.

Clarence E. Mulford's long career as a writer of Western stories began with his *Bar 20* »Range Yarns» contributed to *The Outing Magazine* in 1907. Unlike many of his contemporaries who began realistically only to turn to the completely romanticized style of an earlier period, Mulford first wrote in a gentle, sentimental manner but eventually went on to draw scenes and create characters to fit the country. His early stories were pleasant yarns with characters, like those of B. M. Bowers, more »happy» than realistic hard cowboys of the range. They killed plenty of villains, of course, but often in a quaint, story-like manner. The Hopalong Cassidy of 1909 could »laugh with the elation of impending battle.» Or, if a badman took a shot at him, Hopalong would yell, »You will, hey?» A reviewer for the New York *Times*, May 5, 1912, wrote, »Nobody writes of the West, the unique cowboy West, with more spirit, more appreciation of cowboy humor, courage, dare-devil bravado and loyalty, and more thorough knowledge of the scenes and the people he describes, than does Mr. Mulford.» But Mulford's technical treatment of this »dare-devil bravado» becomes most interesting with his novels of the 1930's, and during this decade one sees a most effective craftsman writing in the cult of violence.

By 1932, Mulford, in *The Round-Up*, had picked up most of the stereotype tricks of the Western stories, but he used them more deftly than had his predessors. He was too subtle to scatter blood and brains about in the manner of the earlier writers, for he had learned that the use of symbols applied with restraint could create more effectively the feeling of, and reaction to, violence in the reader than did the method of allowing gore to flow permiscuously in gushing streams. One of the hard-boiled heroes of this novel, Nueces, had tracked down a rustler:

> He inched backward, bearing to his left and away from the now suspicious rock pile. He made good progress, but he was still careless about bumping into weak stems and little waving things like that. He did not know any better, not being range-

raised. Therefore it was with utter and panicky surprise that he heard three words in a strange but hearty voice behind him.

»Well, well, well,» said Nueces, grinning over the top of a rock.

Maurice's mouth popped open as his rifle slewed around, but it closed again almost instantly. It closed upon the passage of a hunk of lead that never touched a tooth.

The author has carefully refrained from attempting to control the reader's emotions. In fact, by calling attention to Maurice as he crawls around moving little weeds, Mulford has purposely directed the reader away from the violence which is to come, so the impact will be the greater. To work in a touch of tall humor was also a device used to relax the reader. This is real brutal, but the treatment gives it tremendous force as a piece of writing. The last sentence is calculated to make the reader grin with a dry humor and a split second later to jerk mentally and emotionally to the sudden and violent death.

Another instance of grim humor came from the marshal as he was being questioned by Corson concerning the death of Denver Joe, who was supposed to be in jail when he was killed.

»How'd it happen? He was in jail.»

»Y-e-p. He was. I don't know just how it did happen, or who done it, me bein' home in bed at th' time; but from th' signs I'd say that somebody called him up to th' bars an'shot his head near off. Close up it was. Terrible mess to clean up.»

By this time we are sufficiently hardened in the cult of violence so a head shot off does not jarr us too much. Apparently the author knew that. In a similar situation Grey wrote »a bursting gush of blood, thick and heavy, went flooding,» but Mulford handles it with restraint: »Terrible mess to clean up.» Grey tried to control the emotional reactions of the reader by insisting that he look at the scene only through the author. Mulford merely directed and let the reader visualize the »terrible mess» in his own way.

Clarence Mulford, at his best, was a subtle writer in the cult of violence. One of his specialties was the use of a symbol for death, a »nub» of which Mark Twain would have approved. One more example, from *On the Trail of the Tumbling T* (1935), will show some of the variety of this author.

> The movement of his hand was smooth and swift and the hot sun glinted on moving metal, and then the metal dropped from the spasmodic opening of the fingers.
>
> Nueces sheathed his smoking gun and stepped slowly forward. Ten minutes later he was riding on his way again, the tell-tale saddle hidden, the tell-tale horse driven off and free to graze where it would.

This is certainly one effective means of describing death without dwelling upon it, or even mentioning it. The badman is just as dead this way as any other, and the reader feels it strangely. At this point in the development of violence in the Western story, Mulford has surpassed all others in his ability to handle it with a style developed to illustrate violence.

Now, just past the middle of the twentieth century, the Westerns, aided by »pocket books,» are selling millions of copies. The more popular writers — Max Brand, Eugene Cunningham, Luke Short — have done little to improve the Western story. Since Mulford there have been no marked advances, stylistically. In fact, it is quite noticeable that the popular writers have accepted the formula and have reverted back to stereotypes. But to complete the picture, we should see what have been the best sellers of the past few years. Some of these writers loved the taste of their tough phrases; an example from Brand's (Frederick Faust) *Destry Rides Again* (1930) will illustrate this:

> He yanked at his gun as he cried; he was dead in the middle of a curse; for out of the flap of his coat Destry had drawn a revolver, long barreled, gleaming blue; a fire spat from its mouth.

The passage, after what we have seen can be done in presenting violence, appears as an artificial attempt to achieve the feeling of color, action, and brutality. »Dead in the middle of a curse» is all right if you like it, and apparently many do.

There is a swinging back to the techniques of Zane Grey in *Silvertip's Strike* (1933):

> The lantern light came close and flooded over him. His whole breast was flowing with blood, it seemed. The blood ran down to the floor and gathered in two pools.

Grey probably would have settled for »one pool.» Brand knew he had a large reading audience desirous of a real hard-boiled hero capable of enormous blood-letting, and the author was ready for the flow.

Eugene Cunningham worked hard in his attempt to create hard-boiled characters and violent atmosphere. To accomplish this he resorted to many of the accepted techniques of the Westerns, and he specialized in »hard» language: »He's .45 softened» and »Bullet-caught in the very apex of their leaps, men crashed flat into the dust.» At every opportunity Cunningham inserted scenes of bloody action, a typical one appearing in *Riders of the Night* (1932). Chihuahua, a right-hand man of the hero, Burk, took up an argument with »The Animal,» a killer from the opposing gang. In this fight there were interesting rules; each man was allowed a knife for his weapon, but he had to keep one corner of a neckerchief between his teeth.

> Suddenly The Animal sprang in, snatching for Chihuahua's wrist with his left hand, striking with his right. Chihuahua did not give ground this time. Instead, he stepped in flashingly and met The Animal. There was the veriest twinkling of movement. Then Burk saw blood leap out on Chihuahua's knife-hand. The Animal threw back his head. His face was horribly contorted.
>
> »Aggghhhh,» he snarled, and, as the neckerchief fell from his unclenched teeth, his whole front showed blood-covered.

> Quietly, Chihuahua wiped his blade on the neckerchief. He balled the silken square and flung it into the nearest spittoon. His blue eyes were like polished turquoise, for brightness and for hardness, as he stared calmly down upon the dead man.

Obviously Cunningham is trying for specialized effects, pulling the reader around by the nose so he can feel precisely what the author wants him to feel. This passage is strictly in the tradition of Zane Grey, with blood-letting, a »horribly contorted» face, and »snarling.» Perhaps one should be prepared to hear »The Animal» snarl, but the author is surely insistent that nothing be left to the imagination. The most interesting aspect of the selection is the adding of rules, which gives variation to what would otherwise be just an ordinary knife fight.

Like Zane Grey before him, Eugene Cunningham also felt compelled to comment on the »hardness» of the conditions in the West and to justify »mere killing.» The observation came through Vern, the hero of *Buckaroo* (1933).

> Vern shook his head understandingly . . . . When a man came at you, a red, or brown, or white, or yellow man, showing intentions obviously homicidal, you did your best to stop him. And there was nothing in the mere killing of a man who needed to be killed, to discuss endlessly. It was a hard country and the hardest thing about it was its population.

Cunningham contributed almost nothing to the Western story except a few million copies. To the observer it seems clear that this author knew more about the technique of writing good Westerns than his own style would indicate.

There are only differences of degree in the works of Luke Short (Fred D. Glidden, Jr.), one of the latest of the popular writers of Westerns. He uses all of the techniques found in the traditional Western story, with a mixture of his own. Realizing that the harder the action the more effective the reaction, Short concentrates on a smashing, crunching kind of brutality.

One of his typical heroes is Dave Coyle, a phantom-like outlaw of the range. His name was synonymous with death and he knew no fear. On occasion he would allow himself to be put in jail, merely to show-off, for no jail could hold him when he got ready to leave. In early Westerns it often took only one or two bullets to kill a man and satisfy the reader. But in *Hardcase* (1941) five bullets were needed, for simple, sudden death was not always adequate for a reader schooled in decades of this type of violence. In this novel one also finds all of the typical trappings: bullets »smashing,» blood »gushing,» and a body »thudding» and »dropping.» To be sure that the reader understood fully the complete toughness of the hero, Coyle, the author continued to describe him. He was both loved and hated; was admired even when hated; he had »gall — enough for a hundred men»; and he had a »queer kind of reckless guts» that others could not »rightly understand.»

At times Short is content to let the reader alone and to describe a scene without trying to control the reaction. One from *Coroner Creek* (1945) is an example:

> The slug caught Ernie in the chest and he sat down abruptly and went flat on his back. He raised one knee and sighed, and his leg straightened out in the mud.

This kind of restraint, however, did not happen often enough in Short's novels. He is more apt to try for a feeling of complete brutality by having men »smashing,» »butting,» »kicking,» and »sledging» one another. Apparently it is no longer thrilling merely to kill a man; it becomes exciting only when he is sledged into oblivion.

At the end of a half century of Western story fiction, the basic ingredients have not really changed. The most noticable difference is that the hard-boiled hero has become harder and the cult of violence has become more violent. Some of the more serious Western writers like Eugene Manlove Rhodes have not resorted to brutal violence, but the most popular authors have

specialized in it. Some writers have tried to improve the style; one realized that »the gun that could fire and does not has more suspense than a dozen corpes»; but most have and still are catering entirely to what they take to be public taste. A critic looking at a typical Western in the middle of the twentieth century may raise his eyebrows, but a publisher remembering that in 1951 the sales of paper-bound Westerns alone reached thirty-five million will only wink.[1]

Philip Durham

University of California
at Los Angeles

ON SOME OLD PROVENÇAL WORDS

A Corrigendum

In Prof. Kurt Lewent's article »On Some Old Provençal Words» (*Neuphilologische Mitteilungen*, LVII, 1956), p. 212, line 17 from top, *E sui m'en* (sc. from making poetry) *targatz onguan, Quar sonetz* is repeated by mistake from line 19. Line 17 should read *E tan si pac de cel consir Que non saup mot, tro ausi dir »Ite,* (continued in line 18, *missa est»* etc.).

BESPRECHUNGEN

Elio Ghirlanda, *La terminologia viticola nei dialetti della Svizzera italiana* (Romanica Helvetica Vol. 61). A. Francke, Bern, 1956. — 211 S.

In der Schweiz hat die Forschung in der letzten Zeit ein besonders Interesse der Weinbauterminologie zugewandt.

Im Jahre 1949 veröffentlichte ein Schüler Rudolf Hotzen-

[1] I hope to have an opportunity to discuss the American Westerns in Finland in one of the forthcoming issues of this journal.

köcherles, Werner Weber, eine wertvolle Untersuchung über die Weinbauterminologie in schweizerdeutschen Mundarten (Die Terminologie des Weinbaus im Kanton Zürich, in der Nordostschweiz und im Bündner Rheintal. Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung I).

Und soeben ist die eingangs erwähnte Arbeit Ghirlandas, eines Schülers von J. Jud, erschienen, die auf einem sehr umfangreichen Material fusst, das der Verfasser grösstenteils persönlich an Ort und Stelle gesammelt hat. Das von ihm abgefragte Gebiet, Tessin, treibt Weinbau meistens nur als Nebenerwerbsquelle; am bedeutendsten ist hier der Weinbau zwischen Bellinzona und Locarno, aber als wirklich blühend darf er nur in Mendrisiotto bezeichnet werden. Dazu hat Ghirlanda auch die im Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana aufgespeicherten Schätze und die einschlägige Literatur gewissenhaft herangezogen.

Nicht nur die rein sprachliche Seite der Aufgabe, die Sprachgeschichte und Etymologie, hat Ghirlanda mit gutem Urteil behandelt, er steht auch mit der Botanik der Weinrebe sowie mit den kleinsten Einzelheiten des Weinbaus auf vertrautem Fusse.

Bei der Behandlung des Wortschatzes treten deutlich drei Schichten hervor: die romanische, germanische und präromanische. — Die Konfrontation mit der Arbeit Webers ergibt Übereinstimmungen verschiedener Art.

Die Arbeit Ghirlandas ist ein wertvoller Beitrag zu der önologisch-linguistischen Literatur des romanischen Sprachgebietes.

Emil Öhmann

Ernst Fraenkel, *Litauisches etymologisches Wörterbuch* (= Indogermanische Bibliothek, II. Reihe: Wörterbücher). Heidelberg, Carl Winter, Universitätsverlag, 1955. Lieferungen 1—3 (Vorwort, Abkürzungsverzeichnis, Text von *A* bis *kèptelėti*), XX + 240 Seiten.

Der Nimbus einer nicht einmal vom vedischen Sanskrit übertroffenen Altertümlichkeit haftet dem Litauischen seit den Tagen Fr. Bopps und A. Potts an und deshalb stellten ältere Indogermanisten mit Vorliebe litauisch-indische, litauisch-griechische und litauisch-italische Gleichungen auf. Es ist auch

kein Zufall, dass die einzige internationale baltologische Zeitschrift, »Studi Baltici», von einem hervorragenden L a t i n i s t e n, Giacomo Devoto, in Italien herausgegeben wird. Erst vor kurzem, durch die Arbeiten von Fortunatov, Brückner und Trautmann, ist der Baltologie die ihr zweifellos angemessenere Aufgabe, in erster Linie Hilfswissenschaft der Slavistik zu sein, angewiesen worden. Prof. Dr. Ernst Fraenkel, der letzte Mohikaner unter den ruhmreichen deutschen Baltologen, scheint in seinem höchst interessanten, von allen Sprachforschern sehnsüchtig erwarteten Werke immer noch auf dem älteren Standpunkt zu stehen. Er kommt zur Baltologie nicht von der Slavistik, sondern von der klassischen Philologie her und sucht sogar für litauische Dialektwörter gerne Entsprechungen in weit entfernten Sprachen. So trennt er z.B. lit. *ėras* 'Lamm' von seinen Nebenformen und stellt ersteres zu gr. *ἔριφος* 'Bock', lat. *aries* 'Widder', umbr. *erietu* 'arietem', während *jėras* mit gr. *ὥρα* 'Jahreszeit', got. *jēr* 'Jahr', russ.-ksl. *jara* 'Frühling' und *vėras* mit altind. *úrā-* 'Schaf', lat. *vervex* 'Hammel, Schöps' u.a. verglichen wird. Dabei muss die vierte Form. *ǯėras*, dennoch als »Schreibvariante» von *jėras* erklärt werden und auch in bezug auf *vėras* gibt Fraenkel als andere Möglichkeit die Beeinflussung von *ėras* seitens des lit. *vìlna* 'Wolle' zu. Wäre es nicht einfacher, s ä m t l i c h e Varianten als dialektische Differenzierungen einer und derselben baltischen Urform zu erklären?

Anderseits sieht aber Fraenkel dank seiner indogermanistischen Vorbildung Zusammenhänge, die Slavisten und Baltologen verborgen blieben. So hat er mit grossem Scharfsinn erkannt, dass es sich öfters, wenn der Vokalismus nicht ganz zu stimmen scheint (z.B. bei *keĩmaras* neben *kemerỹs*), um »Ablautsentgleisung» handelt. Man wird ihm auch durchaus recht geben, wenn er in vielen Fällen (z.B. bei *gargaliuóti*, *kāpanoti* u.a.), wo man früher bald von lautgesetzlicher bald von »onomatopoetischer» Entwicklung sprach, Kreuzung von »gewöhnlichen» und lautnachahmenden Wörtern annimmt. Besonders wertvoll ist es aber, dass Fraenkel, zum Unterschied von vielen älteren Etymologen, stets die eigentliche Wortgeschichte, die semantische Entwicklung und die jüngeren fremden Einflüsse berücksichtigt. Ihm gelingt es dabei, einige bereits in die Fachliteratur eingedrungene »litauische» Formen als »linguistische Gespenster» zu entlarven (z.B. *darbas* »Laubwerk», *dìžti* für *dyžti* u.a.). Schon dadurch hätte sich der

Verfasser bleibendes Verdienst erworben, er bringt aber ausserdem viele ganz neue Deutungen, was in Anbetracht des jahrhundertelangen Interesses für das Litauische nicht leicht ist.

Wenn ich nun im folgenden einige Randbemerkungen zu Fraenkels Etymologien mache, tu ich es hauptsächlich vom slavistischen und finno-ugristischen Standpunkte aus. Man kann ja von einem deutschen Baltologen nicht die Bekanntschaft mit finnisch geschriebenen Werken verlangen und darum sind die für die Baltologie so wichtigen ostseefinnisch-baltischen Lehnbeziehungen in Fraenkels Wörterbuch nur sporadisch berücksichtigt. So wird z.B. s. v. *bùrė* 'Segel' ein in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung erschienener Aufsatz, in dem die von Fachleuten längst erkannte ostseefinn. Herkunft dieses Wortes weitläufig motiviert wird, ausführlich zitiert, während s.v. *briaunà* 'Kante u.s.w.' das aus dem Balt. stammende finn. *reuna* 'Rand, Kante' überhaupt nicht erwähnt wird, obgleich es von entscheidender Bedeutung für die Etymologie des balt. Wortes ist: letzteres ist nicht zu lit. *brùnė* 'Augenbraue' und *brū̃nas* 'braun' (< nd. *brûn*), sondern zu gr. *ὀφρῦς* 'Rand, Kante, Braue' zu stellen. — Ebenso unberücksichtigt bleibt s.v. *ẽras* (siehe oben) das aus dem Balt. stammende finn. *jäärä, jaara* 'Widder', das für die Etymologie des balt. Wortes von Bedeutung sein könnte (vgl. darüber Kiparsky in Virittäjä, 1944, S. 383—391).

Būgas Zusammenstellung des lit. Flussnamens *Algà* mit russ. *olьga* 'morastiger Sumpf', die Fraenkel S. 7 ohne Kommentare akzeptiert, muss abgelehnt werden, da letzteres ein verhältnismässig junges Lehnwort aus finn. *alho* 'niedrige Stelle, Sumpf, Morast' ist.

Lett. *Lielupe* (S. 13, s.v. *ãpkala*) ist nicht die »livische» (gemeint ist wohl »livländische», die lett. *Gauja* heisst!), sondern die »kurländische» Aa.

Es heisst nicht russ. *beremënnaja* 'schwanger' (so S. 40, s.v. *bérnas*), sondern *berémennaja*.

Lett. *dzẽrvene* 'Vaccinium oxycoccus' heisst baltend. *Kransbeere*, nicht, wie auf S. 138 s.v. *garnỹs* angegeben wird, *Kronsbeere*. Ob dieser letztere Name in deutschen Dialekten auf 'Vaccinium oxycoccus' bezogen wird, ist mir unbekannt. Laut Meyers Konversationslexikon heisst es '*Moos-, Torfbeere*'.

Lit. *gražùs* 'schön, schmuck, stattlich', dessen Etymologie Fraenkel als »unklar» betrachtet, möchte ich zu *gražóti* 'drohen', russ. *gróznyj* 'gestreng, furchtbar, sloven. *grózən* 1) 'schauder-

haft, entsetzlich', 2) 'stattlich, schön' stellen. Zur Bedeutungsentwicklung vgl. d. *schrecklich schön*, schwed. *rysligt vacker*, engl. *terribly beautiful* und franz. *formidable* und amerik. *terrific* (im positiven Sinne!).

Über lit. *iñkaras* und *kãtas* 'Anker' gibt es jetzt eine eingehende Untersuchung in den »Studi Baltici» IX, 1952, S. 238—243.

S. 186 s.v. *irbùs* sieht Fraenkel in den Wörtern abg. *rabъ* 'Sklave, Diener, Knecht', *rabota* 'Arbeit, Dienstleistung, Knechtschaft' einerseits und russ. *rebënok* 'Kind' anderseits »Kreuzung zweier Familien». Letzteres heisst aber heute noch in Dialekten *robënok* und ist eine Suffixableitung von altruss. *robъ* 'Sklave', dass genau dem abg. *rabъ* (heute als kirchenslav. Lehnwort im Russ. üblich) entspricht. Zur Bedeutungsentwicklung vgl. dän. *dreng* 'Junge, Knabe' ~ schwed. *dräng* 'Knecht'.

Russ. *jarъ* 'Sommerkorn, Sommergetreide, Erzeugungskraft' und *jarь* 'Grünspan', die phonetsich und semasiologisch (als »frisches Grün» > »grüne Farbe») zusammengefallen sind und von Fraenkel S. 194 s.v. *jõre* als e i n Wort betrachtet werden, gehören in Wirklichkeit gar nicht zusammen. Ersteres ist nämlich ein Urwort, das zu got. *jēr* 'Jahr', tschech. *jaro* 'Frühling' u.s.w. gehört, letzteres aber ein Lehnwort aus gr. *ἰάρι(ον)* 'Gift, Rost'. Vgl. darüber bei Kiparsky in Virittäjä 1944, S. 389, wo schon auf den Lehnwortcharakter des lit. *jõre* hingewiesen wird.

Ein störender Druckfehler, der nicht ohne weiteres als solcher zu erkennen ist: tschech. *ocas* bedeutet nicht »schwarz», sondern »Schwanz» (S. 198).

Auf die Möglichkeit, finn. *kimalainen* 'Hummel' als echt finnisches Wort zu finn. *kimara* 'Süssigkeit' (heute als Neologismus 'cocktail') u.a. zu stellen, hat als erster Jalo Kalima in den Mélanges Mikkola (Helsinki 1931, S. 66—71) hingewiesen, was Fraenkel entgangen ist, weil der finnische Slavist Eino Nieminen (vgl. s.v. *kamãnė*, S. 212) Kalimas Artikel nicht erwähnt hat.

Wenn das *ie* in lett. *piêpe* 'Schimmel, Kahm, Gewächs an Bäumen als Moos, (Holz-)schwamm', wie Fraenkel S. 238 sagt, aus tautosyllabischem *em* entstanden ist, so muss dieses letztere auf älteres *en* zurückgehen, vgl. Endzelin, Lettische Grammatik § 83 d.

Wie gesagt, sind diese Einwände mit Rücksicht auf Slavisten und Finno-ugristen gemacht, die Fraenkels Wörterbuch

sicher ausgiebig benutzen werden. Rein baltologisch betrachtet stellt sich das Werk solchen Meisterstücken wie Walde-Hoffmanns lateinischem und Max Vasmers russischem etymologischem Wörterbuch würdig zur Seite.

V. Kiparsky

B. E. Vidos, *Handboek tot de romaanse taalkunde.* 's-Hertogenbosch, L. C. G. Malmberg, 1956. XIX, 409 Seiten. Broch. N. Fl. 22.50, geb. N. Fl. 25. —

Dieses Handbuch der romanischen Sprachwissenschaft ist gedacht als eine Einführung der niederländischen Studierenden in die Methoden, Probleme und Resultate der romanischen Sprachwissenschaft, will darüber hinaus aber auch einem philologisch geschulten weiteren Publikum eine Orientierung über dieses Fach, seine Arbeitsweisen und Aufgaben vermitteln. Es ist das erste Werk dieser Art in niederländischer Sprache, entstanden aus den Vorlesungen des Verfassers an der Universität Nijmegen. Verf. verbindet mit einer umfassenden Kenntnis der Materie Begeisterung für sein Fach, einen selbständigen kritischen Geist und pädagogisches Geschick, auch in der Vermeidung des Zuviel und des Zuwenig. Gewisse Schwierigkeiten waren in der Festsetzung der niederländischen Terminologie zu überwinden. Vidos behandelt das Entstehen der romanischen Sprachwissenschaft, gibt eine treffliche Darstellung der Methoden, ihres Wertes und ihrer Reichweite an Hand von gut ausgewählten Beispielen aus der Geschichte der Forschung: vergleichend-historische Methode, Sprachgeographie (»Wörter und Sachen», Onomasiologie, Sprachgeologie, Sprachstratigraphie, Neolinguistik, linguistica spaziale), idealistische Methode, synchronische Sprachbetrachtung. Zum ersten Mal in einem derartigen Handbuch werden aber auch die Phonologie und die strukturelle Sprachwissenschaft dargestellt und kritisch gewürdigt.

Der zweite Teil ist dem Entstehen der romanischen Sprachen und ihrer Eigenart gewidmet: Romanisierung, Latein, Substrat, Superstrat, Verkehr, Christentum; Abgrenzung von Sprache und Mundart, Sprachgrenzen, Klassifizierung, dialektologische Differenzierung, Herausbildung der Schriftsprachen, Charakteristik der romanischen Sprachen, insbesondere des Französischen und Aufzeigen der Bedeutung des Französischen für die

anderen romanischen Sprachen, Affinität zwischen dem Latein und den romanischen Sprachen. Reiche bibliographische Nachweise führen an die massgebliche Fachliteratur heran. Bibliographische Vollständigkeit kann natürlich nicht erwartet werden. Wenn man vielleicht hie und da einen Hinweis vermisst, so ist doch nichts Wesentliches weggelassen. Eine besondere Note erhält das Handbuch dadurch, dass es von einem Autor geschrieben ist, dessen Muttersprache eine nicht indogermanische, nämlich das Ungarische ist. Gerade vom Blickpunkt ganz andersartiger Sprachen aus, bekommt ja manche sprachliche Erscheinung ein anderes Relief. So ist es erfreulich, dass Vidos an geeigneten Stellen auf das Ungarische Bezug nimmt. Auch werden die ungarisch geschrieben Studien zum Rumänischen oder über die Latinität Pannoniens angezogen.

Vidos unterstreicht die Bedeutung des Substrats, dagegen zeigt er sich in Bezug auf die Einwirkung des Superstrats zurückhaltender. Dass der Wandel *kt* zu *it* (NOCTE > *nuit* etc.) auf das keltische Substrat zurückgeht, hält V. für wahrscheinlich, er sieht aber keinen zwingenden Grund für die Annahme des Substratseinflusses in diesem Falle, da der entsprechende Wandel auch anderwärts vorkommt, u.a. im Ungarischen (S. 210). An den Einfluss des germanischen Superstrats bei der Diphthongierung in Italien hält wohl heute niemand mehr fest. Übrigens spricht hier der Zustand des Sardischen (S. 227) nicht gegen germanischen Einfluss in anderen Gebieten, da im Sardischen die alten lateinischen Verhältnisse von kurzen und langen Vokalen bewahrt worden sind. Vokallängung in offener Silbe ist ausserdem eine allgemeine Erscheinung und durchaus nicht an Romanisch in germanischem Munde gebunden. Vidos geht aber doch zu weit, wenn er auch für die Diphthongierung im Französischen den fränkischen Einfluss ausschliessen möchte. Im Norden Frankreichs und der Wallonie war das Stärkeverhältnis zwischen Franken und Romanen ein anderes als in den anderen Gebieten. Dazu erhielten die Franken, im Gegensatz zu den anderen Germanen, ständig neuen Zuzug aus ihrer Heimat. Der dynamische Akzent des Germanischen hat zuerst im Romanischen im Munde der Franken und Frankenabkömmlinge zur Diphthongierung geführt. Es ist doch hinlänglich bekannt, dass wer eine fremde Sprache durch die Praxis (nicht durch die Schule) lernt, diese mit der Phonetik seiner Muttersprache spricht; korrekte Aussprache und Satzmelodie bleiben das Schwierigste bei der Erlernung von Fremd-

sprachen. Vidos meint, warum sollten die Franken nicht darnach getrachtet haben, das Romanische so korrekt wie möglich auszusprechen. Nun, zunächst waren sie einfach bestrebt sich zu verständigen, künstlerisch-ästhetische Absichten stellen sich erst viel später ein, wenngleich die musikalisch Begabten durchaus zu korrekten Nachahmern des Romanischen geworden sein dürften. Dass die Romanen dann die Sprachgewohnheit der sprachlich romanisierten Franken übernommen haben, erklärt sich durch Einfluss des fränkischen Hofes. Vidos meint auch, dass die Gliederung Frankreichs in Nord und Süd, mit rechtlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Unterschieden, den Einfluss der Germanen bedeutend schwächer erscheinen lässt (S. 228/9). Ich bin im Gegensatz hierzu der Auffassung, dass diese Gliederung geradezu der Beweis für den starken germanischen Einfluss ist, denn es handelt sich doch eben um die Scheidung von germanischem Gewohnheitsrecht im Norden und römischem geschriebenen Gesetz im Süden, von germanischen bez. römischen Elementen im Hausbau (Mauerkonstruktion, Dachbedeckung, Inneneinrichtung), in landwirtschaftlichen Methoden und Geräten, im Wagentyp usw. Die Dinge werden dadurch kompliziert, dass ja auch gallische Einflüsse fortwirken, die unterschiedliche Bodengestaltung in Betracht zu ziehen ist, und germanische Einflüsse von Nord und Ost auch nach der grossen Differenzierung in Nord- und Südfrankreich wirksam waren, doch erweist die Volkskunde Frankreichs immer wieder die Gliederung in einen germanisch bestimmten Norden und einen römisch bestimmten Süden. Das ergibt sich auch aus F. Krüger, *Géographie des traditions populaires en France*, Mendoza 1950. Wir sehen also durch die volkskundlichen Ergebnisse die Rolle der Franken bei der Herausbildung der sprachlichen Sonderheit des Französischen bestätigt. Übrigens erkennt Vidos (S. 363) an, dass im Französischen der expiratorische Akzent stärker war als in den anderen romanischen Sprachen. Ich stimme aber Vidos bei, wenn er in dem Ausbleiben der Palatalisierung von *k* vor *a* im Pikardisch-Normannischen keinen germanischen Einfluss sieht (S. 230/1).

Beachtenswert sind V.s. Ausführungen über die Methoden der syntaktischen Forschung (S. 25 ff.) und seine Kritik der linguistica spaziale Bartolis (S. 76/77). Anlässlich der Charakterisierung der romanischen Sprachen zeigt V. wie relativ Kennzeichnungen wie etwa die des Französischen als »abstrakt», »statisch» oder »logisch» sind, indem hier stilistische Bemü-

hungen der Franzosen irrtümlich als der Sprache innewohnende Merkmale angesehen werden, d.h. es handelt sich um Eigenschaften, die den Franzosen zukommen, nicht ihrer Sprache. Ich möchte ergänzen: auch die Stilistik ist ein Teil der Sprachwissenschaft, sie betrifft aber nicht die allgemeine und die Umgangssprache, sondern die Sprache des literarischen Kunstwerks und der kunstvollen Rede und ist daher in erhöhtem Masse von der Einzelpersönlichkeit abhängig, freilich auch von dem, was in der Kulturgemeinschaft bereits Allgemeingut geworden ist. Auf den Stil bezogen haben die obigen Kennzeichnungen doch ihre Berechtigung. Die Sprache als Ganzes gesehen und ihre andauernden Veränderungen sind nicht nur der Ausdruck von Sprechgewohnheit, sondern auch des menschlichen Denkens. In seiner Kritik der strukturellen Sprachforschung (S. 122—145) hebt V. ihr Versagen bei den komplizierten Literatursprachen und bei den Mundarten hervor. Er kritisiert die Annahme sprunghaften Lautwandels, die im Gegensatz zur Erfahrung steht. Der Beweis, dass phonetische Veränderungen auf Veränderungen der Sprachstruktur, auf bestimmten phonologischen Systemen beruhen, ist in der Romania noch nirgends erbracht (S. 140). V. lehnt aber die strukturelle Sprachbetrachtung an und für sich nicht ab, jedenfalls insofern nicht, als die historische Sprachforschung durch das Material der statischen Methoden angefüllt werden sollte. Mit Recht hebt V. hervor, dass die romanische Sprachwissenschaft historischer ist als alle anderen Sprachwissenschaften, da der Ausgangspunkt, das Latein, bekannt ist, und dass die romanische Sprachwissenschaft die synchronische Sprachbetrachtung tatkräftig gefördert hat (S. 149). In der Phonologie, die nicht von Romanisten geschaffen wurde, übernahm die Romanistik die Führung in der historischen Phonologie. Die romanische Sprachwissenschaft muss, wie in der Vergangenheit, auch in Zukunft stets von der Analyse zur Synthese fortschreiten (S. 151).

S. XI: rum. *ă* »staat dicht bij de klinker *ə*» ist missverständlich, da *ă* ein Hinterzungenvokal mit Mundspalt ist, während *ə* im rückwärtigen Teil der Vorderzunge gebildet wird. S. 71/72: Die Entscheidung zwischen Wortrelikt und Lehnwort ist nicht immer leicht. So ist doch gall. *carrus* überall dort, wo Gallier gesessen haben, als Wortrelikt anzusehen, darüber hinaus ist es Lehnwort. Man kann das Wort daher nicht einseitig ganz allgemein als Lehnwort bezeichnen. S. 200: lies bask. *ezker* statt

ezkerra, egiharri statt *eguijarria, etša* statt *eša*. S. 218: An Wörterbüchern für das arabische Element im Spanischen wäre noch zu nennen L. de Eguílaz y Yanguas, *Glosario etimológico de las palabras españolas de origen oriental*, Granada 1886. S. 225, A. 1: lies in der 4. Zeile *uo* statt *ou*. S. 295, A. 6: Über die italienische mundartliche Literatur und ihre Bedeutung siehe noch F. Schürr in Walzels *Handb. d. Literaturwissenschaft*, Teil: *Die romanischen Literaturen des 19. und 20. Jahrhunderts*, Bd. II, Zweiter Teil, Potsdam 1938, S. 30—35, und *Die italienische Mundartdichtung*, VKR XII, 1939, S. 278—308. S. 296: Dass im Spanischen zwischen Schriftsprache und Mundart meist kein deutlicher Unterschied gemacht wird, ist doch wohl übertrieben, wenn auch zugegeben werden muss, dass die mundartlichen Unterschiede im Spanischen nicht so gross wie in Frankreich und in Italien sind, und bekanntlich auch Andalusisches in die Sprache Madrids Aufnahme gefunden hat. Kastilisch, Aragonesisch und Leonesisch—Asturisch werden immerhin auseinandergehalten. S. 306, A. 1 hätte in Ober- und Unterengadinisch geschieden werden sollen, neben Sutselva hätten die kleineren mittelbündnerischen Mundarten (Sutsés, Sursés und Surmeir) Erwähnung verdient. Im Nonsbergischen reicht das Zentralrätoromanische westlich über die Etsch hinaus.

Das Buch des in den Niederlanden wirkenden ungarischen Forschers ist ein sicherer und verlässlicher Führer von grosser Reichhaltigkeit, in dem der persönliche Standpunkt des Verfassers deutlich herausgestellt und begründet wird. Viele Anregungen gehen von dem Werk aus. Romanisten wie Nichtromanisten gewinnen nicht nur eine Übersicht über das Fach und seine Methoden, sondern werden auch zu selbständigem Denken angeregt. Da die holländische Sprache nicht allen Romanisten geläufig sein dürfte, ich denke insbesondere an die Romanisten der romanischen Länder, sollte der Verlag eine Übersetzung des Buches, etwa in das Französische, erwägen.

Wilhelm Giese

Hamburg

MITTEILUNGEN

Professor Dr. Arthur Långfors, der auf Grund von Krankheit die Tätigkeit als Vorsitzender des Neuphilologischen Vereins und Herausgeber der Neuphilologischen Mitteilungen nicht hat ausüben können, ist wegen seiner grossen Verdienste zum Ehrenvorzitzenden des Vereins gewählt worden.

Zum neuen Vorsitzenden des Vereins und herausgeber der Neuphilologischen Mitteilungen wurde Professor Dr. Pekka Katara gewählt, zum Vizevorsitzenden und zweiten Herausgeber Professor Dr. Veikko Väänänen.

Dozent Erkki Valli wurde am 27. Dezember 1956 zum assistierenden Professor der germanischen Philologie an der Universität Helsinki ernannt.

Dr. Tauno F. Mustanoja was appointed Assistant Professor of English Philology in the University of Helsinki on 8 January, 1957.

A public discussion of Niilo Peltola, *The Compound Epithet and Its Use in American Poetry from Bradstreet through Whitman* (Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ, B 105), submitted for the degree of Ph.D. at the University of Helsinki, took place on 18 December, 1956. Official opponent: Prof. Tauno F. Mustanoja.

Einheimische Veröffentlichungen. — Nils Erik Enkvist, *The Seasons of the Year: Chapters on a Motif from Beowulf to the Shepherd's Calendar* (Societas Scientiarum Fennica: Commentationes Humanarum Litterarum, XXII, 4). Helsingfors, 1957.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen. — V. Kiparsky, Ein russischer Familiennamentyp (Festschrift für Max Vasmer, 1956, 230—234); — Neue russische Inschriftenfunde (Osteuropa, VI, 1956, 408—414); — Le »lit d'if» et le manuscrit du *Slovo d'Igor* (For Roman Jakobson, Essays on the Occasion of His Sixtieth Birthday, 1956, 254—259); — Besprechung von M. Vasmer: Russisches etymologisches Wörterbuch (Вопросы языкознания, 1956, No. 5, 130—138). — Veikko Väänänen, La préposition latine *de* et le génitif: une mise au point (Revue de linguistique romane, XX, 1956, 1—20).

INPRESSIONS CONCERNING ÞE WEDURYNG

A short anonymous treatise on the atmosphere and its phenomena is preserved in MS. Porkington 10, ff. 8v-11r. The treatise is entitled *For knowlege of the inpressions concerning þe weduryng.*[1]

The Manuscript. — MS. Porkington 10, which belongs to Lord Harlech[2] and is on deposit in the National Library of Wales, Aberystwyth, is a small quarto volume of 211 leaves. It is written in various hands, partly on vellum, partly on paper, and, as a whole, dates from the second half of the fifteenth century. The first eleven leaves, which may originally have been distinct from the rest of the MS., were probably written in 1463 or soon after, as they contain a description of a calendar made in 1463, f. 6v, and a table of eclipses calculated for the years 1462—81, ff. 7v-8r.[3]

Ff. 8v-11r are written in a small current hand, not found elsewhere in the MS. There are 34 lines to a page. The title is written in red ink, as are the occasional paragraph marks in the text.

A few scribal mistakes suggest that this is not the author's manuscript but a copy.

Dialect. — The language of the treatise is that of the fifteenth century, without marked dialectal features. The following characteristics may be noted, which point to London as the possible home of the scribe.

---

[1] The contents of this treatise have been described in a paper (A Late Middle English Treatise on the Atmosphere and its Phenomena) read before the Sixth Triennial Congress of the International Federation for Modern Languages and Literatures (Oxford, 9—16 September, 1954).

[2] I wish to thank Lord Harlech for his kind permission to study the MS. and to publish the text.

[3] For a description of the MS. see *Neuphilologische Mitteilungen*, LIV, 1953, pp. 33—67.

1. OE. *ā* and OE. *a* before lengthening groups are regularly *ǭ: whom* 14, *more* 22, *cold* 30, *londe* 55, *hongyng* 59.

2. OE. *a* before nasals appears as *a*: *can* 12, *many* 144, *man* 175.

3. OE. *y̆y̆* generally has the value of ME. *i̊i̊*, written *i*, *y*, or *ye*, the spelling *ye* probably denoting length: *fyrst* 1, *first* 37, *kynde* 15, *fyre* 106, *fire* 120, *fyer* 16, etc. The vowel is *u*, written *u*, *o*, in *suche* 51 and *moche* 74, etc. The forms *firþermor* 83 (OE. *y*) and *flyx* 46, *hort* 174 (OF. *ü*) may also be noted.

4. OE. *e̊o̊* appears as *e̊* : *thre* 1, *erthe* 12, *sterre* 130, *swerde* 174. An exception is *furnesse* 85 (OE. *feornes*). This spelling has not been recorded, though the spellings *fur*, *for*, etc., of the corresponding adjective and adverb are not rare.[1]

5. The plural of nouns ends in *-es*, *-is*, *-ys*, *-se*, or *-s*: *fyres* 105, *herbis* 42, *leemys* 12, *partise* 140, *regyons* 2.

6. The forms of the third person plural pronoun are: nom. *they*, *þey;* poss. *ther*, *þer;* obj. *them*, *þem*, except *hem* 56.

7. The third person singular of the present indicative regularly ends in *-th*, written in various ways: *causethe* 41, *crokeþe* 142, *apperithe* 42, *smyttythe* 174, *hortyþe* 176, *gothe* 158, *hathe* 69, etc. Contracted forms occur twice: *put* 129, *hort* 174. The ending *-es* is found once, *times* 22, but the reading is doubtful.

8. The present indicative, third person plural, appears in two forms: the ending *-th* is found nine times, namely in *appereth* 131, *resolvethe* 28, *pulleþe* 28, *apperithe* 105, 126, 144, *callithe* 124, *drawith* 55, *hathe* 109; the ending *-(e)* occurs six times, namely in *dey* 45, *send* 11, *assende* 155, *have* 8, 10, 86. The forms of *be* are: *beþe* 4, 118, *bethe* 22, 140, and *be* 29, 32, etc. (11 times).

---

[1] See NED. *far* and MED. *fer*, adj. and adv. The MED. quotes *for* e.g. from *The Book of Margery Kempe*, ed. by S. B. Meech, EETS. 212, London, 1940, p. 9/3; the form occurs again on p. 16/21.

The *u* in *furnesse* can hardly represent the earlier ME. *ø* of the South-western and West Midland dialects. It is more likely to be due to the influence of *furþ*, *furþer*, or to the rounding effect of the surrounding consonants.

9. The present participle ends in *-yng* : *abydyng* 4, *drawyng* 85, *takyng* 113.

10. The infinitive either has no ending or ends in *-e* : *be* 13, etc., *get* 171, *go* 165, *have* 46, 74, *lepe* 132, *percche* 12.

11. The past participle of strong verbs usually ends in *-n: knowyn* 103, *over-comen* 57, *taken* 40, 48, etc. The only exception is *take* 33.

12. The prefix *y-* occurs four times in the past participles of weak verbs: *ybrent* 107, *ycausede* 9, and *yjoyned* 6, 7.

Syntax. — A point worth notice is the frequent use of *he, hym* in reference to material things. The nominative *he* is used for *part* 18, *vapor* 34, 81, 82, 158, 160, *water* 93, *rayne* 98, *exalacion* 164, 166, and *fyer* 168; the objective *hym* for *vapores* 31 (probably a slip of memory), *vapour* 81, 157, 159, *slyme* 61, *exalacion* 129, and *sterr* 135. The fact that these nouns represent all genders in Old English or Latin and that *he* alternates with *it*, e.g. ll. 98, 158—61, shows that the grammatical gender is entirely obscured. The use of the masculine pronoun is therefore probably due to the feeling that the things referred to are no inanimate objects but active agents in the production of natural phenomena, though actual personification may not have been intended.

Various Latinisms may be noted in the syntax of the verb. For instance, in expressions where the anticipatory subject *it* represents a *that*-clause, an active infinitive is used in the passive sense, probably in imitation of the Latin 'sciendum est quod': *Fyrst it ys to know þat the eyer ys devyded* 1, and similarly in 88, 105—6, 111—12; *For þe knowlege of þe rayne it ys to understond þat* 53. The passive infinitive is, however, employed in the two similar cases where the clause is a dependent question: *Now . . . it schal be knowyn what operacions be causede* 103—4, *þerfor it ys to be scherchede what thonder ys* 150—1.

Latin influence is probably to be seen also in constructions in which *it* is the formal subject of an intransitive verb in the active or passive, with the logical subject wanting: *Now it ys*

to know of fyres 147—8, *And of inpressions moist and watery it is schortly seyde* 99—100, and similarly with *declare of* 101 and *treat of* 37. The following examples may be cited as possible Latin models: 'Pluvia, de qua sciendum est quod', MS. Digby 190, f. 39v; 'Dicto de impressionibus que fiunt in aere ex vapore aqueo humido, restat nunc dicendum de eis que fiunt ex vapore terrestri sicco', MS. Digby 190, f. 41v.

A striking feature of the syntax is the constant use of participles instead of subordinate, especially relative, clauses. Short though the treatise is, the present and past participles occur about twenty times each. Two cases may be mentioned as reflecting the influence of the Latin ablative absolute: *Thes iij thynges supposed, first it schal be tretid of þe wedir* 37—8, *After þe knowleche had of the fyres apperyng in þe firmament . . . , now it ys to know* 146—7; cf. 'Hiis itaque prelibatis ad speciales impressionum causas descendamus,' MS. Digby 190, f. 38r, b.

Vocabulary. — As may be expected in a writing of this kind, words of Latin origin are very frequent. Several terms and meanings occur here earlier than is recorded in the NED., but they may well have been in use among scientists, some of them even among laymen, long before the date of the MS.

A curious term, *the rawe frost*, is used of hoar-frost (line 47). The term does not seem to occur elsewhere, and though the reading *rawe* (in the sense 'not brought to perfect form') is supported by *suche a unparfite forst* 51—2, it may be a scribal corruption.[1]

Source. — Aristotle is the only authority referred to (line 13), but it is obvious that the Middle English treatise is not based directly on his *Meteorologica*. In the main, the natural phenomena are described with such modifications and additions as are found in the *De passionibus aeris* of Albertus Magnus.[2] A few details support the assumption that Albert's

[1] See Glossarial Notes.

[2] Alberti Magni . . . *Summa philosophiæ naturalis*, Cracow, 1587, ff. F 6v — K 7v (*Tractatus IV. De meteorologicis impressionibus*).

work has served at least as an intermediate source for the *Weduryng*. Among such points is, for instance, the mention that the cold middle region of the air is midway between the earth and the sphere of the planets (line 5; more accurately, the sphere of fire, line 16).[1] Another example is found at the end, where four marvellous effects of lightning are enumerated (lines 173—8). Two of the marvels, namely that lightning sometimes strikes a sword to powder without damaging the sheath and that it may burn a wine-cask without spilling the wine, are given by Albert, the latter with reference to Seneca.[2] Of the two remaining marvels, that lightning may burn a man but not his clothes, or burn the bones but not the flesh, the second may be only an elaboration of the first, of which Albert has the direct opposite: 'et vestem consumit et extinguitur statim, cessatque eius violentia, et non lædit hominem, et talis mihi accidit casus.'[3]

The *Weduryng* differs from Albert's treatise in the choice and arrangement of the subject-matter. Both begin with introductory sections on the atmosphere, but Albert discusses the fiery (dry) phenomena before the moist, and then continues with chapters on the winds, thunder and lightning with their effects, earthquakes, whirlwinds, the rainbow, the halo, colours of the clouds, the Milky Way, and comets. It is, however, unlikely that these differences are due to the author of the *Weduryng*, since they are also found in an unpublished Latin text in MS. Digby 190, ff. 38—43, in the Bodleian Library,

---

[1] Albert, *loc. cit.*, f. G 2, is more exact: 'Regio autem aëris media, sumpta per æquè distantiam ab his duabus' (i.e. the lower and the upper region).

[2] *Loc. cit.*, ff. I 2v, I 4.

[3] *Loc. cit.*, f. I 3; but cf. f. I 2, 'Et hic interficit homines, et apparet in eis odor combustionis, et non videtur vulnus, quia cum sit subtilis, subintrat sine vulnere.'

Oxford.[1] The Digby MS. has been assigned to the fourteenth century, but the heading *Bacon, In meteora* is added in a different, apparently later, hand in the upper margin. Since internal evidence is against Roger Bacon's authorship, the work must be regarded as spurious.[2]

In meteora contains an introductory section, which closely resembles that of the *Weduryng*, and descriptions of the moist and dry impressions given in the same order as in the English treatise, but it discusses comets instead of thunder and lightning. As the writing breaks off in the middle of the first column on f. 43r, the rest of the page (?folio) being blank, and the treatise has no colophon, it may well be that the scribe left his work unfinished and that his original contained also a chapter on thunder and lightning.

The Digby treatise is considerably longer than the *Weduryng*, and besides Aristotle, the authorities cited include Albertus, Algazel, Avicenna, Bede, and Seneca. Yet the actual definitions are fairly concise and resemble those of the *Weduryng*. At several points the two texts agree against Albert, for instance: —

1. Dew and hoar-frost are generated from a subtle vapour, but according to Albert from a vapour which is 'grossior' than the vapour producing rain.

2. Sheep that have eaten grass moist with honey-dew die

---

[1] I am indebted to the Curators of the Bodleian Library for permission to obtain a microfilm of the MS. and to include the text in my study.

[2] Lynn Thorndike and Pearl Kibre, *A Catalogue of Incipits of Mediaeval Scientific Writings in Latin*, The Mediaeval Academy of America, Cambridge, Mass., 1937, col. 128, give the assignation with a query. George Sarton, *Introduction to the History of Science*, Carnegie Institution of Washington, Publication No. 376, II, Baltimore, 1931, p. 955, regards Bacon's authorship as possible, suggesting that *In meteora* is a part of Bacon's *Compendium philosophiae*.

of flux, whereas Albert ascribes the death to two varieties of fatal disease affecting the gall-bladder or the liver.

3. Rain and snow are generated in the second region, but according to Albert near it.

4. The observations that the white colour of snow is due to the rareness of the vapour, that water melted from snow is more turbid than rain-water, and that there is more snow in northern countries than elsewhere are not found in Albert.

5. In their descriptions of fiery impressions the Digby and Porkington texts resemble one another more closely than they do Albert's elaborate discussion.

The following extracts from MS. Digby 190, ff. 38—43, will illustrate the points of agreement between the *Weduryng* and *In meteora*.

(*MS. Digby 190, ff. 38—43*)[1]

(*f. 38*) IN METEORA[2]

[C]um ad noticiam impressionum habendam quedam oportet premittere secundum doctrinam, Aristoteles in primo metheororum, quorum unum et primum est quod tota spera aeris primaria divisione dividitur in tres regiones, sive tria intersticia, scilicet primam, mediam et suppremam, quorum trium distinctio atque divisio non est accipienda secundum equales spaciorum quantitates, sed magis secundum eorum disposiciones et qualitates.

Cum enim sol et alie stelle tam fixe quam errantes radios suos luminares diffundant super terram et aquam, radios illos necesse est a terra et aqua iterato reflecti; unde cum reflexio

---

[1] The text is edited with only minor corrections, printed in square brackets. Contractions are expanded without notice, and a distinction is made between *u* and *v*. Capitals and punctuation are editorial.

[2] Bacon In meteora.

causa sit caloris in eo ad quod fit reflexio, necesse est partem aeris inferiorem, ad quam reflectuntur radii, supra debitum proprie nunc calidam esse et ferventem . . . Ignem igitur in spera et loco naturali maxime calere nesesse est. Cum ergo concavum ignis ubique speram aeris contingat, necesse est partem aeris superiorem ignis viciniorem ab ipso multum calefieri . . . Totum vero quod est inter has duas regiones, quo nec unquam ignis ambiens calorem diffundit nec reflectio radiorum aliquatenus (*f. 38r, b*) pertingit, medie regioni ascribamus. Et hoc est primum quod oportet ad determinanda premittere.

Aliud est autem quod oportet ad prescire, scilicet quod omnes hec regiones aeris nunc dicte calidiores sunt naturaliter estate quam autumpno vel vere, et adhuc autumpno quam vere vel yeme, et die magis quam nocte, nisi forte per accidens aliquando contingat oppositum . . .

Tercium autem ad sequentia premittendum est quia cum corpora superiora radiis suis et motu calefecerint duo elementa inferiora, que sunt terra et aqua, resolvunt ex eis quosdam vapores sive fumositates . . . Sed fumositas aquea calida est et humida, fumositas vero terrea calida est et sicca . . . Vapor siccus quandoque ascendit in regionem aeris suppremam igni vicinam, et sic fit materia ignium, de quibus infra dicetur.

Vapor autem humidus nunquam mediam regionem transcendit, sed aut ibi convertitur in aerem, si ibidem non invenerit frigus quod possit eum comprimere, aut si comprehendatur a frigore, condensatur, fiunt ex eo diverse impressiones, sicut infra patebit. Hoc itaque ad principale propositum sufficiat.

Hiis itaque prelibatis, ad speciales impressionum causas descendamus. Sciendum igitur quod cum sol et alie (*f. 38 v*) stelle omnes radiis suis, giratione sua aquam et terram calefecerint, elevant ex eis quandoque vapores aqueos subtiles, quibus si frigus cito obviaverit, quod possit eos condensare vel inspissare ante quam primam aeris regionem transcenderint, convertuntur in aerem . . . Si vero vapores, post quam in aerem convertantur, occupati fueri[n]t a frigore temperato,

quod ipsos congreget et inspisset, tunc iterum convertuntur in aquam subtilem, et fiunt ros . . .

(*f. 38 v, b*) . . . et cadit ros viscosus ad modum mellis super herbas et folia arborum. Oriente autem sole et ipsum calefaciente evaporat eius humidum derelicto tantum terrestri sicco, quod quidem remanet quasi farina subtilis sparsa super herbas et arborum folia. Herbam autem super quam cadit talis ros libenter comedunt animalia et maxime oves; quid tamen mel, quia non est bene decoctum, solvit ventres eorum. Et ideo oves de ipso multum commedentes fluxu ventris moriuntur . . .

De pruina. Pruine autem materia eadem est que et roris secundum Aristotelem, sed differunt in causa efficiente et generante . . .

(*f. 39 v*) Pruina est aqua a vapore subtillissimo per vehemens frigus pr[im]a[1] aeris regione congelata . . .

[P]ost predicta restat consideranda pluvia, de qua sciendum est quod cum vapor aqueus grossus elevatur a terra, propter calorem fortem qui est in ipso multum elevatur, adeo quo usque pertingat ad mediam aeris regionem, ubi frigiditate loci compressus condensatur in nube, que adhuc frigiditate magna nubem comprimente inspissatur in aquam, et sic fit pluvia . . .

(*f. 40 r, b*) Nix est aqua ex vapore in nubem aliquantulum condensato conversa simul quia per frigus excellens media aeris regione congelata . . . Materia enim nivis remota vapor aque[us],[2] sicut pluvie, propinqua vero nubes rara per aerem[3] diffusa, que prius congelabatur quam condensetur in aquam . . .

(*f. 40 v*) Patet etiam ex predictis quare nix est multum alba, quia cum nix aqua quedam sit distracta in partibus et divaricata secundum modum nubis ex qua facta est, multum habet in se de aere et per consequens multum capax est luminis. . . . Liquet etiam ex predictis quare aqua nivis liquefacte non est pura et clara, sicut est aqua pluvialis, sed magis grossa et

---

[1] pruina.

[2] aque.

[3] per aerem *repeated.*

turbilenta, unde et sordidantur manus quando lavantur nive liquefacta. Huius enim causa est talis quia nubes ex aqua generata vix apprehensa est a frigore congelante ante quam ex ea segregentur partes grosse terrestres, igitur mixte; unde manet illa aqua spissa et turbida ex commixtione illarum partium terrearum . . .

(*f. 40 v, b*) Et hinc est quod in locis aquilo[na]ribus [1] multa fit generatio nivis, in aliis enim locis multa est frigiditas propter respectum soliis ad loca illa . . .

(*f. 41*) [G]randinis autem materia remota est eadem que et pluvie vel nivis, scilicet vapor aqueus in media aeris regione suspensus; proxima tamen eius materia alia est, ipsa videlicet aqua ex nube iam conversa, que vel in ipsa sua conversione, vel cito post conversionem, p[ri]us [2] quam ad terram pervenerit, a frigore comprehendetur et congelatur . . .

(*f. 41 v*) Dicto de impressionibus que fiunt in aere ex vapore aqueo humido, restat nunc dicendum de eis que fiunt ex vapore terrestri sicco, ut de ignibus qui in aere generantur . . .

(*f. 41 v, b*) Sic igitur communium impressionum ignearum effectus et materia et locus generationis sunt idem, sed differunt penes figuram tantum, quia si materia fuerit multa et equaliter subtilis simulque elevata, tunc apparet quasi magnus ignis ad modum ardentis stiple, unde et globus a Seneca vocatur.

Si vero non fuerit materia equaliter elevata, sed continue una pars post aliam, apparet quasi ignis oblongus ad instar trabis ignete, propter quod a Seneca trabes appellatur, a wulgo autem columpna vocatur, eo quod [3] stet ad modum columpne erecte in aere . . .

Alie etiam figure ignium in alto generatorum multiformes sunt et innumerabiles, quarum tamen omnium diversitas accidit secundum diversam materie positionem et figuram . . .

---

[1] aquiloribus.

[2] p *and the mark of abbreviation for* us.

[3] quod *repeated.*

(*f. 42*) Quandoque enim movetur vapor ignitus ad unam partem tantum perpendiculariter et directe vel etiam oblique, sive sursum sive deorsum sive ad latus, secundum modum expulsionis eius a frigore pellente, et tunc vocatur stella volans vel ignis volans . . . Aliquando vero [vapor] [1] ignitus movetur deorsum, et iterato redeundo movetur sursum, et sic semper vicissim donec penitus extinguatur; cuius causa est quod talia a frigore forti obviante propelluntur directe deorsum, et cum aliquantulum expulsi fuerint deorsum, iterum motu naturali ascendunt sursum, et iterum propelluntur a frigore deorsum, et sic semper qua usque extinguantur et in aerem convertantur.

Et dicunt aliqui quod viderunt [stellas] [2] coram se ludentes in aere, quod dicit Albertus bis temporibus suis apparuisse.[3]

Aliquando vero contingit quod idem quod exterio expellitur sit vapor ignitus oblongus multum viscosus et bene simul conglutinatus, et talis vapor in spera sua propulsione incurvatur, sicut incurvatur lancea de manu fortiter proiecta, et tunc apparet ad modum (*f. 42 r, b*) draconis flexuosi, unde dicunt multi se vidisse dracones volantes per aerem, qui ignem vomerent . . .

(*Expl., f. 43*) Ideo igitur ignes in alto generati, et precipue cometa, significare dicuntur mortem violentam et bella, non quidem per se et directe, sed significant dominium Martis.

In view of the close agreement of the *Inpressions concerning þe Weduryng* and a number of passages of the Digby treatise, it is highly probable that the two texts go back to a common source, which may have contained a discussion of the comets as well as thunder and lightning. This source appears to have been largely based on *De passionibus aeris* of Albertus Magnus, and was most probably written in Latin, a hypothesis which

---

[1] motus.

[2] *Omitted.*

[3] *This observation is not found in Albert's treatise as printed in 1587.*

is supported by the frequent Latinisms of the *Weduryng*. But whereas the author of *In meteora* has drawn on other authorities besides this treatise, the Middle English author appears to have used only this one source. In all probability the *Weduryng* is a translation or an adaptation of the Latin text.

Date and Authorhip. — The language of the *Inpressions concerning þe Weduryng* points to a date of composition about the middle of the fifteenth century. The author remains anonymous. That he was well versed in Latin is obvious from his vocabulary and sentence construction, but more than that cannot be inferred from his treatise.

Editorial Principles. — In this edition contractions are expanded without notice. In verbal endings a *t* above the line has been expanded as *-ith*: *assendith* 34, *drawith* 55, *causith* 74, *kepith* 81, *comith* 94; the loop for the genitive and plural ending as *-es* (7 times); and the sign for *us* as *-ys*: *beemys* 92, *effectys* 173, *thys* 160, 167. The abbreviation for *ur*, which is frequent in words such as *turned* 58, *vapour* 51, etc., occurs also in *weduryng*, title, *watur* 60, *aftur* 156, *þondur* 170, 171, and *strengur* 181. Curls to final *n*, *m*, *r*, and strokes through final *l*, *ll*, and *h* have been disregarded. Initial *ff* is printed as *f*, and a distinction is made between *i* and *j*, *u* and *v*. A few changes have been made in the scribe's use of capital letters. Punctuation and hyphens are editorial.

Alterations of the MS. readings are printed in square brackets.

(*MS. Porkington 10, ff. 8 v-11*)

f. 8v FOR KNOWLEGE OF THE INPRESSIONS CONCERNING ÞE WEDURYNG

Fyrst it ys to know þat the eyer ys devyded into thre partes or regyons of diverse dysposicion and qualiteyes. The fyrst therof ys callyd þe region wherin all maner of bestes

beþe abydyng, þat ys to sey, þe part of þe eyer unto þe erth joned. The seconde region ys þat place þat ys þe myddyl wey betwyxt us and þe place yjoyned unto þe planetis. And þe thyrde, þat part of the eyer yjoyned unto þe seyde planetis. So that þes iij have þer disposicion[1] fro above, wherfor accordyng it ys þat after þe operacions within them ycausede, þat after the seyde operacion they have þer disposicion.

And sith it ys so þat the son and oþer sterrys send þer leemys uppon þe erthe and þe water and can nat percche þem þorogh, nedly þer most be reflexions. And after Aristotill reflexion ys cause of hete. Then þat part of þe eyer to whom reflexion ys maide most be hetter þen ys kynde ys; also þat part of þe eyer þat ys joyned with þe element of fyer must be hottest of all; so þat the part of the eyer þat ys betwext thes two partyes ys coldest of all, for he ys furþest fro þe erthe causyng reflexion and þe higher part so nygh unto the element of fyer.

The seconde to be considered ys that thes partyes of the eyer bethe some tyme more hotter then in oþer, as times[2] in august more then in jule and yn may then in wynter; for þe strengher þat þe son schyne on þe erthe, þe hotter the erthe ys.

The thyrde thyng [to be considered ys][3] þat the son and other sterrys sendyng ther beemys unto the erthe and water resolvethe of and pulleþe fro the erthe diverse vapores, whyche be dry and hote, assendyng unto þe sper and element of fyer if þe myddyl part of þe eyer, þat ys cold and moyst, take nat his qualites fro hym. And þer in þe hegher part of þe eyer þer be made diverse inpressions, as afterward it schal be sayde.

Of water also þer ys take a vapur of hote and moyst / dis- *f. 9*
posicion, whyche vapor, if he be nat letted, assendith unto

---

[1] disposicio*n altered from* disposicin.

[2] *The reading is doubtful. The word seems to contain an initial letter, four minims, and* es.

[3] *Illegible; supplied from l. 21.*

the myddyl region of þe eyer. And þerof ys caused diverse inpressions, as it schal be tolde.

Thes iij thynges supposed, first it schal be tretid of þe wedir that[1] ys called dewe. Wherfor the mater of dewe ys a watyry vapor assendyng þe fyrst regyon of the eyer, or evyr it may come to þe seconde region taken with colde, the whyche colde takeþe awey the hete of the seyde vapor and so causethe it to fall doun. And so þer apperithe upponn the herbis a stilled water, whyche water, when it ys dry, apperythe lyyng uppon herbis like flour; of þe whyche schepe yf they ete, þey dey sone after of þe rott, for it is ovyr-swete and causethe them to have þe flyx. And thys is kalled myldewe.

The rawe frost ys caused of lyke sotyl vapor assendyng the fyrst region of the eyer and ther taken with gretter colde then þe dewe ys, whyche colde destroyethe all þe hete of þe vapur þat causith it to assende, and so castethe don þat vapour þer congelyd. And then þer apperithe suche a unparfite forst uppon þe erthe.

Rayne. For þe knowlege of þe rayne it ys to understond þat þe son, þe mone and oþer sterres with þer strong operacions drawith out of þe londe and water vapours ful grosse, havyng gret hete þat causeþe hem to assende to þe seconde region of þe eyer; whyche vapours þer with colde over-comen be turned þer unto a clowd, whych cloude ys lyke slyme þer hongyng. And þerfor þe hete abydyng is nat anone tornede unto watur, but þat slyme agayne ys taken after þe[2] absens of þe son with gretter colde, þat turneþe hym unto water, and so þat ys rayne. So þat þe gretter þe colde be that dissolve þe cloude, þe gretter ys þe rayne, and [þ]e[3] smaller the colde be, the smaller ys the rayne.

Snowe. Snowe ys causede of a grosse vapour lyke wyse as ys þe rayne, whyche vapour in the mydyll part of þe eyer

[1] þat that.

[2] after þe *repeated and crossed out.*

[3] ande smaller.

ys turned into [a][1] rar[2] cloude. And afterwarde be excessyve colde þer ys congelid þe sayde cloude, apperyng unto us staturyd abrode,/ and hathe a whyte colour; whyche cloude *f. 9v* after, bi cause of þe resistence that it makeþe agayne þe son, ys dissolved and fallethe don unto erthe in þe same forme þat it was yn when it was in the cloude.

And þe cause why it apperithe whyȝt ys for þe vapour, whereof it causithe to have moche of þe eyer, þat causith it to be cler, and clerenesse causithe any thyng þat it ys joynede with to be whyȝt. Neverþelesse, after þat þe[3] snowe be dissolvede into water, þe water þerof commyng is more trobolous þen any reyne-water, natwithstondyng the whytnesse of þe snowe. And þe cause þerof is what tyme þe grosse vapour, wherof þe snow is caused, bi excellent colde is turned into þe cloude, he kepith with hym þe grossnesse þat he had of þe erþe when he fyrst assendith.

Firþermor, þe colder þe contre be, þe more snowe is þer ingendird, as it is open of the contres þat be more to þe northe drawyng, of all parties of þe erthe most colde for þe furnesse þat they have fro þe son.

Hayle. Folowyngli of the hayle it is to be tretyd. Wher it is to know þat þe mater of þe hayle is a wateri vapour, bi þe accion of þe son taken up into þe mydil part of þe eyer, unto a cloude þer congeled; whych cloud afterward is dissolvyd bi operacion of þe seyd son, in so moche þat þe cloude sufferethe nat þe beemys of þe seyde son com don unto þe erthe, and so ys turnede into[4] water; whyche water, after þat he be dissolved, comith don unto þe erthe in þe fortune of rayne. Neverþelesse, or it passe þat region þat [it][5] is dissolved in, þe sayde rayne is taken of colde most intense and by þe sayde

---

[1] into rar.
[2] g *blotted out after* rar.
[3] sco *or* sto *struck off after* þe.
[4] in in to.
[5] þat is.

colde þer is congelid, and so falleþe don to þe erþe in þe same forme and signe þat he was of when it was dissolved out of þe cloude. And of inpressions moist and watery it is schortly seyde.

f. 10 In þe fyrst parti of þis tretis schortli it hathe be decla-/red of inprescions caused by exalacions moist and wateri.

Now folowyngli in schort wyse it schal be knowyn what operacions be causede of vapours hote and drye, and first of the fyres þat apperithe in þe eyer. Wher it ys to know þat þer apperithe at some tyme a fyre like as it were a quantite of thornes ybrent lastyng a while. At some tyme also þer apperithe a very long fyer and sommewhat of resonabul quantite. And þes two fyres hathe one mater oþer wyse disposyde.

As for the fyrst of þe two fires, it is to know þat þe son, by his operacion and accion, nat onely takethe and pullethe up water-vapours but also exalacions hote and dry, takyng them out fro þe erthe, causyng þes exalacions to assende towarde þe sper and element of fyre if þis vapour be nat lett by þe coldnes of þe second region. Then þes vapours, when þey be thys nere unto þe thyrde region, þer by accion of þe son beþe set on fyer, and after þe quantite of þe mater of þe vapour þer ys smaller and larger fir and also lenger and schorter.

And somtyme in þe firmament þer apperithe a fire like unto a pyler, whos mater was nat taken up all togyder, but successyfly, and so aperithe, when it is sett on fyre, in the same[1] figure þat þe exalacion was of when it was taken up. And þerfor þe comyn pepyll callithe þis fyre þe brennyng pyller.

And sumtyme þer apperithe fallyng sterres and also[2] fleyng. And þe cause þerof ys an exalacion taken up by þe son and in þe eyer set on fyer, whyche part of þe eyer beyng colde

---

[1] syngne *crossed out after* same.

[2] and also *repeated.*

sofferith nat þat exalacion þer to abyde, but put hym thens. And so þer aperithe after þe fallyng sterre þerof a foule slyme.

And also at sumtyme þer appereth þer sterris to pley and lepe up and don. And þo sterris be caused of a lyke mater as thes fallyng sterris be of, and for gret coldnes of þe eyer be cast towarde þe erthe; whyche sterr, / by cause of þe grete *f. 10v* [hete][1] þat ys within hym, assendithe[2] agayne, and ageyneward for coldnesse of þe eyer ys aȝen cast donwarde, and so ys mevyde up and don tyl þe mater þerof be wasted and consumede.

And sumtyme it fallethe þat þe vapour so fallyng be verey long and viscouse, whose partise bethe all joynede togyder, so þat in hys fallyng, for þe swyftnesse of his mevyng, apperithe þat it crokeþe unto þe simylitude of a serpentes tayle. And þat ys comynly[3] seyde þe brennyng dragon or fyer-drake.

Many mo figurys of fyr þer apperithe then these, whose diversite is causede of þe diversite of þe mater þat they be of.

After þe knowleche had of the fyres apperyng in þe firmament whyche be somwhat abydyng, now it ys to know of fyres nat[4] permansive neþer abydyng, þat ys to sey þe lyghtnyng, whyche ever ys joynede with thondyr. And in so moche þat the þonder ys þe cause of the lyghtnyng, þerfor it ys to be scherchede what thonder ys and whereof it ys causede.

In so moche þat the son by hys vertu pullethe up vapours bothe hote and drye and also wete[5] vapours, oþer whyle þese two vapours assende þe on afor and þe oder of them after, as þe moyst assendithe afore, þe dry vapours aftur, and þys dry vapours receyvithe into hym; whyche moist vapour, after þat he hathe þis vapour receyved, gothe abrode as all watery

---

[1] grete þat.
[2] assendithe a/agayne.
[3] comynly and þat is comynly.
[4] nat nat.
[5] ex *blotted out after* wete.

thynges wyll, and kepithe þis dry vapour withyn hym þat no way he may passe esyly. Þen thys vapour thys encludyd withyn assendithe with thys moyst vapour, and, after þat it come unto þe seconde region of þe eyr, þer for þe coldenesse of the place to a clowde is congelyde. And þen thys dry exalacion *f. 11* includid withyn thys cloude resistethe in as moche as he can, for he[1] is of a contrary disposicion and wolde go/out, so þat by þe labur þat he hathe withyn thys cloude [he][2] ys set on fyer. And then thys fyer, thys fyghtyng within the cloude, at some place as he may best brekethe out. And thys brekyng out of þe fyer causithe thys excellent and ferfull[3] noyse þat ys called the þondur; so þat the more difficulte þat it be un[to][4] the fyer to get out, þe more ys þe thondur-clappe. And þe fyer thys brekyng out is called lightnyng.

And þis hathe dyverse and mervelouse effectys. At somtyme it smyttythe a swerde to pouder and hort nat the scaberde, and at some tyme brennethe a man and nat hys clothes, and oder whyles brenneþe þe bones and hortyþe nat the fleysche, and at somtyme brenneþe a ton ful of wyne and schedithe nat þe lycour þeryn.

And þe gretter þe thondyr ys, þe gretter ys the lightnyng; for the more fervently þat thys dry exalacion brekyþe þe cloude, þe more strengur ys the lyghtnynge.

GLOSSARIAL NOTES

The Glossarial Notes are additions to the NED. and, in one or two cases, to the MED. The dates in brackets are those of the quotations in the NED.

assende, v., to rise, 50, 56, 114; 3 pl. 155; assendith(e), pres. 3 sg.,

---

[1] *A letter blotted out after* he.
[2] cloude ys.
[3] nos *crossed out after* ferfull.
[4] un the.

34, 82, 135, 156, 161; assendyng, pres. part., 29 (Of inanimate things, 1514—1859)

brennyng dragon, n., a shooting star with a luminous train, 143 (NED. *Drake* [1], 2, cites 'a berninge drake' from Layamon.)

brennyng pyller, n., a pillar-like mass of fiery vapour, 124 (Cf. NED. *Fiery*, la, *Pillar*, 4; and William Fulke, *A Goodly Gallerye . . . of all kynde of Meteors*, London, 1563, f. 8v, 'Of burning Beames and round Pillers'.)

clerenesse, n., transparency, 75 (1692—1856; but cf. *Clear*, 3, quoted from 1300—1798.)

dysposicion, n., constitution, nature, 2; disposicion, 8, 10, 33, 165 (1477, Caxton — 1813)

fallyng sterre, n., falling star, meteor, 130; fallyng sterres, 126; fallyng sterris, 133 (1563—1836; not in MED. at *fallen* or *falling*. The term is a translation of the Latin 'stella cadens'. Cf. John of Trevisa's translation of Bartholomeus' *De proprietatibus rerum*, Wynkyn de Worde, [Westminster, 1495], f. & v,b, 'Thise ben Inpressyons that þe people wene to be sterres that falle by nyght doun fro heuen & fle upwarde to heuen.')

fortune, n., condition, form, 94 (The sense is more concrete than in any of the examples quoted in the MED. *fortune*, 3 a.)

furnesse, n., distance, 85

grosse, adj., dense, thick, 55, 65, 79 (1592—1839. The term may have been adopted direct from Latin meteorological writings, e.g. those of Albertus Magnus or his followers.)

grossnesse, n., density, thickness, 81 (1527—1807; cf. the preceding note.)

hetter, adj. comp., *? mistake for* hotter, 15

in so moche þat, conj. phrase, inasmuch as, seeing that, since, 91, 149, 153 (Unrecorded meaning.)

it, pron., anticipatory subject in a passive construction, the logical subject being a dependent question, 103, 151; formal subject of an intransitive verb in the passive, 37, 87, 99, 101, or in the active, 147 (Unrecorded uses; see the note on the syntax.)

know of, v., to obtain information about, 147 (1400—1420)

myddyl wey, n., þe ~, used as adv., midway, 5 (1568—1860)

over-comen, pp., overtaken, 57 (Cf. NED. *Overcome*, 8 and especially 8 b, with one quotation from Shakespeare. Among Latin equivalents are e.g. 'apprehendo', 'comprehendo', 'obvio', 'occupo', 'occurro'.)

ovyr-swete, adj., too sweet, 45 (1584)

permansive, adj., permanent, lasting, 148 (NED. Supplement,

Permansive, quoted from 1866. The adjective **permansivus* does not appear to be recorded, but Du Cange cites the adverb *permansive* with the following explanation: *'Permansive, non dispositive*, voces quæ passim occurrunt apud Scholasticos, id est, . . . per modum habitus, non affectionis.')

rar, adj., not dense, 67 (Of gases, 1595—1862)

rawe frost, n., hoar-frost, rime, 47 (Unrecorded. If this is the original reading, *rawe* is used in the sense 'not brought to perfect composition, form, or finish'; see NED. *Raw*, 3. It is, however, possible that the reading is corrupt and that *rawe* stands for *rime*, the original reading being *rime-frost*. Another possibility is that the original had *rag*, 'hoar-frost', a dialectal word recorded from Cumberland, Westmorland and Lancashire, the compound *rag-rime* from Lincolnchire. The corresponding verb occurs in *Sir Gawain and the Green Knight*, line 745, ed. by Sir Israel Gollancz, EETS. 210, London, 1940; see the editor's note and EDD. *Rag*, sb.[2] and v.[2])

region, n., part of the atmosphere, 3, 5, 35, etc.; regyon, 39; regyons, pl., 2 (1563—1860. The term occurs several times in John of Trevisa's translation of Bartholomew's *De proprietatibus rerum*, Book XI.)

resistethe, pres. 3 sg., resists, 164 (Intr., without construction, 1547—1862)

resonabul, adj., of a fair or considerable length, 108 (1588—1726. It is tempting to compare the term 'resonabul quantite' to the Latin 'rationalis magnitudo', which Forcellini quotes at *Rationalis*, 5, with the following explanation: 'Rationalis magnitudo a Geometris ea dicitur, cuius mensura cognosci potest.')

scherchede, pp., investigated, 151

staturyd, pp., ~ abrode, spread out, 69

successyfly, adv., continuously, without interruption, 122 (1531—1790; cf. L. Diefenbach, *Glossarium Latino-Germanicum mediae et infimae aetatis*, Frankfurt, 1857, where *successiuus* is interpreted as 'slow' and *successiue* as 'slowly'.)

supposed, pp., stated as certain, 37 (Cf. NED. *Suppose*, 11, 'to state, allege', quoted from 1411—1651; and Forcellini, *Suppositus*, 3, 'tanquam certus positus', *Suppono*, 10, 'pro tanquam certum ponere'.)

taken, pp., overtaken, 40, 48, 60, 96 (1533—1890, with a doubtful example from *Sir Gawain and the Green Knight*. Cf. note on *over-comen*.)

times, pres. 3 sg., happens, 22 (1205—1400)
trobolous, adj., turbid, 77 (1495—1544)
þer, adv., used unemphatically with a verb in the passive, 32, 33 (1533—)
water-vapours, n. pl., exhalations from water, 113 (Cf. NED. *Water-vapour*, quoted from 1880 and 1908.)

Auvo Kurvinen

A NOTE ON SAINTSBURY'S CRITICISM OF LYDGATE

Ever since Joseph Ritson labelled John Lydgate »a voluminous, prosaick, and drivelling monk,»[1] it has been fashionable for the professional critics of literature to consider that poet the dullest writer in the English language. The most merciless — and, likewise, the most impressive — of them has been George Saintsbury, who assures us, in the *Cambridge History of English Literature*, that we ought not to be »surprised at his being the author of even the worst things attributed to him» (II, 228) and that he is guilty of two great faults: »The one is prosodic incompetence; the other is longwinded prolixity» (*Ibid.*). Saintsbury sums up his opinion of Lydgate's production as follows: »But what is most fatal of all is the flatness of diction noticed above — the dull, hackneyed, slovenly phraseology, only thrown up by his occasional aureate pedantry — which makes the common commoner and the uncommon uninteresting. Lydgate himself, or some imitator of him, has been credited with the phrase 'gold dewdrops of speech' about Chaucer. He would hardly have thought of anything so good; but the phrase at least suggests an appropriate variant, 'leaden splashes,' for his own» (*Ibid.*, 234).

---

[1] Joseph Ritson, *Bibliographia Poetica* (London: 1802), p. 87.

It is a significant coincidence that Lydgate not only *did* think of the phrase »gold dewdrops of speech,» but that he used it in a most felicitous passage of his *Lyf of Our Lady* — a poem to which Saintsbury has devoted almost a whole page of the *Cambridge History:*

> And eke my maister Chaucer nowe is grave,
> The noble rethor, poete of Britaine,
> That worthy was the laurer to have
> Of poetry and the palm attayne;
> That made firste to distille and rayne
> The golde *dewedropes of speche* and eloquence
> In to our tonge thrugh his excellence.[1]

These are not such lines as a critical reader may overlook, especially if we consider that the encomium of Chaucer continues on the same level of poetic excellence for three more stanzas. Nor must we forget that Lydgate uses a very similar expression — »The gold dewedropis of rhetorik so fyne»[2] — in the *Troy Book*, a work also discussed in the *Cambridge History*. The coincidence discussed here strongly suggests that Saintsbury's Olympian contempt for the poetry of Lydgate was at least partially the result of his own failure to read the material he was so articulately condemning.

If Saintsbury's oversight be his alone, it may be passed off as an amusing slip on the part of a great scholar. However, we wonder whether less formidable and authoritative critics have proved more thorough in their investigations. Nearly every critic since Ritson has levelled precisely the same accusation — that of intolerable prolixity — at Lydgate; yet none has felt called upon to support his position with specific refe-

---

[1] John Lydgate, *The Lyf of Our Lady*, printed by Robert Redman (London: 1531), chapt. XXXiiii, fol. Niiii verso (italics mine).

[2] John Lydgate, *Lydgate's Troy Book*, ed. Henry Bergen (London: 1906—1935), I, Bk. I, 4699.

ernces to relevant texts. Considered in this light, Saintsbury's oversight simply cannot be passed off as an amusing slip; it makes it only too clear that it is high time to reconsider seriously the negative verdict which our age has passed upon the works of John Lydgate.

University of California, Berkeley

Alain Renoir

GOTTESACKER UND CAMPO SANTO

Spuren mittelalterlicher Glaubensvorstellungen im deutschen und italienischen Wortschatz

Zur Bezeichnung des Begräbnisplatzes gibt es im Deutschen neben den zwei üblicheren Ausdrücken *Friedhof* und *Kirchhof* bekanntlich noch einen dritten, *Gottesacker*. Nach der Definition der Wörterbücher benennt man mit diesem letzterwähnten »zunächst den ausserhalb eines Wohnbezirks angelegten Friedhof im Gegensatz zu dem an der Kirche in der Stadt oder in dem Dorf gelegenen Kirchhof». Es handelt sich um »ein zum Besitz der Kirche gehörendes Gelände, ein als Begräbnisstätte geweihtes Feldstück», und erst später hat das Wort die Bedeutung für jeden Friedhof bekommen, ohne Rücksicht auf seine Lage innerhalb oder ausserhalb einer Ortschaft.[1] Eine weitere Bedeutungsentwicklung liegt vor in der Anknüpfung des christlichen Auferstehungsgedankens an diesen Ausdruck.[2]

[1] Grimm, *Deutsches Wörterbuch* IV, Spalte 1201, s.v. *Gottesacker*. Übereinstimmend sind die Erklärungen auch in Kluge-Götze, *Etym. Wb.*, S. 275—276, s.v. *Gottesacker*, und in *Trübners Deutsches Wörterbuch* II, S. 448, s.v. *Friedhof*.

[2] Heyne, *Deutsches Wörterbuch*, Sp. 1225, s.v. *Gott*, *Trübners D. Wb.* II, S. 449, s.v. *Friedhof*, und Grimm, *D. Wb.*, s.v. *Gottesacker* 1, b.

Zeitlich ist *Gottesacker* der jüngste von den drei Ausdrücken. Den bisher ersten Beleg hat Kretschmer in seiner Wortgeographie geliefert, wo eine ausführliche und grundlegende Erörterung über *Gottesacker* gegeben wird, und zwar aus dem 14. Jahrhundert, wo das Wort oftmals in den Wiener Urkunden erscheint (1369, 1379, usw.). Häufiger nachweisbar ist es aber erst seit dem nachfolgenden Jahrhundert und begegnet einem auch anderswo.[1]

Hinsichtlich der Verbreitung von *Gottesacker* wird gesagt, dass es ein besonders süddeutsches Wort gewesen ist. Im Mitteldeutschen war es seltener und hauptsächlich auf die ostmitteldeutschen Quellen beschränkt. Heutzutage scheint es in den Randgebieten seines alten Verbreitungsgebietes im Rückgang begriffen, kommt aber noch in weiten Teilen Süddeutschlands und Thüringens entweder als alleinstehender oder auch als gewählter, pathetischer Ausdruck neben den zwei obenerwähnten Hauptbezeichnungen vor.[2]

Als Definition des italienischen Ausdruckes *Campo Santo* wird folgendes gegeben: »*Campo consacrato per seppellirvi i morti*»[3] oder »*Campo cinto di muro o altro riparo, dove i Cristiani seppelliscono i morti*»[4]; es kann dem Worte auch die Bedeutung eines ausserhalb der Stadt liegenden Feldes beigemessen werden: »»*Quel campo fuori della città, cinto di mura o altro riparo, ove i cristiani seppelliscono i morti*».[5]

---

[1] Paul Kretschmer, *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache*, Göttingen 1918, S. 276 ff. und 609.

[2] Vgl. vor allem Grimm, *D. Wb.*, und Kretschmer, S. 276 f., wo das heutige Verbreitungsgebiet des Wortes ausführlich erörtert wird.

[3] Battisti-Alessio, *Dizionario etimologico italiano* I, S. 709, s.v. *Camposanto.*

[4] Tommaseo-Bellini, *Dizionario della lingua italiana* II, S. 71, s.v. *Camposanto.*

[5] *Vocabolario universale della lingua italiana*, edizione eseguita su quella del Tramater, II, Mantova 1847, s.v. *Camposanto*, und Prospero Viani, *Dizionario di pretesi francesismi e di pretese voci e forme erronee della lingua italiana* I, Firenze 1858, S. 271, s.v. *Camposanto.*

Als Erscheinungszeit des Ausdruckes im Italienischen wird gewöhnlich das 14.Jahrhundert angegeben. Die älteste Textstelle befindet sich in Tommaseo-Bellini, wo ein Passus eines nicht genannten Verfassers aus den Pisaner Chroniken angeführt wird. Es wird zwar von Prati das Datum in das vorhergehende Jahrhundert gerückt, ohne aber eine genaue Angabe von Belegen.[1] Die sonstigen Beispiele der Wörterbücher stammen aus bedeutend späterer Zeit, dem 16. und 17.Jahrhundert. Über die Geschichte und die Verbreitung von *Campo Santo* fehlen vorläufig eingehendere Studien.

In den deutschen Erörterungen wird *Gottesacker* gewöhnlich dem italienischen *Campo Santo* zur Seite gestellt, ohne aber das Verhältnis der beiden Ausdrücke zu einander genauer nachzuprüfen. Es wird *Campo Santo* nur als »dem deutschen *Gottesacker* vergleichbar»[2] oder »entprechend»[3] bezeichnet. Auch von den Italienern wird die Ähnlichkeit der zwei Ausdrücke beobachtet, und zwar mit Hervorhebung des an ihnen erscheinenden poetischen Gedankens.[4] Die Deutung von *Gottesacker* und *Campo Santo* geschieht ebenfalls in übereinstimmender Weise, und zwar auf Grund der Vorstellungen, die durch die Bedeutung der bei deren Bildung erscheinenden Bestandteile ins Bewusstsein gerufen werden: die Vorstellung eines Ackers und die der Weihe, wodurch ein Grundstück seinen Zweck als Begräbnisplatz bekommen soll. Die Frage nach deren Entstehung und ursprünglicher Bedeutung bekommt aber einen vollkommen neuen Ausblick, wenn man sie im Licht einer bestimmten Kategorie von

---

[1] Angelo Prati, *Vocabolario etimologico italiano*, Milano 1951, S. 210, s.v. *Campo.*

[2] Grimm, *D. Wb.*, s.v. *Gottesacker.*

[3] Kluge-Götze, s.v. *Gottesacker;* vgl. auch Kretschmer, S. 277.

[4] So in Viani: »*la lingua italiana . . . non la cede che alla tedesca, che chiama il Camposanto* Campo di Dio (*Gottesacker*), *quasi fosse il campo a Dio riserbato per la sua propria raccolta*», und in Tommaseo-Bellini: »*Bel modo italiano: e i Tedeschi:* campo di Dio.»

älteren Texten genauer betrachtet, und zwar nach Schilderungen und Itinerären, die von den Wallfahrern im hohen und späten Mittelalter und im ersten Beginn der Neuzeit über Jerusalem und Rom hinterlassen worden sind.

In dem Artikel über *Gottesacker* werden gelegentlich im Grimmschen Wörterbuch einige alte Belege geliefert, ohne sie als eine besondere Bedeutungsgruppe hervorzuheben: So ist *gotesacker* nach Diefenbach im Mitteldeutschen des 15.Jahrhunderts *Acheldemac*, und in einem schlesischen Text vom Jahre 1496 aus der Sammlung der Palästinapilgerfahrten von Röhricht und Meisner wird das Wort ähnlich gebraucht. Damit begnügt sich dieses deutsche Wörterbuch; in den italienischen Wörterbüchern fehlt jeder Hinweis auf eine eventuelle entsprechende Anwendung von *Campo Santo*.

In den obigen Textbelegen bedeutet *Gottesacker* nicht 'Friedhof' überhaupt, sondern es wird ein ganz bestimmter Begräbnisplatz gemeint, und zwar der Fremdenfriedhof von Jerusalem, der heutzutage unter der Namensform Hakeldama bekannt ist. Es handelt sich um den Acker, der nach der biblischen Überlieferung (*Matth.* XXVII, 8 ff.) mit den dreissig Silberlingen, welche Judas als Lohn für seinen Verrat erhalten hatte, gekauft und zum Begräbnis der Fremdlinge oder Pilger, wie die betreffende Bibelstelle auch verdolmetscht werden kann, bestimmt worden war. Als Beerdigungsstätte der abendländischen Pilger wird das Hakeldama schon gegen die Mitte des ersten Jahrtausends nach Christi bezeichnet[1], und in ununterbrochener

[1] Vgl. *Itinera et descriptiones Terrae Sanctae*, hrsgg. von Titus Tobler, I, Genevae 1877. Bei Antoninus Martyr (circa 570) heisst es: »*Akeldemac hoc est, ager sanguinis, in quo omnes peregrini sepeliuntur*» (S. 106); in Arculfus, *Relatio de locis sanctis, ab Adamnano scripta* (circa 670): »*Hunc parvum agellulum . . . in quo diligentius plurimi humantur peregrini*» (S. 160—161); und bei Beda Venerabilis (circa 720): »*Acheldemach . . . peregrinos et ignobiles mortuos hodie quoque alios terra tegit, alios inhumatos putrefacit*» (S. 221).

Folge wird es zu diesem Zweck bis auf das 19.Jahrhundert benutzt.[1] Seit der Zeit der Kreuzzüge wird von dem Hakeldama fast in jedem Pilgerbericht gesprochen.[2] Zuerst geschieht es in knappen Worten, wobei man der Bibelerzählung höchstens die Angabe über die Lage des Ackers hinzufügt. Aus einem französischen Texte des 13.Jahrhunderts bekommen wir zum ersten Mal Kunde von einem Leichenhaus, das sich auf dem Grundstück befindet und dessen auffallende Form in der Fortsetzung von zahlreichen Pilgern durch Jahrhunderte hindurch beschrieben wird: »*D'autre part le valee . . . a un charnier c'on apiele Caudemar. Là getoit on les pelerins qui moroient a l'Ospital de Jherusalem. Cele piece de terre ou li charniers est, fu achetee des deniers dont Judas vendi la char Jhesu Crist.*«[3] Eine ausführlichere Schilderung, in der das Aussehen dieses Bauwerkes kurz, aber anschaulich dargestellt wird, stammt von Ludolf, *rector ecclesiae parochialis* von Sudheim, im Bistum Paderborn, der in den Jahren 1336—1341 eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternahm[4] und die Beobachtungen über seine Reise in der lateinischen Sprache aufzeichnete. Von dem Hakeldama erzählt Ludolf folgendes: »*Ipse ager sanguinis non est magnus, ut dixi, sed profundissimus effossus et desuper testudinatus et foraminibus rotundis perforatus, et per illa foramina corpora mortuorum intus proiiciuntur.*«[5] Aus anderen gleichzeitigen Beschrei-

[1] Titus Tobler, *Topographie von Jerusalem und seinen Umgebungen* II, Berlin 1854, S. 274.

[2] Eduard Robinson, *Palästina und die südlich angrenzenden Länder* II, Halle 1841, S. 178.

[3] *Itinéraires à Jérusalem et descriptions de la Terre Sainte rédigés en français au XI^e, XII^e et XIII^e siècles*, hrsgg. von Henri Michelant und Gaston Raynaud in »Publications de la Société de l'Orient latin», Série Géographique III, Genève 1882, S. 45.

[4] Vgl. die Einleitung, S. 5, zu *Ludolfs von Sudheim Reise ins Heilige Land*, hrsgg. von Ivar von Stapelmohr, Akad. Abhandlung, Lund 1937.

[5] *Ludolphi . . . de Itinere Terrae Sanctae liber*, hrsgg. von Ferdinand Deycks, »Bibl. d. Litt. Vereins» XXV, Stuttgart 1851, S. 85.

bungen geht noch deutlicher hervor, dass der ganze Acker von diesem eigenartigen Bau gänzlich überwölbt war; so sagt z.B. ein Engländer: »*Et nichil aliud est ager ille nisi quedam volta, manibus hominum constructa, ex parte Vallis monti propinqui coniuncta. In summitate, ut estimo, continet LX pedes in quadro, et ibi sunt decem aperture profunde in que precipitantur corpora mortuorum super premortuos*».[1] Das farbenreichste Bild über das Hakeldama bringt der Ulmer Predigermönch Felix Fabri, der zweimal, im Jahre 1480 und 1483, Palästina besuchte. In seiner Erzählung, die auch die Vorgeschichte dieser heiligen Stätte umfasst, zeigt er Sinn für den angenehmen Blick, den man vom Hakeldama über viele aus dem Leben Jesu bekannte Orte ausserhalb Jerusalems hat.[2] Das Hakeldama, wie es in den modernen Zeiten erscheint, liegt in Ruinen und ist von angehäuftem Erdreich teilweise bedeckt.[3]

Hakeldama, in den alten Texten *Acheldemach* mit zahlreichen wenig abweichenden Lesearten, leitet sich von dem aram. *ḥăqel dĕmā'*, griech. *Ἀκελδμάχ*, 'Acker des Blutes', her. Es ist die Benennung, die in dem *Evangelium Matthaei*, XXVII, 8, diesem Acker beigegeben wird, da er mit dem Preise des Blutes Christi gekauft worden war. In den verschiedenen Sprachen wird Hakeldama mit einer durch direkte Übersetzung gebildeten Benennung wiedergegeben, so lat. *Ager Sanguinis*, deutsch *Blutacker*, ital. *Campo del Sangue*. Auf biblischer Überliefe-

---

[1] *Itinerarium cuiusdam Anglici Terram Sanctam et alia loca sancta visitantis (1344—45)*, in Girolamo Golubovich, *Biblioteca bio-bibliografica della Terra Santa e dell'Oriente francescano* IV, Quaracchi 1923, S. 457.

[2] *Fratris Felicis Fabri Evagatorium in Terrae Sanctae, Arabiae et Aegypti Peregrinationem* I, hrsgg. von K. D. Hassler, »Bibl. d. Litt. Vereins» II, Stuttgart 1843, S. 424 ff.

[3] Vgl. z.B. H. Melander, *Hakeldama*, in »Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins» XVII, 1894, S. 25 ff., und Tobler, *Topographie* II, S. 260 ff.

rung fusst auch der Name *Ager Figuli, Töpferacker, Campo del Vasaio.* Neben diesen Benennungen erscheint, wie schon erwähnt, im Deutschen auch *Gottesacker;* in lateinischen und italienischen Texten kann für dieselbe Stätte seit alters die Bezeichnung *Campus Sanctus*, bzw. *Campo Santo* nachgewiesen werden, wie bald ausführlicher gezeigt wird.

Zum ersten Mal finde ich die deutsche Bezeichnung *Gottesacker* für das Hakeldama bei einem Pilger des 14.Jahrhunderts. Es handelt sich um Lorenz Egen aus Augsburg, der im Jahre 1385 in Palästina war und in einem trockenen Verzeichnis der heiligen Stätten auch den Blutacker aufzählt: »*Do ist der gotsacker. Das velt ward gekaufft umb das gelt des bluts Christi. Do pin ich gewesen.*«[1] Wie Egen die Benennung gebraucht, zeigt, dass sie schon durch vorhergehende Tradition geheiligt war. Dieser Beleg bleibt aber der einzige für das betreffende Jahrhundert. Im 15.Jahrhundert hingegen, dessen zweite Hälfte hinsichtlich der deutschen Pilgerschriften die Periode der höchsten Blüte bedeutet, kommt dieser Ausdruck an zahlreichen Textstellen vor. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts lassen sich Belege aus drei Pilgerschriften anführen, in der zweiten steigt ihre Zahl auf elf. Die Verfasser stammen meistens aus oberdeutschem Gebiet, es fehlt aber auch nicht das mittel- und niederdeutsche Element. In chronologischer Reihenfolge kommt zuerst der Niedersachse Hans Porner, der in den Jahren 1418—1419 seine Wallfahrt unternahm und von »*Godesacker*« spricht.[2] Die nächstfolgenden Belege findet man bei Georg Pfintzing aus Nürnberg, dessen zwei Reisen nach dem Heiligen

---

[1] *Pilgerfahrt eines Augsburgers nach dem heiligen Lande i.J. 1385 von ihm selbst beschrieben*, in »Das Ausland» XXXVIII, 1865, S. 919.

[2] *Hans Porners Meerfahrt*, hrsgg. von Ludwig Hänselmann in »Zeitschrift des Hist. Vereins für Niedersachsen» 1874—1875, S. 138.

Lande in die Jahre 1436 und 1440 fielen: »*der gotes acker*»[1], und in der Reise vom Jahre 1444 eines Ungenannten, der wohl nicht in Augsburg geboren war, dort aber lebte: »*uf den gocz acker*».[2]

Die Pilger, die hier aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erwähnt werden müssen, kommen in folgender zeitlicher Ordnung: zuerst der Schweizer Hans von Eptingen, vom Jahre 1460: »*uf den Gottsacker*»[3]; nach ihm, vom Jahre 1461, der Landgraf Wilhelm der Tapfere von Thüringen;[4] im Jahre 1470 Kanonikus Ulrich Brunner vom Haugstift in Würzburg: »*uff den acker, der nu heyszt der gotzacker*»[5]; Ludwig der Jüngere von Eyb aus Nürnberg, im Jahre 1476: »*zu dem gotzacker*»[6]; weiter zwei andere Nürnberger, die zusammen im Jahre 1479 die Wallfahrt unternahmen, Sebald Rieter: »*auf den gotzacker*»[7], und Hans

---

[1] In R. Röhricht — H. Meisner, *Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande*, Berlin 1880, S. 78; vgl. auch J. Kamann, *Die Pilgerfahrten Nürnberger Bürger nach Jerusalem im 15. Jahrhundert, namentlich die Reiseberichte des Dr.med. Hans Lochner und des Jörg Pfinzing*, in »Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg» 1880, S. 140.

[2] *Ein Pilgerbüchlein. Reise nach Jerusalem von 1444*, hrsgg. von A. Birlinger in »Archiv für das Studium der neueren Sprachen u. Literaturen» XL, 1867, S. 311.

[3] *Reise des Ritters Hans Bernhard von Eptingen nach Palästina, im Jahre 1460*, in »Der Schweizerische Geschichtsforscher» VII, 1828, S. 364.

[4] *Pilgerfahrt des Landgrafen Wilhelm des Tapferen von Thüringen zum heiligen Lande 1461*, veröffentlicht und in das moderne Deutsch übertragen von I. G. Kohl, Bremen 1868, S. 108.

[5] *Die Jerusalemfahrt des Kanonikus Ulrich Brunner vom Haugstift in Würzburg (1470)*, hrsgg. von R. Röhricht in »Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins» XXIX, 1906, S. 39.

[6] *Die Pilgerfahrt Ludwigs des Jüngeren von Eyb nach dem heiligen Lande (1476)*, hrsgg. von Christian Geyer, Bayreuth 1902, S. 44.

[7] *Das Reisebuch der Familie Rieter*, hrsgg. von R. Röhricht und H. Meisner, »Bibl. d. Litt. Vereins» CLXVIII, Tübingen 1884, S. 77.

Tucher: »*der gotzacker*»[1]; im Jahre 1483 der schon erwähnte Felix Fabri: »*zu dem heyligen Gottsacker, Acheldemach*[2]; Conrad Grünemberg, ein Schweizer im Jahre 1486[3]; Dietrich von Schachten aus Hessen, im Jahre 1491: »*der Acker, denn mann nennett denn Gottes Acker*»[4]; der Schlesier Peter Rindfleisch, der einzige Pilger, bei dem das Grimmsche Wörterbuch den besonderen Gebrauch des behandelten Ausdrucks hervorhebt: »*der gottesacker*»[5]; im Jahre 1498 der Nürnberger Stefan Baumgartner, Verfasser der Pilgerfahrt des Herzogs Heinrich des Frommen von Sachsen: »*Auf den Gottesacker*».[6]

Die Zahl der deutschen Pilgerreisen und dementsprechend der Palästina-Pilgerschriften nimmt in den nachfolgenden Zeiten bedeutend ab, als Folge der Reformation.[7] Nur noch dreimal ist in Texten des 16.Jahrhunderts der Blutacker unter der Benennung von Gottesacker zu finden, und zwar bei dem Schlesier Martin Wanner im Jahre 1507: »*ager figuli, dass ist*

---

[1] *Reise nach dem Heyligen Grabe*, Nürnberg 1482, S. 70[r].

[2] Das lateinische *Evagatorium* von Fabri ist schon erwähnt worden. Die deutsche Ausgabe seines Reiseberichts erschien noch während des 15. Jahrhunderts; für diese Arbeit ist ein Druck vom Jahre 1556, o.O., benutzt worden, S. 62[r].

[3] *Ritter Grünembergs Pilgerfahrt ins Heilige Land 1486*, hrsgg. und in das moderne Deutsch übertragen von J. Goldfriedrich und W. Fränzel, »Voigtländers Quellenbücher» XVIII, Leipzig 1912, S. 80.

[4] Röhricht—Meisner, *Pilgerreisen*, S. 197.

[5] Röhricht—Meisner, *Pilgerreisen*, S. 327.

[6] *Die Jerusalemfahrt des Herzogs Heinrich des Frommen von Sachsen*, hrsgg. von R. Röhricht in »Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins» XXIV, 1901, S. 17.

[7] Vgl. die Listen, die R. Röhricht in dem Werke *Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande*, Innsbruck 1900, aufstellt. Es ist möglich gewesen, nur elf Pilgerschriften aus dem 16. Jahrhundert gegen siebenundzwanzig des vorangehenden Jahrhunderts für unseren Zweck heranzuziehen.

die stelle genant der Gottes Acker»[1], bei Philipp van Hagen, der aus einer im Elsass sesshaften Familie stammte und seine Reise nach Palästina im Jahre 1523 unternahm: »*do zeigt man unsz den gocz acker*»[2], und bei dem Ostfranken Sigmund Thunger, vom Jahre 1551: »*ein . . . fleck ist der gottsackger Acheldamach*».[3] In der Fortsetzung scheint diese Benennung aus dem Gebrauch geraten zu sein, wenigstens sind keine Belege dafür aus späteren Zeiten mehr anzutreffen, während nunmehr vom Blutacker oder auch Töpfer- oder Häfneracker gesprochen wird.[4]

Für das italienische *Campo Santo* als Bezeichnung des Hakeldama können sogar ältere Beispiele angeführt werden als bei dem vorbehandelten deutschen Ausdruck. Den frühesten Beleg bietet eine Stelle aus Niccolòs von Poggibonsi *Libro d'Oltramare*, das nach einer in den Jahren 1346—1350 unternommenen Pilgerfahrt verfasst worden ist: »*Il Campo Santo che fu comperato de' denari, che Giuda vendè Cristo a' Farisei*». Es folgt eine Beschreibung, die mit einer Wiederholung schliesst: »*e questo si chiama Campo Santo*».[5] Etwa hundert Jahre später erscheint der Ausdruck wieder, bei Mariano von Siena, dessen Reise in das Jahr 1431 fällt: »*el campo . . . oggi si chiama Campo*

---

[1] *Pilgerschriften I. Die Pilgerfahrt des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz und Brieg nach dem heiligen Lange*, hrsgg. von H. Meisner und R. Röhricht in »Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins» I, 1878, S. 190.

[2] *Hodoporika Philipps van Hagen aus dem 3. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts*, in Ludwig Conrady, *Vier rheinische Palaestina-Pilgerschriften des XIV., XV. und XVI. Jahrhunderts*, Wiesbaden 1882, S. 264.

[3] S. 21[r] der Handschrift Cgm. 954 aus dem 16. Jahrhundert der Münchener Staatsbibliothek.

[4] So zu Ende des 16. Jahrhunderts in Samuel Kiechels *Reisen* (hrsgg. von K. D. Hassler, »Bibl. d. Litt. Vereins» LXXXVI, Stuttgart 1866, S. 298) und in Heinrich Büntings *Itinerarium Sacrae Scripturae*, Magdeburg 1597, S. 59.

[5] Fra Niccolò da Poggibonsi, *Libro d'Oltramare* (*1346—1350*), Textausgabe von A. Bacchi della Lega, mit neuen Noten versehen von P. B. Bagatti, Gerusalemme 1945, S. 42.

Santo».[1] Noch zwei weitere Belege stammen aus dem 16.Jahrhundert, und zwar handelt es sich um zwei anonyme Auflagen eines *Viaggio* von Venedig nach Jerusalem, die den Text Niccolòs von Poggibonsi stark benutzt haben.[2] Beide geben u.a. eine ausführliche Schilderung des »*Campo sancto Hierosolimitano*» und fügen hinzu: »*questo Campo tra noi christiani è chiamato Campo santo*».[3]

Ausser im Deutschen und Italienischen scheinen entsprechende Benennungen keine weitere Verbreitung gehabt zu haben. Nur bei dem Spanier Pero Tafur finde ich in seinen *Andanças é viajes por diversas partes del mundo avidos* (*1435—1439*), *Campo Santo* gebraucht: »*aquel Campo Santo que fué comprado por los treynta dineros*», es handelt sich aber um einen Verfasser, der starken italienischen Einfluss in seinem Wortschatz zeigt und bei dem der Ausdruck *Campo Santo* in dessen verschiedenen Bedeutungen als ein Italianismus betrachtet worden ist.[4] Bei den Franzosen z.B., von denen ich für diese Arbeit zwanzig in der Landessprache zwischen dem 13. und 17.Jahrhundert verfasste Pilgerberichte herangezogen habe, wird von dieser heiligen Stätte zwar regelmässig gesprochen, nicht aber unter einer ähnlichen Benennung.

In lateinischen Texten tauchen vereinzelte weitere Beispiele

---

[1] *Del viaggio in Terra Santa fatto e descritto da ser Mariano da Siena nel secolo XV*, hrsgg. von Domenico Moreni, Firenze 1822, S. 57.

[2] Über die Nachahmungen jenes berühmten Palästina-Pilgerführers, s. Näheres im Vorwort zur kritischen Ausgabe des *Libro d'Oltramare*, S. XXXIII ff. Von den zahlreichen Drucken sind für diese Arbeit benutzt worden der *Viagio da Venetia al Sancto Sepulchro e al monte Synai*, Venetia 1520, und ein ein anderer vom Jahre 1583, ebenfalls aus Venedig, beide von Bagatti erwähnt.

[3] S. F l^{r} der erwähnten älteren Auflage und S. E l^{r} in der späteren. In der Ausgabe von 1520 findet sich auch ein Holzschnitt über das Hakeldama-Leichenhaus.

[4] Vgl. J. Terlingen, *Los italianismos en español desde la formación del idioma hasta principios del siglo XVII*, Amsterdam 1943, S. 159, woher auch die Textzitation herrührt.

für diesen besonderen Gebrauch auf, und zwar wieder bei zwei Italienern, zu denen ein Engländer hinzutritt. Die älteste dieser Quellen ist der um das Jahr 1300 entstandene Bericht des Italieners Pipino: »*Fui item in agro Acheldemach . . . locus ille nunc dicitur campus sanctus*».[1] Von *Campus Sanctus* spricht auch sein Landsmann, der Notar Nicola de' Martoni »*de civitate Calinensi*», der im Jahre 1394 die Pilgerfahrt in Gaeta antritt.[2] Bei dem Engländer handelt es sich um Thomas Brygg, der die Palästinareise im Gefolge des Bürgermeisters von Bordeaux, Thomas de Swynburne, im Jahre 1392 unternahm: »*Item Campus Sanctus, emptus XXX argenteis pro sepultura peregrinorum*».[3]

Die Belege, in denen *Campus Sanctus*, *Campo Santo* und *Gottesacker* als Bezeichnung des Pilgerfriedhofes von Jerusalem auftreten, beginnen also mit dem 14.Jahrhundert, und der älteste ist sogar auf die Jahrhundertwende zurückzuführen. Diese drei Ausdrücke findet man aber von alters her auch anders gebraucht. Man meint damit in diesen Fällen immer einen Friedhof, dabei fällt aber auf, dass bis zum 15.Jahrhundert jedes Mal von einigen ganz bestimmten Friedhöfen die Rede ist.

Sehr frühen Datums sind die Beispiele eines solchen Gebrauchs in Bezug auf den uralten deutschen Fremdenfriedhof, der sich in Rom auf der Südseite der Peterskirche befindet. Die erste Erwähnung dieser Stätte als *Ager Sanctus* oder *Campus Sanctus* lässt sich bereits aus dem 13.Jahrhundert anführen.[4] In den deutschen Texten finde ich diesen Friedhof mit *Gottesacker* bezeichnet, und zwar zum ersten Mal gegen Ende des

---

[1] Vgl. Tobler, *Topographie* II, S. 270, Note 5.

[2] Golubovich, *Biblioteca bio-bibliografica* V, Quaracchi 1927, S. 305 ff.

[3] Thomas Brygg, *Itinerarium in Terram Sanctam domini Thomae de Swynburne, castellani Chisnensis et postea Burdigalensis majoris*, hrsgg. von Graf Riant in »Archives de l'Orient latin» II, 1884, S. 384.

[4] Anton de Waal, *Der Campo Santo der Deutschen zu Rom*, Freiburg i.B. 1896, S. 22.

14.Jahrhunderts in einem Pilgerbüchlein *Von der stat ze Rom*, das von dem Wiener Lesemeister Leopold Stainreuter aus verschiedenen lateinischen Quellen zusammengetragen und übersetzt worden ist:[1] »*auf den Goczakcher bey sand Peters chirichen*».[2] Ungefähr hundert Jahre jünger ist ein anderer Pilgerführer durch die römischen Heiligtümer, *Mirabilia Romae*, dessen Vorgänger schon seit dem 12. Jahrhundert nachweisbar sind und der in dem topographischen Teil auch den »*gotzagker*» beschreibt.[3]

Auch in deutschen Reiseberichten über Rom begegnet einem die Erwähnung dieses Friedhofes unter der Bezeichnung von *Gottesacker*, und zwar reichlicher aus dem 15.Jahrhundert, während die Belege aus späterer Zeit sparsamer werden. Im Jahre 1452 wohnte Nicolaus Muffel als Vertreter der Reichsstadt Nürnberg der Krönung Friedrichs III. in Rom bei und hat eine Beschreibung der Ewigen Stadt hinterlassen, wo auch vom »*gotzacker*» gesprochen wird.[4] Der obenerwähnte Ulrich Brunner besucht ebenfalls auf dem Wege nach Jerusalem im Jahre 1470

---

[1] Jos. Haupt, *Philippi Liber de Terra Sancta in der deutschen Übersetzung des Augustiner Lesemeisters Leupold vom Jahre 1377*, in »Österreichische Vierteljahresschrift für katholische Theologie» X, 1871, S. 511 ff., und *Stammlers Verfasserlexikon* IV, Berlin 1953, Sp. 258.

[2] Haupt, S. 520.

[3] Die *Mirabilia Romae* in Form eines von geschnittenen Holztafeln abgedruckten sog. Blockbuches sind in Facsimile-Reproduktion der Reichsdruckerei im Jahre 1904 in Berlin veröffentlicht worden. Als Zeitpunkt dieser Ausgabe ist wohl die Mitte der siebziger Jahre des 15. Jahrhunderts zu betrachten. Seit dem Jahre 1481 sind davon Druckausgaben zu finden, von denen für diese Arbeit eine im Jahre 1489 erschienene herangezogen wurde (*Mirabilia Romae. Rom. Stephan Planck. 20. November MCCCCLXXXIX. Ein römisches Pilgerbuch des 15. Jahrhunderts in deutscher Sprache*, hrsgg. von der Wiegendruckgesellschaft, Berlin 1925). S. 83^{r} ff. des Blockbuches und 51^{r} der Druckausgabe.

[4] *Nicolaus Muffels Beschreibung der Stadt Rom*, hrsgg. von Wilhelm Vogt, »Bibl. d. Litt. Vereins» CXXVIII, Tübingen 1876, S. 26.

Rom und erzählt u.a.: »*Dominica palmarum celebravi uff dem Gotzacker*».[1] Weiter kann ein Passus aus einer niederrheinischen Pilgerschrift angeführt werden, deren Sprache eine eigentümliche Mischung von Hoch- und Niederdeutsch aufweist: »*te Romen up gaeds acker*».[2] Aus deutschen Texten der Folgezeit sind mir keine weiteren Belege zugänglich gewesen, die Bezeichnungsweise hat aber bis auf heute weitergelebt. Seit der späteren Hälfte des 16.Jahrhunderts gewinnt auch bei deutschen Verfassern die entsprechende italienische Benennung Boden und bleibt in Gebrauch. Es könnten hier nur noch in dem Zusammenhang mit der deutschen Bezeichnung zwei alte niederländische Texte herangezogen werden, und zwar die Pilgerschrift von Claes van Dusen, der als Pilgerführer bis zum Jahre 1495 das Heilige Land elfmal besucht hatte und in seinem Palästinabuch die Gelegenheit findet, auch den römischen »*Gods Acker*» anzuführen[3], und das *Antwerpsche Liederboek* vom Jahre 1544:

> »*Al in die stadt van Room*
> *Daer leyt begraven die liefste mijn*
> *Op Gods acker, alst is aenschijn*».[4]

Der italienischen Benennung *Campo Santo* für den deutschen Fremdenfriedhof zu Rom habe ich bis auf das Jahr 1446 zurückfolgen können: »*prope cimeterium peregrinorum, quod dicitur Campo Santo*», wo sie in den römischen Archivur-

---

[1] A.a.O., S. 10.

[2] *Niederrheinische Pilgerschrift des 15.Jahrhunderts*, in Conrady, *Palaestina-Pilgerschriften*, S. 155.

[3] *Beschrifvinge der Steden ende plaetsen ghelegen op den wegh van Venetien nae den H. Lande, ende Jerusalem*, in Conrady, *Palaestina-Pilgerschriften*, S. 214.

[4] *Woordenboek der Nederlandsche Taal* II, Sp. 19, s.v. *akker*.

kunden erscheint.[1] Auch ausserhalb Italiens findet man diese Bezeichnung. Aus spanischen Texten der ersten Hälfte des 16.Jahrhunderts können Beispiele dafür angeführt werden, so vom Jahre 1527 aus dem *Dialogo de las cosas ocurridas en Roma* von Alfonso de Valdés: »*Los alemanes algunos echavan en los cimiterios o en campo sancto*», oder in dem *Coloquio de las Damas, Agora nueuamente corregido y emendado MDXLVIII*, wo es heisst: »*juraras que estaua toda Roma en la yglesia de Campo Sancto, cruzando la gente con tanto feruor como quando van a alguna gran perdonança*».[2] Auch ein Franzose spricht in der Schilderung einer Palästinareise vom Jahre 1532 von dem Orte »*Campo Sancto*» »*près Sainct Pierre*»[3] Von den deutschen Texten seien erwähnt eine Pilgerfahrt nach Rom im Jubeljahr 1575 von Jakob Rabus: »*bin ich demnach . . . in der deutschen Kirchen, Campo santo genannt, auf die Kanzel gestiegen . . . kam die angestellt Bruderschaft zusammen in Campo Santo*»[4], die Beschreibung des Ulmers Samuel Kiechel, der sich auf seinen Weltreisen im Jahre 1587 in Rom aufhielt: »*gögen dem Campo sancto ober, aldo der Teütschen kürch ist*»[5], und Hans Georg Ernstingers *Raisbuch*, in dem u.a. eine

---

[1] *Cartularium Vetus Campi Sancti Teutonicorum de Urbe*, hrsgg. von P. M. Baumgarten, »Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte», XVI. Supplementheft, 1908, S. 7.

[2] Beide zitiert von Terlingen, S. 159.

[3] *Le voyage de la Terre Sainte composé par Maistre Denis Possot et achevé par Messire Charles Philippe Seigneur de Champarmoy et de Grandchamp — 1532*, hrsgg. von Charles Scheffer in »Recueil de voyages et de documents pour servir à l'histoire de la géographie» XI, 1890, S. 184.

[4] Jakob Rabus, *Rom. Eine Münchner Pilgerfahrt im Jubeljahr 1575 beschrieben von Dr. Jakob Rabus Hofprediger zu München*, hrsgg. von Karl Schottenloher, München 1925, S. 107.

[5] *Die Reisen des Samuel Kiechel*, hrsgg. von K. D. Hassler, »Bibl. d. Litt. Vereins» LXXXVI, Stuttgart 1866, S. 168.

Reise nach Rom im Jahre 1595 geschildert wird und von der Kirche »*S. Maria in campo santo*» die Rede ist.[1]

Die lateinischen Bezeichnungen *Ager Sanctus* oder *Campus Sanctus* für diesen Friedhof erscheinen am frühesten, seit dem 13.Jahrhundert, wie schon oben erwähnt worden ist. Die erstere Benennung wird von Felix Fabri gebraucht: »*de agro sancto, qui est Romae ad S. Petrum*».[2] In den veröffentlichten Urkunden zu dessen Geschichte findet man die Bezeichnung *Campus Sanctus* mit reichlichen Belegen seit dem Jahre 1420: »*prope ecclesiam Sancti Petri Principis Apostolorum de Urbe, in Camposancto vulgariter nuncupatam, est capella . . . ac etiam in eodem Camposancto quoddam hospitale peregrinorum et pauperum*».[3]

Ein dritter Begräbnisplatz, der auch schon in Mittelalter unter dieser Bezeichnung geht, ist der wegen seiner Kunstwerke berühmte Friedhof von Pisa, der von den Chronisten des 14.Jahrhunderts zuerst erwähnt wird und dessen Gründung nach deren Angabe auf das Jahr 1200 fällt. In der von Tommaseo-Bellini angeführten Chronik spricht man von dem »*Campo Santo, fondato per l'arcivescovo Ubaldo*», und in einer anderen, von Ranieri Sardo, der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wirksam war: »*Come . . . lo Camposanto s'incominciò*».[4] Bei den Deutschen erwirbt diese Stätte erst in einer Zeit Berühmtheit, in der sie aus Interesse an Kunst besucht wurde. So findet man sie unter der italienischen Benennung in Joseph Furttenbachs *Newes Itinerarium Italiae* vom Jahre 1627 beschrieben: »*Campo Santo, ein Creutzgang, so gantz übermahlet, von gar alten Historien unnd Grabschrifften gezieret*».[5]

---

[1] Hrsgg. von Ph. A. F. Walther, »Bibl. d. Litt. Vereins» CXXXV, Tübingen 1877, S. 96.

[2] *Evagat.* I, S. 425.

[3] *Cartularium*, S. 3.

[4] *Cronaca Pisana di Ranieri Sardo dall'anno 962 al 1400*, hrsgg. von Francesco Bonaini in »Archivio Storico Italiano» VI, 2 (1845), S. 86.

[5] Ulm 1627, S. 70.

Der vierte von diesen Friedhöfen, der *Gottesacker* von Wien, befindet sich auf deutschsprachigem Boden. Es handelt sich um einen Fleck, der in einem Plan über Wien vom Jahre 1529 klar angedeutet wird und unter diesem Namen ausserhalb der Stadtmauern am Kärtnertor sich erkennen lässt. Bei dem *Gottesacker* sieht man die alte Kirche von S. Coloman und über die Strasse hinüber gelangt man zu dem sogenannten Bürgerspital.[1] Von diesem Bürgerspital, das schon der Geschichte angehört, weiss man, dass es zu Beginn des 13.Jahrhunderts zur Verpflegung von Armen, Kranken und Alten gestiftet wurde.[2] In den Urkunden dieses Spitals erscheint die Erwähnung des »*Gottesackers*» schon bedeutend früher als an den von Kretschmer angeführten Stellen,[3] und zwar im Jahre 1349, in einem Schenkungsbrief vom 23. August zugute des genannten Bürgerspitals: »*[zehen] phunt geltes ewigs purchrechts zu einer ewigen messe auf den gotsakcher, ob ein gotshaus darauf gestift wirtt*», und nochmals in einer anderen Urkunde vom Jahre 1355: »*so man aüz dem Spital mit der processe auf den gotsakcher get*».[4] Noch bedeutend früher sind andere Wiener Quellen, die sich zweifelsohne auf dieselbe Stätte beziehen, den Namen aber in der etwas abweichenden Form »*Gottesfeld*» aufweisen. Durch diese Belege wird das Datum für das Erscheinen des Ausdrucks bis weit auf das 13.Jahrhundert rückgeführt, und gleichzeitig werden die ältesten genau datierbaren Beispiele dieses besonderen Aus-

---

[1] *Niclas Meldeman's Rundansicht der Stadt Wien während der Türckenbelagerung im Jahre 1529*, nachgebildet von Albert Camesina, Wien 1863, Bl. II.

[2] K. A. Schimmer, *Wien seit sechs Jahrhunderten* II, Wien 1847, S. 389, und Karl Weiss, *Geschichte der öffentlichen Anstalten, Fonde und Stiftungen für die Armenversorgung in Wien*, Wien 1867, S. 13.

[3] S. oben S. 72.

[4] *Quellen zur Geschichte der Stadt Wien* II, 5: *Regesten der Urkunden des ehemaligen Bürgerspitalarchives aus den Jahren 1264—1529*, Wien 1921, S. 97 und 117.

drucks überhaupt geliefert. Eine Urkunde vom Jahre 1267 spricht von einem »*dominus Hainricus de Gottesvelde*», und derselbe Hainricus wird noch zweimal in den nachfolgenden Zeiten, im Jahre 1273 und 1276, unter Angabe des gleichen Wohnortes erwähnt; von einer »*Frau Ilian die Gottesvelderinne*» ist die Rede im Jahre 1303 und von einer Frau »*Jeutten der Gotesvelderinne*» im Jahre 1335. Eine ähnliche Weise der näheren Bestimmung eines Eigennamens findet man auch aus jüngeren Zeiten, immer in den Wiener Urkunden, und zwar vom Jahre 1401: »*Besiegelt mit . . . dem Siegel Chunrats bei dem Gotsakcher*», und wieder vom Jahre 1403: »*Chunrat bei dem Gotsakcher, des aussern rats der stat*».[1] Leider ohne Quellenangabe bleibt eine Stelle in Schimmers Werk über Wien, wo von der Bruderschaft »zur unbefleckten Empfängnis» berichtet wird, die, wie der Verfasser als Zitat aus Urkunden angibt, im Jahre 1268 »auf dem sogenannten heiligen Felde zu Wien oder bürgerlichen Spitals-Gottesacker bei St. Coloman» eingeführt wurde.[2] Es ergibt sich daraus, dass frühzeitig für den Wiener Gottesacker eine Benennung gebraucht wurde, die sich mit dem lat. *Campus Sanctus*, ital. *Campo Santo* genau deckt.

Noch einem in entsprechender Weise bezeichneten Friedhof neben den vier vorhergenannten begegnet man in den älteren Texten, und zwar in dem *Libro d'Oltremare* Niccolòs von Poggibonsi, das, wie schon früher erwähnt, um die Mitte des 14.Jahrhunderts entstanden war. Es handelt sich um eine Beschreibung von Akka, der bedeutendsten Hafenstadt der Kreuzfahrer an der palästinensischen Küste. Ausserhalb dieser Stadt finden wir wieder einen Campo Santo: »*E ivi fuori si è un campo molto bello, e chiamasi Campo santo; e nel detto campo, nel mezzo, si à una fossa profondissima, nella quale si mettono tutti i Cri-*

---

[1] *Quellen zur Geschichte der Stadt Wien* I, Wien 1898, S. 2—4, 10, 39, 344 und 353.

[2] A.a.O. II, S. 389.

stiani, che in quello paese muoiono».[1] Auf denselben Friedhof weist vielleicht auch Bruder Salimbene aus Parma in seiner *Cronica* aus dem Ende des 13.Jahrhunderts hin, wo im Zusammenhang mit den Kämpfen um Akka im Jahre 1191 erzählt wird, wie die Sieger vor Übermut gewarnt wurden: *»reminisci debuerant aliorum, quorum ossa campus sanctus incinerat».*[2]

Von den fünf obenerwähnten Friedhöfen werden drei durch mittelalterliche Glaubensvorstellungen miteinander in Verbindung gebracht, nämlich der berühmte Pilgerfriedhof von Jerusalem und die auf italienischem Boden sich befindenden Campi Santi von Rom und Pisa, und zwar wird der Zusammenhang so dargestellt, dass die zwei letzteren in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dem erstgenannten zu stehen scheinen. Die ältesten diesbezüglichen Nachrichten finden wir über den Pisaner Monumentalfriedhof, und zwar in der Chronik des Ranieri Sardo aus dem 14.Jahrhundert. Er berichtet, wie für den neu anzulegenden Begräbnisplatz Erde aus dem Töpferacker gebracht wurde: *»si recoe della terra del Camposanto d'Oltremare, quando tornonno dal passaggio».*[3] Der andere Pisaner Chronist begnügt sich mit einer allgemeineren Erwähnung: *»si recò della terra santa d'oltremare».*[4]

Hinsichtlich des römischen Fremdenfriedhofs tritt eine ähnliche Überlieferung zum Vorschein, zwar aber erst im nachfolgenden Jahrhundert. Die zwei *Mirabilia Romae* drücken sich hier in genauer Übereinstimmung folgendermassen aus: *»Der goczagker ist von dem ertrich vom agker von Jerusalem, den man nennet Achaldemach . . . das ertrich hat Sancta Helena von Jerusalem bracht.*[5] In einer lateinischen Handschrift dér Münchener

---

[1] S. 80.

[2] Salimbene de Adam, *Cronica*, hrsgg. von Ferdinando Bernini, I, »Scrittori d'Italia» XL, Bari 1942, S. 21.

[3] A.a.O., S. 86.

[4] Tommaseo-Bellini, s.v. *Camposanto.*

[5] Text des obenerwähnten Blockbuchs, S. 83^{v}; der Druck vom Jahre 1489, S. 51^{r}, weicht hier nur orthographisch ab.

Staatsbibliothek, die ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert stammt und eine Sammlung von Pilgerfahrten nach Rom enthält, wird ebenfalls behauptet: »*iuxta S. Petrum est terra que dicitur acheldamicus*».[1]

Auch in den Urkunden, die mit der Geschichte des Campo Santo von Rom Beziehung haben, wird derselben Überlieferung Ausdruck gegeben, und zwar zum ersten Mal in einer Bittschrift vom Jahre 1476, die im Vatikanarchiv aufbewahrt wird. Sie spricht von der Armut und dem vernachlässigten Zustand, in welchem zu jener Zeit der »*Campus Sanctus de Urbe Almanie nationis*» sich befand, ein Ort, »*in quo, sicut per omnes eiusdem nationis Christifideles pie creditur prout etiam esse dicitur, terra agri illius Alchedemach existere, qui pro triginta illis denaris, pro quibus Salvator Noster Dominus Ihesus Christus in Iherusalem a Iuda venditus fuerat et Iudeis traditus, emptus extiterat.*»[2]

Den Palästinapilgern wird diese Tradition beim Besuch des Hakeldama in Jerusalem vermittelt, und die Nachricht davon kehrt in ihren Reiseberichten wieder, so bei Ulrich Leman aus St. Gallen, der von seiner achtjährigen Reise nach dem Heiligen Lande im Jahre 1480 zurückkam[3], und bei Felix Fabri, der sowohl Rom als auch Pisa in dieser Hinsicht erwähnt.[4] In demselben Jahre 1483, als Fabri zum zweiten Mal Palästina besuchte, finden wir in Jerusalem einen anderen Süddeutschen, den Bruder Paulus Waltherus aus Güglingen, und auch in seinem Reisewerk kommt die Überlieferung in der folgenden Form zum Ausdruck: »*Et licet de illo* [agro] *magna pars terre est ducta Rome*».[5] Die zwei Niederländer, der

[1] Codex Monacensis latinus 14630, f. 145; vgl. die Einleitung zur Ausgabe der *Mirabilia* vom Jahre 1489, S. 63.

[2] *Cartularium*, S. 37.

[3] Röhricht-Meisner, S. 104.

[4] *Evagat.* I, S. 245.

[5] *Fratris Pauli Waltheri Guglingensis itinerarium*, hrsgg. von M. Sollweck, »Bibl. d. Litt. Vereins» CXCII, Tübingen 1892, S. 279.

Anonymus der niederrheinischen Pilgerschrift vom Jahre 1472, und Claes van Dusen (1495), beide schon früher erwähnt, erklären das eigenartige Aussehen des Hakeldama mit der Überwölbung eben durch die Überlieferung, dass die Erde weggeführt worden sei, um damit den römischen Friedhof,» *'twelc men noch Gods Acker noemt*», wie der letztere hinzufügt, zu bedekken.[1] Auch bei den Franzosen findet man Spuren derselben Vorstellung, wie z.B. bei Denis Possot, in der Beschreibung einer im Jahre 1532 unternommenen Reise: »*Ledict lieu* [Hakeldama] *est creux . . . Car l'on dict que la terre dudict lieu a esté transporté a Rome près Saint-Pierre*»[2], und bei Henry Castela, der um die Wende zum 17.Jahrhundert Jerusalem besuchte.[3] Unter den späteren Gewährsleuten dieser Tradition können noch zwei Italiener der ersten Hälfte des 17.Jahrhunderts angeführt werden, Quaresmio aus Lodi und Francesco-Maria Torrigio, der berühmte Beschreiber der heiligen Denkmäler Roms.[4]

Die anderen von den ältesten Campi Santi, diejenigen von Wien und von Akka, bleiben ausserhalb der Tradition, durch die die zwei erwähnten Friedhöfe von Rom und Pisa mit dem Hakeldama verbunden werden. Hinsichtlich des Gottesackers von Wien lässt es sich durch den besonderen Charakter der Texte erklären, in denen dieser Fleck bis heute nachweisbar ist und die sich mit der blossen Erwähnung des Namens begnügen. Der Campo Santo von Akka seinerseits wird vorläufig nur von einem Texte angeführt, wobei an dem eventuellen Vorhandensein ähnlicher Überlieferungen leicht vorbeigegangen werden konnte. Anderseits ist es aber hier von nicht

---

[1] Conrady, *Palaestina-Pilgerschriften*, S. 155 und 214.

[2] S. 183 des obenangegebenen Textes.

[3] *Voyage de Hierusalem et du mont Sinai*, Bordeaux 1601, zitiert nach Tobler, *Topographie* II, S. 272, Note 1.

[4] Tobler, *Topographie* II, S. 272, Note 1, und de Waal, *Campo Santo*, S. 18, Note 3.

geringem Interesse zu bemerken, dass die Kunde von einer Übertragung der Erde aus dem Hakeldama sich nicht allein auf die zwei benannten italienischen Campi Santi begrenzt, sondern dass zahlreiche andere Ortsnamen in dieser Beziehung angezeigt werden. Ausser Rom und Pisa werden auch Paris und Neapel genannt. In Paris kommt der vormalige Cimetière des Innocents in Frage, wie aus dem Berichte des obenerwähnten Henry Castela hervorgeht, in Neapel bleibt die Lage des betreffenden Friedhofs unbestimmt.[1] Man erwähne hier auch Eugène Roger, der dieselbe Nachricht über den Pariser Friedhof um die Mitte des 17.Jahrhunderts wiederholt.[2] Für Nicosia auf Cypern bekräftigt der schweizerische Pilger Ulrich Leman eine ähnliche Tradition.[3]

In anderen Fällen weiss man unbestimmter von der heiligen Erde zu erzählen, die von Jerusalem oder noch allgemeiner gesagt, von Palästina geholt wurde, um auf bestimmte Friedhöfe gestreut zu werden, wahrscheinlich handelt es sich aber, wie aus manchen übereinstimmenden Einzelheiten hervorgeht, immer nur um abweichende Erscheinungsformen einer und derselben Glaubensvorstellung, deren Ursprung noch näher erörtert werden soll. Auch hinsichtlich des Campo Santo Teutonico von Rom variiert die Überlieferung über die Herkunft der Erde, und zwar seit der Periode, in der die mittelalterliche Legendenfülle in Vergessenheit gerät. Nach de Waal wird im 16. und besonders im 17.Jahrhundert wiederholt erzählt, die heilige Helena habe Erde vom Kalvarienberg über den deutschen Fremdenfriedhof streuen lassen.[4] Der Hofprediger Jakob Rabus sagt in seiner Darstellung der Pilgerfahrt

---

[1] Tobler, *Topographie* II, S. 272, Note 1.

[2] *La Terre Saincte ou Description topographique tres-particuliere des saincts lieux, et de la Terre de Promission*, Paris 1646, S. 161.

[3] Röhricht—Meisner, S. 104.

[4] De Waal, *Campo Santo*, S. 18.

nach Rom im Jubeljahr 1575 von dem Campo Santo folgendes: »*von dem heiligen Erdreich von Jerusalem also genannt*»[1], und Hans Georg Ernstinger behauptet zwanzig Jahre später dasselbe.[2]

In diesem Zusammenhang möchte ich einen alten Campo Santo erwähnen, der wahrscheinlich im 13.Jahrhundert unter dieser Bezeichnung gegründet wurde, von dessen Bestehen aber erst in viel späterer Zeit berichtet wird. Während eines Besuches in Grottaferrata, einer kleinen Ortschaft unweit von Rom, erkundigte ich mich zufällig in der dortigen berühmten Abtei St. Basilii Ordens nach einer eventuellen Überlieferung hinsichtlich einer Übertragung von Erde aus dem Heiligen Lande. Es wurde mir tatsächlich eine nunmehr überbaute Stelle neben der Kirche gezeigt, wo früher ein Friedhof gelegen war, und zudem bekam ich die notwendigen Literaturhinweise. In einer Beschreibung des Latiums aus dem 17.Jahrhundert wird über die Gründung des *Campus Sanctus* dieser Abtei folgendes berichtet: »*qui sanctissimus Pater* [Bonifatius VIII.] . . . *fecit transportari ab Hierusalem Terram sanctam et spargi fecit per totum circuitum ecclesiae, qui dicitur Campus Sanctus*».[3] Wahrscheinlich könnten die Beispiele gleichartiger Fälle leicht vermehrt werden, hätte man die Gelegenheit, die Vorgeschichte alter Friedhöfe in Italien zu untersuchen. Es lässt sich auch vermuten, dass die Glaubensvorstellung, auf die eine ähnliche Übertragung der Erde sich gründet, viel weitere Verbreitung besessen hat, als in den schriftlichen Denkmälern zum Ausdruck kommt.

Der Zeitpunkt der Überführung von Erde aus dem Hakeldama ist ausschliesslich der Tradition anvertraut. Was Rom

---

[1] A.a.O., S. 107.

[2] A.a.O., S. 96.

[3] Athanasius Kircher, *Latium. Id est, nova et parallela Latii tum veteris tum novi descriptio*, Amstelodami 1671, S. 61; s. auch Antonius Rocchi, *De Coenobio Cryptoferratensi eiusque bibliotheca et codicibus praesertim graecis commentarii*, Tusculi 1893, S. 60.

anbelangt, so soll nach der Überlieferung die Iniative der heiligen Helena zugeschrieben werden,[1] für Pisa gibt man das Jahr 1200 an, für Grottaferrata das nächstfolgende Jahrhundert; in den sonstigen Fällen findet man keine Zeitbestimmung. Zur Erklärung dieses Vorganges weiss die Geschichte aus der Frühzeit des Christentums keine Tatsachen zu berichten, die zur Stütze der Überlieferung verwendet werden könnten. Die Ursache zu einer ähnlichen Überführung der Erde findet man wohl in den Glaubensvorstellungen, deren erste Spuren seit dem 14.Jahrhundert zu beobachten sind und die im Laufe der Jahrhunderte, mit immer reichhaltigeren Einzelzügen ausgestattet, zum Vorschein treten. Das Hakeldama wurde schon früh wegen seiner Anknüpfung an die Passionsgeschichte verehrt, und seit den Tagen des heiligen Hieronymus, der ihm bereits einen bestimmten Platz anweist, wird es unter den heiligen Stätten Jerusalems erwähnt.[2] Später erfahren wir, dass ein Besuch des Hakeldama zu den regelmässigen »Peregrinationen» Jerusalems gehört,[3] und schon Niccolò von Poggibonsi berichtet, dass es die Sitte war, den Acker dreimal zu umgehen und dabei Psalmen, Paternostri und Gebete für die Seelen der dort begrabenen Christen aufzusagen.[4] Es gehört auch zu den Stätten, von denen die Pilger Erde als frommes Andenken nach Europa mitbrachten. So erzählt z.B. Mariano von Siena: »*Io recai per mia devozione uno taschetto di quella terra*».[5] Darum versteht man auch gut, dass der eigenartige Überbau des Ackers als Schutz gegen ähnliches Verfahren

---

[1] De Waal, *Campo Santo*, S. 18, Note 3, und die *Mirabilia Romae*, s. oben S. 89.

[2] Robinson II, S. 178.

[3] Golubovich V, S. 345 ff.

[4] A.a.O., S. 42.

[5] S. 57 des obenerwähnten Textes. Vgl. auch die Einleitung, S. LXIX, zu *Bedevaart naar Jerusalem in 1525*, hrsgg. von C. J. Gonnet, »Bijdragen voor de Geschiedenis van het Bisdom van Haarlem» XI, 1, Haarlem 1882.

gefühlt wurde: »*dicunt morantes Christiani in Iherusalem, si non esset sic bene munitus, deportaretur terra totaliter*», sagt der obenerwähnte Paulus Waltherus von Güglingen zu Ende des 15.Jahrhunderts.[1]

Schon früh wurden dem Hakeldama wundertätige Eigenschaften zugemessen, und zwar muss die Entstehung der Glaubensvorstellungen um das Hakeldama im Zusammenhang mit den Legenden, die auf der Bibelerzählung fussen, betrachtet werden. Solche Verkörperungen volkstümlicher Frömmigkeit treten seit der Periode der Kreuzzüge auf und schwellen an Zahl ungeheuer an. Die einzigen Gewährsleute der an den Blutacker sich knüpfenden Vorstellungen sind die Pilger, die in ihren Reiseberichten aufzählen, was sie an den heiligen Stätten gehört haben. Zum ersten Mal kommen die ausserordentlichen Eigenschaften des Hakeldama zum Vorschein in der Erzählung des schon erwähnten Ludolf von Sudheim. Man glaubte, dass die Toten, die durch die im Dache befindlichen Löcher in das Gewölbe hinuntergelassen wurden, in ungewöhlich kurzer Zeit der gänzlichen Verwesung anheimfielen, und Ludolf drückt diesen Glauben folgenderweise aus: »*post triduum nil aliud nisi sola ossa reperiuntur. Aliter locus tam parvus ad tot mortuorum corpora sufficere non posset*»[2].

---

[1] A.a.O., S. 279.

[2] Lateinischer Text, S. 85; vgl. auch die deutschsprachige Ausgabe, S. 5. An derselben Stelle treten bei Ludolf auch die Legenden hervor, die um die Vorgeschichte der dreissig Silberlinge, Preis des Blutes Christi, gesponnen worden waren und die schon früher, bei Johann von Hildesheim, ans Licht kommen. Hinsichtlich dieser Überlieferungen, vgl. z.B. Leopoldo de Feis, *Le monete del prezzo di Giuda* in »Rivista di studi religiosi» II, 1902, S. 412 ff., Hippolyte Delehaye, *Les légendes hagiographiques*, »Subsidia hagiographica» XVIII, Bruxelles 1927[3], S. 36, und Ugo Monneret de Villard, *Le leggende orientali sui Magi evangelici*, »Studi e testi» CLXIII, Città del Vaticano 1952, S. 214. Drei deutsche Pilger vom Ende des 15.Jahrhunderts erwähnen, dass sie ein auf Rhodos aufbewahrtes Exemplar dieser Münzen gesehen

Dieselbe Zeitbestimmung von drei Tagen kehrt in der Fortsetzung als die gewöhnlichste wieder, so bei Ludwig dem Jüngeren von Eyb,[1] bei dem Ulmer Bruder Felix Fabri[2] und anderen. Von vierundzwanzig Stunden spricht man in einem französischen Reisebericht des 16.Jahrhunderts,[3] oder man begnügt sich mit einer unbestimmteren Aussage, wie Eugène Roger, Pilger des 17.Jahrhunderts, der den Zeitraum von »wenigen Tagen» angibt.[4] Die Tradition hat sich zäh erhalten, denn noch zu Beginn des 19.Jahrhunderts hatte Eduard Robinson, Verfasser des erwähnten Werkes über Palästina, »derselben Erzählung innerhalb der Mauern des merkwürdigen Kirchhofes zugehört».[5]

Auf dieselbe Glaubensvorstellung weist der Zeitgenosse Ludolfs, Niccolò von Poggibonsi, hin, wenn er mit wenigen Worten versichert, dass in dem Hakeldama von den hineingeworfenen Körpern weder das Gebein noch die Haut, *»nè ossa, nè pelle»*, zu sehen wären.[6] Ein anderer Italiener, ebenfalls aus der Mitte des 14.Jahrhunderts, der Augustinerbruder Jacopo von Verona, gibt eine ähnliche Mitteilung in Form einer di-

---

hatten (Hans Tucher, s. *Reyssbuch des heyligen Lands*, Franckfort am Mayn 1584, S. 357[r]; Bernhard von Breydenbach, *Hailige Reise gegen Jerusalem*, Mainz 1486, S. 23[r] und Felix Fabri, *Evagat.* I, S. 426). Fabri erzählt folgendes: *»de quibus* [denariis] *in Rhodo unum vidi, cujus figuram Johannes Tucher de Nüremberga accepit, et modulo facto plumbo fudit aequales argenteo, et suis amicis tradidit. Nam dum anno 1485 essemus congregati in Nüremberga ad capitulum provinciale celebrandum, dedit praedictus vir cuilibet fratri unum de suis denariis».*

[1] A.a.O., S. 44.

[2] *Evagat.* I, S. 424 f.

[3] *Le voyage de la Terre Sainte composé par Maistre Denis Possot*, S. 184.

[4] A.a.O., S. 161.

[5] Robinson II, S. 180. Robinson spricht von vierundzwanzig Stunden der Fassung entsprechend, in der die Legende seit dem Beginn der Neuzeit erscheint.

[6] *Libro d'Oltramare*, S. 42.

rekten, persönlichen Wahrnehmung: »*ibi sunt multa corpora . . . et tamen nunquam est ibi fetor, et posui caput et vidi multa corpora de novo reposita, tamen nullus fetor erat ibi*».[1] Dasselbe behauptet noch im 17. Jahrhundert der erwähnte Franzose Eugène Roger, *Missionnaire de Barbarie*, nach seinem Besuche in Jerusalem: »*Ces corps restans sur la terre sans estre couverts sont neanmoins consommez en peu de jours, sans estre la pasture des vers, ny sujets à corruption: et quoy qu'il y en ait quantité, ils ne rendent pourtant aucune putrefaction; ce que j'ay particulierement remarqué*».[2] Die einzige abweichende Stimme bei den einhelligen Versicherungen dieser Art, die von einem Jahrhundert zum anderen herangezogen werden können, stammt von einem Laien, dem italienischen Notar Nicola de'Martoni, der im letzten Jahrzehnt des 14.Jahrhunderts in Palästina weilte: »*Quando nos fuimus, multa corpora peregrinorum erant ibi noviter sepulta, propter quod non poteramus nos adherere ad inspiciendum dictas foveas ex fetore mortuorum.*»[3]

Das Hakeldama gehörte zu den heiligen Stätten Jerusalems, deren Besuch den Gläubigen geistige Vorteile verschaffte. Es wird im Reisebericht Niccolòs von Poggibonsi für jeden Ort die Nachricht von den Ablässen gegeben, die dem Wallfahrer in Jerusalem zuteil werden konnten und die nach der Auffassung dieses Franziskaners schon zu seinen Zeiten alten Datums waren. An dem Blutacker schreibt er nieder: »*Ecci perdonanza grandissima.*»[4] Dieselbe Angabe wiederholt sich in den schon angeführten *Viaggi* des 15.Jahrhunderts, die von

---

[1] *Liber peregrinationis di Jacopo da Verona*, hrsgg. von Ugo Monneret de Villard, »Il nuovo Ramusio» I, Roma 1950, S. 42.

[2] A.a.O., S. 161.

[3] *Relation du pèlerinage à Jérusalem de Nicolas de Martoni notaire italien (1394—1395)*, hrsgg. von Léon Le Grand in »Revue de l'Orient Latin» III (1895), S. 616, und Golubovich V, S. 307.

[4] S. 42.

dem Texte Niccolòs abhängig sind.[1] Die sonstigen Pilger, wie der Zeitgenosse Niccolòs, Jacopo von Verona[2], und ein halbes Jahrhundert später Thomas Brygg[3] und Nicola de' Martoni[4], sprechen hingegen alle von einem Ablass von sieben Jahren und sieben Quadragenen, und diese Angabe wird nachfolgend von den Pilgerschriften jeder Nation wiederholt, wenn die betreffenden Indulgenzen überhaupt erwähnt werden. Erst bei Bruder Felix Fabri findet man eine abweichende Nachricht: »*In hoc ergo sacro agro in facies nostras procidimus et orationes praescriptas legimus et indulgentias plenariae remissionis accepimus.*»[5] Seit dem 16.Jahrhundert verliert diese Pilgertradition an Kraft und beginnt sich zu verschleiern, wie es auch mit den sonstigen Einzelheiten um die mittelalterliche Camposanto-Überlieferung geschah.

Es wurden also dem Erdreich vom Hakeldama aussergewöhnliche Kräfte zugesprochen, aber um sich den Vorgang der Übertragung dieser Erde auf andere Friedhöfe zu erklären, braucht man die Kenntnis weiterer Tatsachen: man glaubte in jenen Zeiten fest daran, dass die oben beschriebenen besonderen Eigenschaften des Hakeldama mit der überführten Erde auch in anderen Friedhöfen auftreten konnten. Am deutlichsten tritt dieser Glaube in den Behauptungen auf, die sich auf den römischen Campo Santo beziehen. In der erwähnten Blockbuchausgabe der *Mirabilia Romae* heisst es: »*der agker hat die art und genad, welchs mensch dor em begraben wirt, das wird in drey tagen verczert pis an das gepayn*», und der Text

---

[1] S. 83[v] des Blockbuches und 51[v] des Druckes vom Jahre 1489.

[2] *Le pèlerinage du moine augustin Jacques de Vérone (1335)*, hrsgg. von R. Röhricht in »Revue de l'Orient Latin» III, 1895, S. 165.

[3] A.a.O., S. 384 und 386.

[4] »Revue de l'Orient Latin» III, S. 616.

[5] *Evagat.* I, S. 423.

des Druckes vom Jahre 1489 wiederholt denselben Gedanken.[1] Von der rapiden Auflösung der Körper in drei Tagen, wie im Hakeldama, spricht auch Felix Fabri, der die gleiche Eigenschaft dem Pisaner Campo Santo zumisst, während nach seiner Aussage in einem gewöhnlichen Friedhof achtzehn Jahre kaum genügten.[2] Dieselbe Glaubensvorstellung findet Ausdruck noch hundert Jahre später, bei Hans Georg Ernstinger, der im Jahre 1595 Rom besuchte. Die Angabe des Zeitraumes kann wechseln, so hört man von dem Kanonikus Ulrich Brunner (1470) von sieben Tagen,[3] Jacob Rabus sagt vierundzwanzig Stunden, was die Überlieferung zu seiner Zeit, Ende des 16.Jahrhunderts, auch über das Hakeldama zu berichten wusste. Nach der Aussage von Rabus konnte sich aber das Wunder der Erde des römischen Campo Santo nur an Pilgern verwirklichen, »*den Römern aber tut es solchs nicht.*«[4] Nach den *Mirabilia* wäre das Vorrecht, in dem Campo Santo zu liegen, ausschliesslich den Pilgern vorbehalten gewesen, »*Der romer thar man kaynen dor em begraben*».[5]

Auch an andere Friedhöfe, die nach der Überlieferung Erde aus dem Hakeldama oder, wie in unbestimmterer Weise angegeben wird, von Jerusalem oder von dem Heiligen Lande enthalten, knüpfen sich ähnliche Legenden an. In Pisa hört Joseph Furttenbach noch zu Beginn des 17.Jahrhunderts eine Erzählung dieser Art: »*der Boden, oder die Erden ist also beschaffen, dass die todne Cörper, so man darein begräbt, in 24. Stunden consumiren und verwesen, also, dass hernach allein die Gebein gefunden werden, wie man mich berichtet.*«[6] In einer Beschreibung von Paris aus der Mitte desselben Jahrhunderts wird

---

[1] S. 83^{v}, *bzw.* 51^{v}.
[2] *Evagat*, I, S. 425—426.
[3] A.a.O., S. 96.
[4] A.a.O., S. 107.
[5] Blockbuch, S. 83^{v} und die Druckausgabe S. 51^{r}.
[6] *Newes Itinerarium Italiae, S. 70.*

das gleiche vom Cimetière des Innocents behauptet,[1] und noch im Jahre 1733, circa 50 Jahre bevor man diesen Friedhof abschaffen musste, weil er die Luft der Stadt verpestete, taucht die Legende auf: »*Dans le Cimetiere, les corps s'y consomment en neuf jours*».[2] Von dem obenerwähnten Campus Sanctus von Grottaferrata wird gesagt, dass die heilige Erde bei den Erweiterungsarbeiten des Friedhofs auf den Boden gestreut wurde, »*ut et corpora defunctorum quamprimum consumerentur, et ex eorum male olenti corruptione non aër putresceret, neve locus sanctus perinde pollueretur.*»[3]

Von einigen unter diesen neuen Campi Santi weiss man, dass sie, in gewisser Ähnlichkeit mit ihrem Vorbild in Jerusalem, auch geistige Vorrechte darbieten konnten. Hinsichtlich des Campo Santo von Akka teilt Niccolò von Poggibonsi folgendes mit: »*Ecci indulgenzia VII. anni, e più*».[4] Von dem römischen Fremdenfriedhof erfahren wir seit alters von weit bedeutenderen Ablässen. Schon Leopold Steinreuter behauptet zu Ende des 14.Jahrhunderts, dass »*wie offt ein mensch get in der andakcht auf den Goczakcher bey sand Peters chirichen, der hat fumfczehen hundert iar ablas.*»[5] Nikolaus Muffel, aus der Mitte des nächsten Jahrhunderts, berichtet, dass in der Kapelle des Gottesackers »*alle tag tausent jar ablas tötlicher sünd*» wären,[6] und von grossen Ablässen zeugen auch andere Texte des 15. Jahrhunderts, wie z.B. die oft erwähnten *Mirabilia:* »*In der*

---

[1] A.-P. Faugère, *Journal d'un voyage à Paris en 1657*, zitiert nach Alfred Franklin, *La vie privée d'autrefois* VII, Paris 1890, S. 197.

[2] Henry Sauval, *Histoire et recherches des antiquités de la ville de Paris* I, Paris 1733, S. 359.

[3] Rocchi, S. 60.

[4] *Libro d'Oltramare*, S. 80 .

[5] A.a.O., S. 520.

[6] A.a.O., S. 26. »*Ad die mille anni*» heisst es auch in dem Pilgerbuch des Codex Monacensis latinus, zitiert s. S. 90, Note 1.

Capel dess gotzagkers auch auf dem kyrchhof dem goczagker ist altag CC jar ablass». Es wird auch hinzugefügt: »»*Vil heylige pebst haben dy genad geben und bestet, welch mensch sein sund peycht und rewe hat und dy gocz recht emphat an seinen leczten und begert zuligen im gocz agker, dem sullen all sein sund vergeben sein von pein und schuld.*»[1]

Die Tradition der Übertragung von Erde aus dem Hakeldama auf andere Friedhöfe und der als Folge davon erscheinenden Überführung seiner besonderen Eigenschaften auf die Tochterfriedhöfe bleibt, wie bei den obenbeschriebenen Fällen zu beobachten ist, nur der im Volksmunde umgehenden Erzählung oder dem Bericht bedeutend späterer Gewährsleute überlassen. Es gibt aber einen ähnlichen Vorgang, dem wir in Urkunden folgen können und aus dem auch gleichzeitig hervorgeht, welches der Standpunkt der kirchlichen Obrigkeit hinsichtlich dieser Glaubensvorstellungen gewesen sein konnte. Zu Beginn der Neuzeit wiederholt sich nämlich der Vorgang der Überführung von Erde, und zwar diesmal aus dem römischen Campo Santo auf neu anzulegende Friedhöfe.

Es sind drei päpstliche Bullen aus den Jahren 1508 –1509 erhalten geblieben, in denen Bewilligungen von Erde aus dem Campo Santo für die Tiroler Friedhöfe von Absam, Kolsass und Innsbruck gegeben werden.[2] Die betreffenden Suppliken sind bis jetzt nicht vorhanden, die Begründung der Bitten dieser Art kommt aber deutlich in den Antworten der Kurie zum Vorschein, und zwar handelt es sich wieder darum, mit der Erde auch die Vorrechte des römischen Gottesackers auf die Tochterfriedhöfe weiterzupflanzen. Den Hintergrund zu diesem Vorgang bildet die besondere Verehrung, die dem Campo Santo gewidmet wurde und die auf den im Vorhergehenden behandelten Glaubensvorstellungen fusst. In der päpstlichen Bulle vom 16.Februar 1509 für Kolsass wird der Inhalt der an

---

[1] Blockbuch S. 83[r] f. und die Druckausgabe S. 51[r].

[2] *Cartularium*, S. 69 ff.

die Kurie gerichteten Bitte in der folgenden Form wiederholt: »*cupiuntque ecclesiam et cimiterium predicta ac ampliandum et extendendum ac de novo consecrandum cimiterium huiusmodi auctoritate apostolica in Campum Sanctum et ad instar capelle et cimiterii Campi Sancti de Urbe erigi, creari et instrui ac Campum Sanctum denominari et illa ex pulveribus seu terra sancta cimiterii ipsius capelle Campi Sancti de Urbe accipiendis vel accipienda et ad ecclesiam in Colsas et illius cimiterium huiusmodi deferendis vel deferenda in superficiem terre illius aspergi facere*». Der Bitte wird mit folgendem Wortlaut stattgegeben: »*cimiterium . . . ac etiam ampliandum et consecrandum cimiterium huiusmodi in Campum Sanctum ad instar capelle et cimiterii prefati Campi Sancti de Urbe auctoritate apostolica tenore presentium erigimus, creamus et instituimus ac de cetero etiam perpetuis futuris temporibus Campus Sanctum denominari*».[1] Es wird also ausdrücklich gesagt, dass dem betreffenden Friedhof, als Folge der Übertragung der heiligen Erde aus dem Campo Santo von Rom, auch das Recht zukommt, fürderhin den Namen *Campus Sanctus* zu führen, der bei dem Mutterfriedhof in Gebrauch war.

Man weiss, dass in allen diesen drei Fällen der Kaiser die Bitte unterstützte, und der Papst, indem er sie gewährte und eine Bulle darüber ausfertigen liess, zeigt, dass sich die Kirche diesen mit dem römischen Campo Santo verknüpften Glaubensvorstellungen gegenüber nicht ablehnend verhielt. Aus dem römischen Campo Santo wurde während des 16. und des 17.Jahrhunderts Erde auch anderswohin geliefert, so in Italien nach Amalfi, Acquapendente, Napoli, Rapallo, Savona, in Spanien nach Madrid; auch zwei polnische Städte[2] können

[1] *Cartularium*, S. 73 f.

[2] De Waal, S. 20 f. In einer Bulle vom Jahre 1515 wird von einer Überführung von Erde aus zwei römischen Friedhöfen gesprochen, die unter der Bezeichnung von *Campus Sanctus* gehen.

hier erwähnt werden. Man weiss sogar, dass im Jahre 1627 ein Diebstahl dieser heiligen Erde aufgedeckt wurde.[1]

Hinsichtlich der Friedhöfe von Rom und Pisa, die seit ältester Zeit in schriftlichen Denkmälern unter der Benennung *Campus Sanctus, Campo Santo* auftreten, erzählt die Überlieferung, dass sie als Tochterfriedhöfe des Ackers Hakeldama von Jerusalem zu betrachten sind, weil sie Erde aus diesem Friedhof enthalten. Ihre besondere Benennung wird gewöhnlich ohne jeden Deutungsversuch angeführt. Von dem Pisaner Friedhof wird aber schon früh bemerkt, dass der Name *Campo Santo* wegen der als heilig bezeichneten Erde gegeben sei, mit der er bestreut worden war. Es heisst nämlich in der von Tommaseo-Bellini angeführten Chronik des 14.Jahrhunderts: »*Lo terreno fue comprato e al capitolo di Duomo assegnato detto Campo Santo, perchè si recò della terra santa d'oltremare, quando li Pisani tornarono dal passaggio, e sparsesi in quel luogo: e però si chiama Campo Santo*», und dieselbe Erklärung erscheint noch im 16.Jahrhundert bei den Ge-

---

Hier taucht die Erwähnung eines zweiten Campo Santo in Rom auf, der ausserhalb der bisher bekannten Überlieferung bleibt: »*ex terra . . . cimiteriorum Campi Sancti et Sancti Gregorii de Urbe recipere*» (*Cartularium*, S. 80). Dem Veröffentlicher des *Cartulariums* ist jeder ähnliche Hinweis auf einen Campus Sanctus bei der Kirche von San Gregorio unbekannt; unter den von ihm zusammengetragenen Urkunden findet man jedoch eine aus dem Jahre 1446, aus der hervorgeht, dass bei dieser Kirche ein als *Campus Sanctus* bezeichneter Pilgerfriedhof lag: »*prope coemeterium peregrinorum quod dicitur Campus Sanctus ad ecclesiam Sancti Gregorii*» (S. 11). Da er in der obenangeführten Urkunde hinsichtlich einer Übertragung von Erde *pari passu* mit dem berühmten Campo SantoTeutonico erwähnt wird, kann man wohl vermuten, dass ähnliche Glaubensvorstellungen und Legenden sich auch daran knüpften und dass die Ausstreung von heiliger Erde aus diesem Friedhof sich wahrscheinlich nicht auf den hier beschriebenen Fall beschränkt hat.

[1] De Waal, S. 20.

schichtsschreibern von Pisa.[1] Man könnte aber diese Namensgebung als eine direkte Übertragung der Bezeichnung des Mutterfriedhofes erklären. Bei der Anlegung neuer Friedhöfe zu Beginn des 16.Jahrhunderts kommt es vor, dass sie durch Überführung der Erde aus einem als *Campus Sanctus* bezeichneten Friedhof nicht nur dessen Vorrechte, sondern auch dessen besondere Bezeichnung erhielten. Das gleiche ist zweifelsohne geschehen, als die ersten Campi Santi ihren Namen bekamen. Ein klares Zeugnis dafür besitzen wir in der Pisaner Chronik des Ranieri Sardo, der sich folgendermassen über den behandelten Friedhof von Pisa ausdrückt: »*Ed è detto Camposanto, perchè si recoe della terra del Camposanto d'Oltremare*».[2] Der Name *Campo Santo* wird also dem neuen Friedhof der Erde wegen gegeben, die von dem Campo Santo von Jerusalem stammte, ein ähnlicher Vorgang, wie wir ihn hinsichtlich des römischen Campo Santo und seiner Tiroler Tochterfriedhöfe haben beobachten können. In diesen älteren wie auch in den jüngeren Fällen handelt es sich um Erscheinungsformen einer und derselben Tradition, die sich durch die Jahrhunderte hindurch erhalten hatte und durch die die erste Verbreitung der Benennung *Campus Sanctus* seit der ältesten Zeit erklärt werden muss.

Die Bezeichnung *Campus Sanctus* ist also ursprünglich für das Hakeldama in Jerusalem gebraucht worden. Wie sie sich gebildet hat, ist leicht zu überblicken. Im Zusammenhang mit dem fremden Namen *Acheldemach* für diesen Acker erscheint schon früh als verdeutlichender Bestandteil das Substantiv *ager* oder *campus:* »*ager Acheldemach*»[3] oder »*campus*

[1] *Delle istorie pisane libri XVI di Raffaello Roncioni*, hrsgg. von Francesco Bonaini in »Archivio Storico Italiano» VI, 1 (1844), S. 453 f.; für ähnliche Aussagen hinsichtlich des römischen Campo Santo, s. oben S. 93.

[2] A.a.O., S. 86.

[3] So z.B. in *Annales Stadenses auctore M. Alberto ab O.c. — 1256*, hrsgg. von J. M. Lappenberg in »Monumenta Germaniae Historica», script.tom. XVI, Hannover 1859, S. 341, bei Jacopo von Verona, a.a.O., S. 200, und Paulus Waltherus von Güglingen, a.a.O., S. 274, 279 u.ö.

Acheldemach»[1], wie er oftmals geheissen wird. Weil man diese Stätte wegen ihrer Heiligkeit seit alters verehrte, wurde oft den Bezeichnungen ein diesbezügliches Adjektiv hinzugefügt; so spricht der Engländer William Wey von »*campus sanctus Achildemak*»[2], und bei Felix Fabri heisst es: »*De sancto agro Acheldama*», »*super agrum sanctum Acheldama*».[3] Eine weitere Entwicklung liegt vor in der Benennung des Hakeldama mit blossem *Campus Sanctus*, wie es im Vorhergehenden an Hand von zahlreichen Belegen erläutert worden ist. Im Deutschen wird *Gottesacker* in entsprechender Weise gebraucht. Bei dessen Prägung erscheint als erster Teil ein Genitiv von *Gott* mit Bezug auf Christus, eine Bildung, die auch durch die Vorgeschichte des Ackers zu erklären ist, zumal ja der Acker mit dem Preis seines Blutes angekauft war.

Wie aus den für diese Arbeit zusammengetragenen Beispielen hervorgeht, zeigt sich in den Texten die lateinische Bezeichnung *Campus Sanctus* für den Pilgerfriedhof Jerusalems am frühesten, um das Jahr 1300; ein entsprechender italienischer, bzw. deutscher Ausdruck treten im Laufe des 14.Jahrhunderts auf. Da aber die Bezeichnung für andere Friedhöfe als eine aus der obenbeschriebenen Grundbedeutung hergeleitete betrachtet werden muss, folgt daraus, dass deren Entstehung auf einen bedeutend früheren Zeitpunkt zurückzuführen ist. Der Campo Santo von Rom wird ja schon im 13. Jahrhundert so benannt, aus der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts sind ebenfalls die Belege eines entsprechenden Gebrauchs auf deutschsprachigem Boden zu finden und frühe

[1] *Fratris Ricoldi de Monte Crucis . . . liber peregrinacionis*, in *Peregrinatores Medii Ævi quatuor*, Leipzig 1873², S. 108, und Antonius de Cremona, *Itinerarium ad Sepulcrum Domini* (1327, *1330*), hrsgg. von R. Röhricht in »Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins» XIII, 1890, S. 159.

[2] *The Itineraries of William Wey, fellow of Eton College. To Jerusalem, A.D. 1458 and A.D. 1462; and to Saint James of Compostella, A.D. 1456*, London 1857, S. 38.

[3] *Evagat.* I, S. 423.

Zeitangaben erscheinen auch in Bezug auf die Gründung bestimmter anderer als Campi Santi bekannter Friedhöfe, zwar erst in Berichten bedeutend späterer Gewährsleute. Die Bildung des Ausdruckes in seinem ursprünglichen Gebrauch ist daher ohne weiteres in eine frühere Zeit zu verlegen.

Die Überlieferung des »heiligen Ackers» hat in den ältesten Zeiten ihre stärkste Wirkung in Italien gezeigt, wo die meisten Campi Santi schon früh gegründet wurden. Bei der Verbreitung dieser Vorstellung in Italien scheint der Pisaner Campo Santo mit den damit verknüpften volkstümlichen Erzählungen grossen Einfluss gehabt zu haben, und den Gebrauch von *Campo Santo* in allgemeiner Bedeutung leitet Prati eben von Pisa her.[1] Auf deutschsprachigem Boden bleibt das Beispiel des Wiener Gottesackers alleinstehend für anderthalb Jahrhunderte. Zur Verstärkung dieser Tradition unter den Deutschen hat später zweifelsohne die Tatsache beigetragen, dass der wichtigste und verehrteste unter den Tochterfriedhöfen des Hakeldama, der Campo Santo von Rom, sich in deutschem Besitz befand und dass die Kunde davon durch die zahlreichen deutschen Rombesucher auch in der Heimat sich verbreiten konnte. Das 15.Jahrhundert, in dem der Zustrom der deutschen Pilger in Rom am stärksten war und zugleich die Zahl der dort sesshaften Kolonie gewaltig stieg[2], ist eben die Periode, in der die Campo Santo-Tradition von neuem ans Licht kommt, und zwar vor allem in den südlicheren Gebieten des deutschen Sprachraums, die seit alters die regsten Verbindungen mit Italien aufweisen konnten. Genaue Nachrichten von der Gründung neuer Gottesäcker in Tirol besitzen wir aus einer Zeit kurz nach dem Jahre 1500.[3] Die Erwähnung von

---

[1] A.a.O., S. 210, s.v. *Campo.*

[2] Vgl. z.B. Alfred Doren, *Deutsche Handwerker und Handwerkerbruderschaften im mittelalterlichen Italien*, Berlin 1903, S. 70 ff., und Friedrich Noack, *Das Deutschtum in Rom seit dem Ausgang des Mittelalters* I, Berlin und Leipzig 1927, S. 14 ff.

[3] Siehe oben, S. 101 f.

Gottesäckern taucht im 15.Jahrhundert in den Chroniken süddeutscher Städte vereinzelt auf, so in Augsburg und in Nürnberg, es fehlen aber nähere Nachrichten über die Vorgeschichte der betreffenden Friedhöfe.[1] Schon in der ersten Hälfte des 16.Jahrhunderts scheint bei dem deutschen Ausdruck das Bewusstsein von einer Verbindung mit der behandelten Überlieferung im allgemeinen verloren gegangen zu sein, wie aus den Erörterungen Kretschmers hervorgeht.[2]

Die anderen Sprachen, die ausser dem Italienischen und dem Deutschen einen ähnlichen Ausdruck besitzen, folgen in dieser Hinsicht einem fremden Vorbild. Es ist schon erwähnt worden, dass *Camposanto* im Spanischen dem italienischen Einfluss zuzuschreiben ist.[3] Im Niederländischen und im Englischen findet man wieder eine Entsprechung zu dem deutschen *Gottesacker*. In den beiden Sprachen handelt es sich um einen verhältnismässig späten Gebrauch. Im Niederländischen findet sich nach den Wörterbüchern der älteste Beleg von *Gods akker* aus dem Jahre 1544, wobei mit diesem Ausdruck der deutsche Campo Santo von Rom gemeint ist. Die beiden anderen etwas älteren Belege, die aus den für diese Arbeit benutzten Pilgerschriften stammen, weisen auf denselben Friedhof hin.[4] Die sonstigen Beispiele des Wortes tauchen erst im 17.Jahr-

---

[1]. Vgl. z.B. Kretschmer, S. 277 und Grimm, *D.Wb.*, s.v. *Gottesacker*. Nach der Augsburger Chronik auf das Jahr 1421 wäre das Recht im Gottesacker zu liegen als Lohn besonderer Verdienste zu betrachten: »*Item der babst schickt ainen legatten herauss zu land, der bracht bull und brief von dem babst: wer an die Hussen zug und da erschlagen wurd durch cristenlichs glaubens willen, dass er in dem gotsacker leg und rechts himmelkind wer*» (*Die Chroniken der deutschen Städte* V, Leipzig 1866, S. 90).

[2] A.a.O., S. 277.

[3] Siehe oben, S. 81 und 85.

[4] Siehe oben, S. 84 und 91.

hundert auf.[1] Im Englischen, wo man *God's Acre* auf deutschen Einfluss zurückführt[2], findet man den Ausdruck seit dem Beginn des 17.Jahrhunderts, und zwar anfangs immer in Bezug auf deutsche Verhältnisse, und erst seit Longfellow, bei dem er als Titel eines seiner Gedichte erscheint, hat er sich in allgemeiner Bedeutung eingebürgert.

Marjatta Wis

A PROPOS DE *SOME MEDIEVAL LATIN WORDS*

Dans le numéro 7—8 (LVII, 1956) pp. 273—285 de ce Bulletin Messieurs Pentti Aalto et Tauno F. Mustanoja viennent de publier un article intitulé *Notes on some medieval latin words*. Dans cet article ces Messieurs se voient obligés de soumettre à un examen nouveau une cinquantaine des mots ou expressions dont j'avais cru utile de signaler l'existence dans le latin médiéval écrit en Finlande ou intéressant la Finlande (*Mots rares dans le latin finlandais du moyen âge*, *Neuphilologische Mitteilungen* 1—2, LVI, 1955, pp. 3—38). Ce m'est un plaisir de constater l'intérêt suscité par mon petit article pour les études médiévales, or, comme il n'est pas sûr que tout lecteur de l'article de Messieurs Aalto et Mustanoja puisse comparer les deux articles, comme le dernier se réfère entièrement au premier et comme je ne puis guère souscrire à toutes les remarques faites par Messieurs Aalto et Mustanoja, je voudrais y ajouter cette petite mise au point pour éviter les malentendus éventuels.

Je m'étais proposé comme tâche de signaler quelques 120 mots ou expressions rares, après un dépouillement systématique de tous les textes latins écrits au moyen âge qui ont été im-

---

[1] *Woordenboek der Nederlandsche Taal*, II, Sp. 19, s.v. *Akker*, und V, Sp. 264, s.v. *Gods-akker*.

[2] J. A. Walz, *Germanisms in English Speech: God's Acre*, in »Anniversary Papers by Colleagues and Pupils of George Lyman Kittredge presented on the Completion of his Twenty-fifth Year of Teaching in Harvard University, June, MCMXIII», Boston and London 1913, S. 219 ff.

primés jusqu'ici et que l'on peut qualifier comme finlandais ou intéressant la Finlande. Ainsi, je désirais apporter un complément au glossaire déjà existant de Hammarström (*Glossarium till Finlands och Sveriges latinska medeltidsurkunder*, etc., Helsingfors (Helsinki), 1925).

Pour ne pas signaler de mots assez bien attestés et connus, j'avais trié les matériaux, dépouillés sur la base de *Georges*, en utilisant, sauf le glossaire de Hammarström, le *Thesaurus*, *Forcellini*, le *Glossary of later Latin* de Souter, la *Medieval Latin Word-List* de Baxter-Johnson et les glossaires de Du Cange et Diefenbach. Comme je le dis moi-même (*l.c.*, p. 5), j'ai cru utile de signaler, non seulement les mots ou acceptions non attestés dans les dictionnaires mentionnés, mais aussi un certain nombre de mots ou acceptions attestés rarement au cours du moyen âge. Je n'ai donc pas voulu, ce qui aurait été impossible, prétendre donner une étude exhaustive, mais j'étais, et je suis toujours d'avis que le triage ainsi opéré était assez sévère pour garantir, à un degré suffisant, la rareté des mots cités. C'est sous cet angle qu'il fallait considérer la question. Or Messieurs Aalto et Mustanoja se sont dispensés d'indiquer la tâche proposée et de discuter la question de savoir si le triage ainsi opéré était suffisant.

Messieurs Aalto et Mustanoja ont parcouru bon nombre de dictionnaires pour apporter, soit des rectifications, soit des renseignements complémentaires à ce que j'avais dit. Excepté quelques glossaires ou dictionnaires de la fin du moyen âge et du début du XVI^{e} siècle, ils ont consultés notamment les dictionnaires de Littleton (London, 1678), de Màrton (Vienna, 1818) et de Vossius (Amsterdam, 1695). A mon avis, c'est une faute de méthode. Il est bien connu que, malgre les efforts des humanistes, le latin de chancellerie, d'école, etc., utilisé encore pendant des siècles dans une mesure plus ou moins étendue dans bien des pays de l'Europe, se donnait la meme liberté d'allure que le latin avant l'humanisme. Ainsi la valeur probante de ces dictionnaires dont on rédigeait beaucoup jusqu'au seuil du XIX^{e} siècle, est, faute de dates d'attestations, nulle en ce qui concerne les faits médiévaux. Dans bien des cas, tout permet de supposer que les mots rares enregistrés dans ces dictionnaires sont des néologismes de l'époque en question et que, par conséquent, ils n'ont aucun rapport direct avec les mots correspondants du latin médiéval, dont ils n'ont souvent même pas le sens.

Sans le dire expressément, Messieurs Aalto et Mustanoja semblent considérer comme une négligence de ma part de ne pas avoir utilisé Bartal (*Glossarium Mediae et Infimae Latinitatis Regni Hungariae*, Leipzig, 1901). Ils disent à ce sujet (*l.c.* p. 274): »Some thirty words of Dr. Hakamies' list, including several which he had not come across outside the Finnish documents, are to be found in Bartal's work. In some cases the meaning given in Bartal differs from that suggested by Dr. Hakamies.»

J'ai exclu le dictionnaire de Bartal pour des raisons suivantes: ce n'est pas un dictionnaire du latin médiéval à proprement parler, mais un dictionnaire du latin employé en Hongrie dès le début du moyen âge hongrois jusqu'au milieu du siècle dernier. Or l'utilisation de ce dictionnaire est très difficile au point de vue purement philologique du fait qu'il ne donne de dates qu'à titre exceptionnel. Au debut du dictionnaire figurent, certes, un index des ouvrages depouillés et les titres des textes cités en abrégé, mais même cet index ne donne que rarement la date — souvent approximative — de la rédaction première d'un texte. En général, seule la date de publication d'un texte est indiquée. Comme la plupart du temps les textes en question sont introuvables en Finlande, il est pratiquement impossible de vérifier si un mot enregistré dans *Bartal* appartient au latin médiéval ou à celui utilisé dans ce pays comme langue officielle encore longtemps après la fin du moyen âge, à savoir jusqu'en 1848. On peut se demander quelle est la valeur des renseignements supplémentaires puisés dans *Bartal*, donnés sans indiquer de dates, lorsqu'il s'agit de signaler des mots rares dans le latin médiéval de Finlande. A la rigueur, dans les quelques cas ou *Bartal* donne une attestation d'un mot ou expression que je n'avais pas rencontrés dans les dictionnaires que j'avais utilisés, ce fait pouvait être digne d'une brève mention.

Après ces considérations d'ordre général, je voudrais encore formuler quelques objections de détail à l'adresse de *Notes on Some Medieval Latin Words.*

Rectifications apportées par Messieurs Aalto et Mustanoja:

AVIS NOBILIS: Je dis (*l.c.* p. 7) »Dans le latin finl. du moyen âge l'existence de ce terme de fauconnerie s'explique par l'influence française et surtout celle de l'Université de Paris.» Mes arguments que je dois préciser ici sont les suivants: le latin médiéval des pays du Nord était, jusque dans la pro-

nonciation, celui de Paris; Paris était à cette époque encore fréquenté par les gens du Nord; le même recueil de sermons sur saint Henri contient d'autres gallicismes, sous la plume d'auteurs ou de copistes différents, il est vrai; c'est pour finir en français que survit l'expression correspondant *oiseaux nobles*. Selon Messieurs A. et M. la supposition formulée par moi n'est qu'une de plusieurs possibilités (only one of several possibilities). Il fallait bien dire, quelles sont les autres possibilités et en quoi elles sont plus convaincantes.

INSTRUMENTARE 'établir un document officiel' (Notes, p. 278). Selon Messieurs A. et M. la traduction donnée par moi est inexacte (inaccurate). Je ne comprends pas comment. Je traduis *contra compactata inter nos et instrumentata* 'contre ce qui a été fixé est décidé entre nous et dont un document officiel a été établi». Je ne puis considérer l'absence de »de quelque chose» comme une faute, puisqu'il n y a aucune autre interprétation possible.

MAGISTER CONSULUM (Notes, p. 279). Je donne la citation du texte en question en abrégé: *Honorabilibus viris et discretis magistro consulum ciuitatis Rewaliensis*. Il est regrettable que les trois points (. . .) qu'il fallait ajouter après *consulum* aient été oubliés par moi. Or il ressort de l'incongruité syntaxique que cet oubli n'était pas intentionnel. Messieurs A. et M. consacrent une demi-page à ce mot pour arriver au résultat suivant: »It would seem, therefore, that in this document the words *magister consulum* stand for one of the burgomasters and *consules civitatis* for the city councillors.»

C'est un fait connu que *consul* dans le latin nordique signifie 'échevin, conseiller municipal», c'est pourquoi j'ai abrégé la citation. La formule habituelle était *Honorabilibus viris et discretis proconsulibus et consulibus* (par ex. *FMU* I, 329, Abo (Turku), 1326). Les autorités supérieures en Finlande connaissaient bien le fait qu'il y avait plusieurs bourgmestres à Reval (Tallinn). Je ne connais que deux attestations du terme que je signale. La première se trouve dans une lettre de l'avoué du Roi à Viipuri (Viborg) de l'an 1336 (*FMU* I, 441): *Honorabilibus uiris et discretis magistris consulum Reualie ceterisque ibidem* . . . C'est un fait nouveau que *magister consulum* s'emploie pour désigner le bourgmestre, c'était un fait connu que *consul* désigne l'échevin ou le conseiller municipal.

ORACULUM 'prière' (Notes, p. 280) Le mot se rencontre dans le passage suivant: »quod nec quidem humano ingenio fieri

unquam potuisse presumit, sed potius Dei genitricis, cui se mei devote devoverant, oraculo impetratum.» Messieurs A. et M. se demandent si *oraculum* ne signifie plutôt »auctoritas, vis» sens que donne *Bartal*. De même, *Baxter-Johnson* traduit *oraculum* par »demonstration of the divine will». Or *Bartal* ne donne pas d'exemple de cet emploi de *oraculum*, les seuls exempels donnés étant deux attestations de *oraculo vive vocis*. Mais le dictionnaire de Blaise (*Dictionnaire Latin-Français des Auteurs Chrétiens*, Strasbourg, 1954) et que, malheureusement, je n'avais pas encore à ma disposition lorsque j'ai écrit mon premier article, donne l'attestation suivante (p. 582, II *oraculum*): 2. prière: *sanctorum motus oraculis*, Pelag.-Haer. (*M.* 30, c. 114 *C*). A mon avis les deux citations sont presque superposables et, au point de vue dogmatique, la traduction »prière» est à préférer, puisque, malgré la vénération de la Vierge comme Reine des Cieux, elle est toujours dogmatiquement présentée comme médiatrice et imploratrice auprès de Dieu en faveur des humains et à qui on rendait un culte à part, appelée hyperdulie. Les significations 'vis, auctoritas' données par *Bartal* doivent remonter plutôt à l'emploi administratif de *oraculum* dans le sens de 'rescrit royal ou impérial' attesté depuis l'antiquité.

QUIRITES. Selon Messieurs A. et M. il faut garder cette leçon puisque *Du Cange* donne quelques attestations de *quirites* dans le latin médiéval du Continent européen dans le sens de »bellatores primi ordinis». Ce n'est pas entièrement exclu. Or, comme *militum et militarium* est un terme consacré et tout fait dans le latin médiéval nordique et comme *quirites* n'a pas été attesté, à ma connaissance, dans le latin nordique en dehors de ce cas unique, cette leçon me semble toujours douteuse. Faute de photocopie de l'original qui se trouve à Copenhague, il est inutile de continuer la discussion.

UMBRAMEN (Notes, p. 284) Je traduis 'ombre protégeante, protection', Messieurs A. et M. traduisent selon Godefroy (*Dictionnaire*, etc.) »action de couvrir de son ombre; pris au figuré, (en parlant de l'incarnation de Jésus-Christ)». Inutile de recourir à l'ancien français. Cet emploi de *umbra* et de ses dérivés et bel et bien attesté en latin depuis les auteurs chrétiens, mais, à mon avis, il ne faut pas donner un sens trop particulier à ce groupe de mots en parlant de la conception virginale, les manifestations divines étant souvent représentées dans la Bible sous la forme d'une ombre. Ce que je ne vois

pas, c'est l'essentielle différence entre ma traduction et celle proposé par Messieurs A. et M. (Cf. Blaise, *o.c.* UMBRA 7. ombre (en parlant de la conception virginale).

Je constate, non sans un certain étonnement, que Messieurs A. et M. répètent souvent presque mot par mot une pensée que j'avais émise ou des données lexicographiques que j'avais données sans l'indiquer, comme il eût fallu le faire. Il m'est presque impossible de relever tous les passages pareils, que quelques spécimens suffisent:

Notes, p. 274: The material on which the study is based is rather limited, etc. Je dis (*l.c.* p. 37): En comparaison de la richesse de documents latins que possèdent la plupart des pays du Continent, les textes finlandais en latin sont de peu de volume.

Notes, (*Ibid.*): The fact that, lexicographically, the European Latinity of the later Middle Ages remains largely an unploughed field both adds to and detracts from the usefulness of Dr. Hakamies' list.

Je dis (*l.c.* p. 37): Une partie considérable de ces mots ont été trouvés dans des documents destinés à des Finlandais ou intéressant la Finlande, mais rédigés ailleurs. Cela prouve combien notre connaissance du latin tardif et médiéval est encore incomplète et sporadique . . .

CASTRENSIA (*Notes*, p. 275). In the Swedish translation accompanying the original document the word is rendered by »slåtzens rättigheter». Joh. Jan. and Reuchlin give the following explanation: »castrensis dicitur dignitas vel honor castrorum». Il fallait tout de même indiquer que c'est sur la traduction suédoise que je base mon interprétation en expliquant au détail le caractère des 'redevances seigneuriales' en question. Mais à quoi bon citer Joh. Jan. et Reuchlin à ce propos, puisque l'emploi adjectif de *castrensis* — il faut bien remarquer que dans la définition donnée et citée ci-dessus *castrensis* ne peut se comprendre que comme adjectif — est bien connu et attesté plusieurs siècles avant Joh. Jan. et Reuchlin.

LATOMIA (*Notes*, pp. 278—279). Quelle utilité y avait-il de répéter en anglais, et encore d'après Littleton, ce que j'avais dit en français et d'après les dictionnaires plus récents: Dr. Hakamies refers to Hammarström, according to whom the noun *latomus* may also have the meaning »mason». Cf. also Littleton: *latomus* »a Quarryer, one that getteth Stones out of the Quarry, an Hewer of Stones, a Mason». Je dis (*l.c.* p. 24)

latomus, 'carrier, tailleur de pierres', mot d'origine grecque . . . Selon *Hammarström*, *latomus* prend aussi le sens de 'maçon'.

PORCISTETUM »porcherie» (*Notes*, p. 281) Cf. Joh. Jan., Reuchlin and Du Cange (»*porcistetum* . . . dicitur locus ubi porci stant sive stabulum porcorum»). *Gemma*: »*porticetum* (sic!) id est stabulum porcorum, een verkens stal». Je dis (*l.c.* p. 30—31) — De ce mot *Du Cange* donne une attestation sûre (chez Johannes de Janua). Pour ce qui est du second exemple de *Du Cange*, . . . Ita legendum apud Linwodum in . . . pro *Porcitecum*. Pourquoi répéter des références que j'avais bien données et sans le dire?

COMPACTATUM »ce qui a été fixé et décidé». (*Notes*, p. 275) »The context, dated 1500, runs »contra compactata inter nos et instrumentata». Cf. Bartal, p. 150, *compactata*, *-orum* »pactum, foedus, Vertrag», dated 1434. Je dis (*l.c.* p. 12): *Du Cange* connaît *compactatum* dans un emploi décidément substantif. Or dans notre contexte il s'agit encore clairement de deux participes passés . . . Pourquoi cette information puisée dans *Bartal* que j'avais déjà donnée d'après *Du Cange*? La rareté consistait uniquement dans l'emploi du mot comme participe, c'est-à-dire comme forme verbale.

Parfois les renseignements donnés par Messieurs A. et M. revêtent une forme équivoque: COMPACTUALIS (*Notes*, p. 275): Cf. Bartal, p. 463, under *pactualis*. Or sous *pactualis* on ne trouve que *pactualis* et dans un sens tout à fait différent »gagé, en parlant de mercenaires'.

En général on peut se demander quel intérêt il y avait de répéter des attestations donnees par *Bartal*, souvent sans dates, de mots dont je signale l'existence ailleurs, mais que j'enregistre à cause de leur rareté relative et de leur nouveauté dans le latin de Finlande: *artificialis*, *craticula*, *depositorium*, *frusticulum*, *insummare*, *liripinteum*, etc. Dans bien des cas pareils le sens n'est pas le même en Finlande qu'ailleurs, dans d'autres cas une attestation en Hongrie ne change en rien l'image generale, pour ne pas parler des cas où la variante finlandaise d'un mot ne se rencontre pas ailleurs.

Je m'étonne aussi de constater que Messieurs A. et M. donnent les dates de *Bartal*, là ou cela peut se faire, uniquement dans les cas où ces dates sont antérieures aux miennes, mais passent sous silence les dadet postérieures. Exemples:

ARTIFICIALIS, Finlande en 1494, Hongrie en 1553, dans un sens différent,

CRATICULA, Finlande en 1515, Hongrie en 1676—78, dans un sens différent,

DEPOSITORIUM, Finlande en 1488, Hongrie en 1544, dans un sens différent, MILLE ARTIFEX, Suède-Finlande avant 1453, Hongrie en 1501.

PROPAGATRIX, Finlande en 1457, Hongrie en 1835 (selon Messieurs A. et M., *Notes*, p. 281) »obviously taken from a late text». Pourquoi ne pas indiquer la date exacte, puisque *Bartal* la donne? Etc.

Après ces remarques plus ou moins critiques il ne me reste que constater que l'article de Messieurs A. et M. aurait beaucoup gagné en valeur s'ils s'étaient contentés de donner uniquement les quelques additions vraiment appréciables que leur article contient et qui se perdent facilement dans la masse de renseignements superflus. Je suis aussi heureux de constater que leur labeur conjugué vient confirmer ma conclusion: Il faut user d'une prudence extrême avant d'accuser le latin médiéval de l'arbitraire dans l'emploi des mots.

REINO HAKAMIES

A NOTE ON THE FOREGOING

The editor of this journal has kindly given us an opportunity to comment upon the above remarks by Dr. Reino Hakamies. His remarks on our *Notes on Some Medieval Latin Words* add little that is fresh to the discussion, and so we can deal with them quite briefly. We leave a number of statements untouched — those, for example, in which Dr. H. claims that we repeat without due acknowledgement ideas expressed in his original article and his contention that we pass in silence over some dates in Bartal's glossary which are later than those given by him. These arguments seem to us to have little bearing on the case. A few comments, however, do seem indicated.

We regret that, for reasons which will, we believe, be clear from our *Notes*, the interest aroused in us by Dr. H.'s original article was less positive than we had hoped, and that consequently our notes had to be corrective rather than supplementary in character.

One of our observations was that many words in Dr. H.'s list occurred in a number of dictionaries of the medieval and early modern periods. We felt that a critical discussion of these entries would have been useful to other workers in the

field. Perhaps we did not make our point clear enough. Dr. H., at least, has mistaken these references for »renseignements superflus.»

Incidentally, although the »enigmatic» *quirites* is duly entered and explained in Du Cange, as we point out, we note that the word still arouses the suspicions of Dr. H., who says, »Faute de photocopie de l'original qui se trouve à Copenhague, il est inutile de continuer la discussion». It seems a little odd that in these days when photostats are available practically everywhere and belong to the routine of manuscript study, Dr. H. should not, before submitting his article for publication, bother to secure a photographic reproduction of this passage, in which he suspects a »faute de lecture ou de copie», or to have it checked by some other means, and that now, two years after the completion of his article, he still has not done so.[1]

Another striking statement in Dr. H.'s remarks above is that he had discarded Bartal's glossary because it included material outside the medieval period. We do not recall having come across another study of medieval lexicography in which this principle has been followed. No Old or Middle English scholar, for example, could afford to ignore the *New English Dictionary* on the ground that its entries are not confined to the medieval period. Had Dr. H. consulted Bartal, fewer entries in his article would have born the stamp »hapax», »unique attestation», »je n'ai pas trouvé ailleurs cette expression» and the like.[2]

The capacity to err is a charming gift, which raises man above the machine. Of course, if the mistakes are numerous, they may prove rather disturbing. We were inclined to ascribe the inaccuracies in Dr. H.'s original article mainly to oversight. This, for example, is how we explained to ourselves the fact that he defined *instrumentare*, a transitive verb meaning »to

---

[1] Dr. Kåre Olsen, Keeper of Manuscripts in the Royal Library, Copenhagen, has kindly examined the relevant passage in the Copenhagen copy for us. There is no sign of scribal alteration or blunder in or around the word *quiritum*. Arne Magnusson, who made the copy, was known to be an excellent copyist. We are grateful to Dr. Olsen for his assistance.

[2] Dr. H. explains at some length his reasons for including and excluding dictionaries in his list of references. He does not say, however, what principle he followed in excluding Diefenbach's *Novum Glossarium Latino-Germanicum* (1867), while including the same author's *Glossarium Latino-Germanicum* (1857).

record in an instrument», as an intransitive one meaning »to draw up an instrument» (»établir un document officiel»). From what Dr. H. says above we understand that he does not recognize the error in his definition. Even though he assigns *instrumentare* an intransitive meaning, he is nevertheless convinced that his readers use their own judgment and take the verb to be transitive because this is the only way in which it can be interpreted (»je ne puis considérer l'absence de 'de quelque chose' comme une faute, puisqu'il n'y a aucune autre interprétation possible»). And, to give another example, he assigns the noun *umbramen* the special meaning »protection» because, he is confident, an intelligent reader will understand that when he says »protection» he means, of course, the *conception virginale*.[1]

We must admit that we find Dr. H.'s remarks disappointing, and we can see no point in continuing the argument on the present basis. We think that the pages of *Neuphilologische Mitteilungen* might be reserved for more fruitful discussions, and so we shall offer no future comments on what Dr. H. has said or what he may later say on the subject. Anyone interested in the matter is asked to read our *Notes* carefully and to compare them with Dr. H.'s original article.

We also refer the reader to Dr. Axel Nelson's recent article »*Equitium* et *dies artificialis* dans 'le latin médiéval finlandais'» in *Eranos*, LVI, 1956, 263–6, in which he shows that the interpretations of these two words in Dr. Hakamies' article are erroneous.

However, there is one statement in Dr. H.'s above remarks with which we wholeheartedly agree, the final one: »Il faut user d'une prudence extrême avant d'accuser le latin médiéval de l'arbitraire dans l'emploi des mots.» The value of this warning will be evident to anyone who reads the three articles, Dr. Hakamies', Dr. Nelson's, and ours.

Pentti Aalto — Tauno F. Mustanoja

---

[1] Dr. H. says, »Ce que je ne vois pas, c'est l'essentielle différence entre ma traduction et celle proposée par Messieurs A. et M. (Cf. Blaise, *o.c. umbra* 7. ombre (en parlant de la conception virginale)).»

Dr. H's reference to the recent *Dictionnaire latin-français des auteurs chrétiens* of A. Blaise (Strasbourg, 1954) is not well chosen. In analysing the meanings of *umbra*, Blaise, in contradiction to what Dr. H. says, makes a careful distinction between *umbra* meaning »protection» (sense No. 3) and *umbra* referring to the Virgin Conception (sense No. 7).

BESPRECHUNGEN

The English Text of the Ancrene Riwle, edited from British Museum MS. Royal 8 C. 1 by A. C. Baugh (Early English Text Society, No. 232). London, Geoffrey Cumberlege, Oxford University Press, 1956. Pp. xi-58. 20s. net.

The Bibliotheca Historica of Diodorus Siculus Translated by John Skelton, now first edited by F. M. Salter and H. L. R. Edwards, Volume I: Text (Early English Text Society, No. 233). London, Geoffrey Cumberlege, Oxford University Press, 1956. Pp. xvii—395. 42s. net.

The series of *Ancrene Riwle* texts published by the Early English Text Society has received a new addition. Professor Albert C. Baugh has edited the copy in the British Museum Royal MS. 8 C. 1. This is a manuscript of the fifteenth century, written in a cursive hand typical of this century, as seen from the frontispiece attached to the edition.

From a passing reference in a footnote (p. 111) of Professor G. R. Owst's *Preaching in Medieval England*, this text, attributed to the well-known London preacher Dr. William Lichfield, rector of the church of All Hallows the Great, who according to the London Chronicle died in 1448, has been identified as a somewhat free adaptation of Books II and III of the Ancrene Riwle, as we have it in MS. Cotton A. XIV (edited by Dr. Mabel Day). The attribution to Lichfield occurs in the list of contents on the front flyleaf (optimus tractus de v sensibus secundum lichef[eld]), written in the fifteenth century. A reader of the seventeenth century copied the ascription on fol. 143 b (Lichfeild tractatus de V. sensibus explicit). Professor Baugh thinks it probable that the treatise came from the pen of Dr. Lichfield.

The Royal version was written for a readership which was quite different from the »leove sustren» of the Nero text. As Professor Baugh points out, in many passages the word »anchoress» has been changed to »man's soul» or the like. In other words, the Royal text was intended for general lay readers, the normal audience of a fifteenth-century preacher. And there are other differences, too. Right at the beginning, for example, there is a quotation from the »doctor de Lira», i.e. Nicholas of Lyra, a favourite authority of late medieval

preachers (by þe hert, os þe doctor de lira seyt, is understonden a mannes soule).

That the text of the Royal tractate is not, however, very remote from the original version is shown by the fact that the modern editor has been able to insert marginal references to Morton's edition; as in Dr. Day's text, these references to Morton are most useful. As might be expected, Professor Baugh has followed in all other respects, too, the principles applied to Dr. Day's edition of the Nero text. Let us hope that it will not take too long before all the extant copies of *Ancrene Riwle* have been printed in this distinguished series.

Among the extant works of John Skelton is his translation of the *History of the World* of Diodorus of Sicily. This was not, however, made from the original Greek, but from the Latin translation executed before 1449 by Poggio Bracciolini.

The unique manuscript of Skelton's translation is MS. 357 in the library of Corpus Christi College, Cambridge. It is not in Skelton's own handwriting, but was executed by three different copyists before 1538, i.e., before the death of Robert Pen, a Gentleman of the Chapel under Henry VII and Henry VIII, in whose possession it is known to have been. Two watermarks found in the manuscript resemble, but are not identical with, certain watermarks dated 1486 and 1487. The modern editors of Skelton's Diodorus Siculus take this resemblance to suggest that the paper was manufactured in 1486 and 1487. They may be right, though the value of non-identical watermarks is easily overrated. Anyway, the editors show plenty of good judgment when they abstain from dating the manuscript within too narrow limits of time, being content with suggesting that it was copied within Skelton's lifetime.

The text is quite long; it takes no less than 395 pages of print. The present edition has therefore been divided into two volumes. The second, containing an introduction, notes, and glossary, has not been published yet. A final evaluation of the edition will accordingly not be possible until both volumes are available. But even as things are now, the appearance of the text of Skelton's Diodorus will be a source of satisfaction to students of sixteenth-century language and literature.

Tauno F. Mustanoja

Amely Böltes Briefe aus England an Varnhagen von Ense 1844—1858, hrsg. von W. Fischer & A. Behrens. Triltsch, Düsseldorf, 1955. X + 137 SS.

Walther Fischer gehört zu den wenigen Anglisten, die sich um die Klärung der Beziehungen zwischen deutscher und englischer Literatur bemüht haben. Ich hatte vor vielen Jahren Gelegenheit, sein Buch über Monckton Milnes und Varnhagen von Ense einzusehen und finde, dass hier ein weiterer wertvoller Beitrag zu deutsch-englischer Literaturgeschichte vorliegt. Vielleicht ist das gegenwärtige Buch noch interessanter, da eine ganze Reihe von bekannten Gestalten der mittleren viktorianischen Periode in diesem Buche vorgeführt wird: Carlyle und seine Frau, Thackeray, Thirlwall, H. G. Lewes, Bulwer-Lyttons unglückliche Frau, Disraeli, Brougham, Gladstone, Palmerston, Russell, sehr viele bekannte oder berühmte Politiker und Dichter des damaligen Englands, sowie auch die berühmtesten deutschen Gegenspieler. Max Stirner huscht vorbei mit seiner Frau, George Sand mit Lizst und der Gräfin d'Agoult, der Nachfolger Byrons bei der Guiccioli Graf d'Orsay und eine Menge andere noch. Die interessantesten Ausführungen beziehen sich wohl auf die beiden Carlyles, die mit der Bölte befreundet waren. Hier muss man nur bedauern, dass die Auszüge nicht noch ausführlicher sind, manche Stelle bricht ab eben wo man hofft, aufschlussreiche Auskunft zu bekommen. Und leider ist es ja so, dass die Hrsgg. kaum jemals etwas ergänzen können, da die von Ensesche Autographensammlung nunmehr verschollen zu sein scheint.

Die Einleitung enthält auch sehr viel Material zur Literaturgeschichte der Romantik und später, mit Kapiteln über Bölte und Varnhagen, sowie über die Carlyles und sonstige englische Bekannte von Bölte. Man liest das Buch nicht nur mit Nutzen, sondern auch mit Spannung und Interesse.

S. B. Liljegren

LES FOLIES

Au treizième siècle, la littérature anglo-normande est caractérisée par un courant nettement satirique; nombreux sont les »dits» qui mêlent l'ironie et une intention morale. On peut considérer le petit texte sur les trente folies que nous éditons dans cet article comme un spécimen de ce genre littéraire soucieux de moraliser.

Le texte est loin d'être inconnu[1]; il en existe deux rédactions.[2] La première existe en quatre manuscrits:[3]

A Cambridge, Bibl. de l'Université G.g. I.i., fol. 629 b.
B Florence, Laurentienne, Plut. XVIII, dextr. 7.
C Londres, Musée Britannique, Harl. 4657.
D Notre ms., Oxford, Bodléienne, Selden Supra 74, fol. 59 v°

La deuxième rédaction existe en un seul ms., celui du Mus. Brit. Arundel 507, fol. 99 v°. Les trois premiers mss. de la première rédaction ont été édités, nous nous proposons d'éditer le quatrième. Nous tâcherons d'élucider le problème de savoir quels sont très exactement les rapports, en premier lieu, entre notre ms. et les trois autres de la même rédaction et ensuite entre notre ms. et la deuxième rédaction.

Rappelons d'abord, comme l'a remarqué P. Meyer, que les trois manuscrits de la première rédaction sont identiques, à quelques menues différences près. Par contre, notre manuscrit a été rédigé avec une très grande liberté. D'abord, le manuscrit est un peu plus court que les autres: il contient trente folies, tandis que le manuscrit A contient 32 folies, le manuscrit B 35 et le manuscrit C 36 folies. Ensuite, sur le total des trente folies

---

[1] Voir A. Långfors, *Incipit*, p. 328.

[2] Voir P. Meyer, *Romania*, 1886, p. 340.

[3] Voir A. Jubinal, *Nouveau Recueil*, II, p. 373; Paul Heyse, *Romanische Inedita* p. 75; F. O. Halliwell, *Reliquiae antiquae*, I, p. 236.

de notre manuscrit, 24 se trouvent dans les trois autres manuscrits, mais l'ordre des folies n'est plus du tout le même. C'est ainsi que par exemple le vers 1 de notre manuscrit correspond au vers 24 des autres manuscrits (25 du manuscrit Harleian), le vers 2 correspond au vers 3, le vers 3 au vers 6 et ainsi de suite avec la même irrégularité. Finalement, en ce qui concerne les six autres folies que contient notre manuscrit, elles ne se trouvent en aucun des autres manuscrits, ce qui, une fois de plus, confirme avec quelle liberté le manuscrit a été rédigé. Si donc il apparaît clairement que notre ms. a été rédigé avec une grande liberté par rapport aux 3 autres mss., il ne reste pas moins vrai qu'il appartient à la même rédaction qu'eux.

Reste à étudier quels sont les rapports entre notre ms. et la deuxième rédaction. Disons tout de suite ce qui caractérise cette dernière: elle est plus longue, contient 64 vers et 57 folies, dont 9 se retrouvent dans notre ms., et en plus 3 dans les trois autres mss. de la première rédaction. Ces folies communes aux 2 rédactions étaient peut-être plus nombreuses encore, car, le ms. étant abîmé, un nombre considérable de vers a disparu. A titre de comparaison nous imprimons d'abord le texte de la deuxième rédaction et ensuite le texte de notre ms., Selden Supra.

(*Mus. Brit., Arundel 507, fol. 99 v°*)

De stulticiis

Cynkante e diz folis sont
Ki conversantz sont en le mond,
Mes de totes choses qe sont mals
Ces sont des principals:
Ky Dieu n'ayme ne a li creit,
Ki en mortiel peché se tient,
Ki nul bien ne volt aprendre,

K'ad promptee e ne volt rendre,
Ki tut doigne et nient receit,
Ki mult promet e nent doignet,
Ki parle e nul ly escut,
Ki manace e nul ly dut,
Ki tant jure que nul ly creit,
Ki demande quanqu'il veit,
Ki a touz son conseil counte,
Ki soi mesmes mette a hounte,
Ki rien ad e tut bargaygne,
Ki riot quanq'il gayne,
Ki de ces amys soi loigne,
Ki delaie son bosoigne,
Ki tient son procme en despit,
Ki creit quanqe homme li dit,
Ki despit piere ou miere,
Ki ne tient sa spouse chiere,
Ki autre amie haunte,
Ki par mensoigne soi vaunte,
Ki autre chose a tort cleyme,
Ki tant faist que nul sayme,
Ki ne honore saynte Eglise,
Ki sa foy fraynt ou brise,
Ki soi joiist de son malfest,
Ki soi repent de son bienfest,
Ki de bien faire n'ad desire,
Ki de prisone ne volt issire,
Ki prodhome despersone,
Ki blame chose q'est bone,
Ki bien ne fait tant com il poet,
Ki fait envitz que faire li estuet,
Ki ore fole combat ou tense,
Ki juge autri conscience,
Ki hete peese e ayme guere,
Ki hete sa demeyne terre,

Ki trop soi fait hauteigne e fere,
Ki fait ou dist vileigniere,
45 .....[1] 100 a
K .....

Ki .....
Ki .....
Ki d.....
50 Ki de .....
Ki hee .....
Ki fan .....
Ki soi .....
Ki nul an .....
55 Ki trop fer .....
Ki voelt son .....
Qu'est mellifz e mess .....
Qu'est derere mesdisant ....
Ki de grec ove fals soi joute
60 Ki nul esclaundre ne doute
Ki puteigne treit ou diz querte
Ne murra ja santz poverte;
Ki bien tient ceste lesson
Il avera de Dieu benysson.

Notre manuscrit appartient à la Bibliothèque Bodléienne, Oxford, où il porte la cote Selden Supra 74.[2] Il est sur vélin et date de la deuxième moitié du XIIIème siècle. Il a éte exécuté en Angleterre et par différentes mains. Le manuscrit, de format 165 × 222 mm, contient II + 126 feuillets. Il y a deux colonnes par page et les initiales sont enluminées. Notre texte occupe le folio 59 v° (la colonne à droite).

---

[1] Le du haut feuillet est arraché.

[2] Cf. *Summary Catalogue of Western Mss. in the Bodleian Library*, Oxford, 1922, I, p. 642.

Le texte est écrit en anglo-normand: *aun* pour *an : taunt* 3. 4, 5 etc., *enfaunt* 6, *demaunde* 16,22; *un* pour *on : dune* 2, *hunte* 28, *dunt* 29 et *oun* pour *on :* soun 8, 15, 19, *doune* 22, *feloun* 24; *e* pour *ai : fet* 14, 18; *eim* pour *aim : eyme* 13; *en* pour *ien : nent* 7, 10; *ei* pour *oi : creit* 5, *veit* 16; *yn* pour *gn : gayne* 20; pron.poss. : *seon* 27; fut. : *avera* 23.

(*Oxford, Bodléienne, Selden Supra 74, fol. 59 v°*)

Qi n'ad qi li serve et il mesmes ne veut,
Ki tut dune et nient ne retient,
Ki taunt manace qe nul nel doute,
Ki taunt parle qe nul ne l'escoute,
Ki taunt jure qe nul nel creit,
Ki a enfaunt aseure et sun cunsail cunte,
Ki tut bargaine et nent ad en bourse,
Ki sur soun enemi de gré se abate,
Ki ascient se deolt et nul nen escheut,
Ki taunt enprent qu'il nent n'escheve,
Ki sei mesmes enivre par aultres enivrer,
Ke mult premet et n'ad qe doner,
Ki tous heet et nul ne l'eyme,
Ki taunt fet a un jour qe ne puet en aultre,
Ki pur estrange soun prive enchace,
Ki demaunde quanke il veit,
Ki se entremet dunt il n'ad qe fere,
Ki fol est et plus fol se fet,
Ki a soun seignur trop se affie,
Ki a escient pert et rien ne gayne,
Ki plus haut daune qe ne puet atteindre,
Ki doune quanke hom li demaunde,
Ki desire la guere dunt il avera damage,
Ki feloun conut et trop se affie,
Ki en peril se met la ou force n'i ad,
Ki taunt se avance qe nul nel lowe,

Ki pur aultri bien le seon anile,
Ki pur curser aultre se met a hunte,
Ki blame dunt il mesmes est cupable,
Ki par estutie quide tous abatre.

Glossaire

[abatre] *v. réfl. attaquer.- Ind.pr.* 3 abate 8.
[affier] *v. réfl. se fier.- Ind.pr.* 3 affie 19, 24.
[aniler] *v. tr. détruire.- Ind.pr.* 3 anile 3.
ascient 9, a escient 20 *adv. le sachant et le voulant.*
[aseurer] *v. intr. affirmer.- Ind.pr.* 3 aseure 6.
[bargainer] *v. intr. marchander.- Ind.pr.* 3 bargaine 7.
curser *v. tr.* 28 *mettre en courroux.*
[dauner] *v. intr. viser.* (*?*).- *Ind.pr.* 3 daune 21.
[doler] *v. réfl. se lamenter.- Ind.pr.* 3 deolt 9.
]douter] *v. tr. craindre.- Ind.pr.* 3 doute 3.
[enchacer] *v. tr. pourchasser.- Ind.pr.* 3 enchace 15.
[enprendre] *v.tr. entreprendre.- Ind.pr.* 3 enprent 10.
[entremetre] *v. réfl. se mêler de.- Ind.pr.* 3 entremet 17.
[eschever] *v.tr. achever.- Ind.pr.* 3 escheve 10.
[eschevir] *v.tr. éviter.- Ind.pr.* 3 escheut 9.
estutie *s.f.* 30 *audace.*
gré, de gré *adv.* 8 *à dessein.*
[hair] *v.tr. ind.pr.* 3 heet 13.
[lower] *v.tr. louer.- Ind.pr.* 3 lowe 26.
privé *s.m.* 15 *ami intime.*

Östen Södergård

SÜDWESTDEUTSCH *URIG*

Mit den Nebenformen *urchig urchen* wird in H. Fischers Schwäbischem Wörterbuch 6, 293 als adjektivische Ableitung zur Vorsilbe *ur* gestellt, im Schweizerischen Idiotikon aber mit ahd. *ęrchan* verbunden. Grundsätzlich könnte jeder in seinem Bereich recht haben; es wird aber immer locken, mindestens alle alemannischen Belege der Gruppe *urig* einheitlich zu er-

klären; auch ist zu erwägen, ob nicht beide Deutungen falsch sind. Die badischen Zeugnisse können zur Entscheidung beitragen. Wenn der Schwarzwälder Oskar Furtwängler (1924, Die Uhrenmacher im Schwefeldobel, Seite 1) schreibt *urig alt* 'sehr alt', so scheint das für H. Fischer zu sprechen; aber die Markgräfler sagen *ū'rig* 'lauter, rein, unvermischt' (mit Anschluss im Elsass), sowie *urchig* (lautschriftlich *ūrxig*) 'bodenständig, elementar, echt' (mit Anschluss in der Schweiz), damit neigt sich die Schale auf die Seite des Idiotikons. Allerdings ist dessen Erklärung kühn, weil wir von dem theoretisch möglichen Ablaut *erchan* : *urchen* aus dem gesamten Altdeutschen nichts wissen; ich glaube überdies, dass das *-en* von *urchen* aus den Stoffadjektiven (altgermanisch *-īna*) stammt und von dem *-an* in *erchan* zu trennen ist; schliesslich hat Hoffmann-Krayer in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 4, 169 die schweizerische Lehrmeinung verwässert, indem er sich für das Schicksal des inlautenden Gutturals auf Wörter wie *durch* und *Furche* berief. Das ist unzulässig, denn diese enthalten germanisches *h*, *erchan* aber germanisches *-k-*.

Die Schwierigkeiten lösen sich, wenn man die Verhältnisse bei Notker überschaut. Er schreibt einmal *érchenen* 'lat. simpliciter' (Piper 1, 241), sonst superlativische Formen wie *érchenôsta* 'echt und erst' 1, 194. 378. 398 zweimal, besonders lehrreich 382; dagegen substantivische Fügungen wie *úréiche* 'das Eigentliche, Wesenhafte, Besondere' 1, 465. 392 (zweimal). 397 = lat. proprium 387. 391. Hart im Raum stossen sich bei Notkers »Kategorien» die zwei Wörter, aber er vermischt sie nicht.

Ob das Ursprüngliche und Erste auch das Wesentliche sei, ist eine Frage, die Philosophen, gewisse Künstler und Kunstgelehrte zur Verzweiflung bringen kann; Wortgeschichte und Namenforschung haben täglich Anlass, mit Nein zu antworten.

Ich glaube, dass *úreiche* lautlich gesiegt hat und fähig wurde, die Bedeutung von *erchan* mit zu übernehmen. *úreiche* konnte zweifellos geschwächt werden zu *urich* > *ūrig*, vergleiche nhd. *adelig, billig, Essig, Kinzig;* eine andere Entwicklungsmög-

lichkeit flektierter Formen, z.B. im starken Wemfall der Einzahl, führte zu *urch-*, und das konnte mit adjektivischen Mitteln weitergebildet werden zu *urch-en* und *urch-ig*, vergleiche F. Kluges Nominale Stammbildungslehre [3] §§ 199. 201. 206.

Ich stelle *úreiche* zum reduplizierenden Zeitwort ahd. *eichan* 'zusprechen' (in Notkers »Capella» mit schwacher Flexion *geéichot* Piper 1, 698), gotisch *af-aikan* 'absprechen' und erinnere an das nhd. Eigenschaftswort *ausgesprochen* 'deutlich erklärt, entschieden'.

Freiburg i. B. Ernst Ochs

OGIER DER DÄNE

Ein Epigonenepos ohne »mâȝe»

Zu den verbreitetsten Liedern des altfranzösischen Volksepos gehörte die *Chanson Ogier*. Der Stoffkreis stammt aus der *Geste Doon*, die in der Hauptsache aus Vasallen besteht, die sich gegen ihren Kaiser empören. Unter den Söhnen des Stammvaters Doon de Mayence, die in der *Chanson Gaufrey* aufgezählt werden, befinden sich ausser Gaufrey, dem Vater Ogiers, *Seguin*, der Vater *Huons*, *Girart von Roussillon*, *Aimon*, der Vater *Renauts von Montauban* und *Doon de Nanteuil*.

Die Herkunft und älteste Entwicklung der in Zehnsilblern verfassten Ogiersage ist von Carl Voretzsch eingehend behandelt worden (Über die Sage von Ogier dem Dänen und die Entstehung der Chevalerie Ogier, Halle a.S. 1891). Er macht zunächst darauf aufmerksam, dass wenn die Durhamer Handschrift als Verfasser der Gesamtredaktion den Spielmann *Raimbert de Paris* nennt, so kann damit nur der Überarbeiter einer älteren Handschrift gemeint sein. Curtius (Über die altfranzösische Epik III, in: Romanistische Forschungen 62, 1950, S. 125) geht soweit, ihn als Kompilator zu bezeichnen, dessen Ausdruck gewöhnlich und Vers eintönig war. Die Doppelungen

von Figuren und Vorgängen bezeugen seine beschränkte Erfindungsgabe. Dieses Gedicht, *Chevalier Ogier de Danemarche*, ist von Joseph Barrois im J. 1842 in Paris herausgegeben worden. Aus dem Kreise der Königsgeste ist der Name des *Adenet le Roi* zu nennen. Er war Menestrel Herzog Heinrichs III., trat aber später in den Dienst des Grafen von Flandern, Gui de Dampierre, über. Hier dichtete er einige Chansons de geste für den Geschmack feinerer Kreise um, z.B. die *Enfances Ogier* (ed. August Scheller, Brüssel 1874, franko-italienische Version nach dem Codex Marcianus XIII von J. Subak in Zeitschr. f. roman. Phil. 33, Ss. 536—570).

Unter Ogier haben wir den Franken Authcarius zu verstehen, welcher im Langobardenkrieg v. 773—774 eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Der Beiname des Dänen hat keine historische Begründung, sondern ist eine blosse dichterische Erfindung. Trotzdem ist Ogier in Dänemark ein Nationalheld geworden und als Holger Danske durch Andersens Märchen eine weit bekannte Figur geworden.

Es ist zu beachten, dass die älteren Gedichte zunächst fortbestanden, und einige von ihnen wurden wahrscheinlich ebensowohl in germanischer und romanischer Zunge gedichtet und gesungen. So hat uns schon im 9.Jh. ein Mönch von St.Gallen, von dem man vermutet, dass er mit Notker Balbulus identisch war, eine Erzählung von dem Helden Ogier überliefert.

Später sind die Ogiersagen in den Niederlanden, in Deutschland, Dänemark, Italien und Spanien sogar in die Volksliteratur eingedrungen und von zahlreichen Dichtern behandelt worden. Die franko-italienische Version der *Chevalier Ogier* ist mit kurzer Einleitung von Barry Cerf in Modern Philology 8, 1910—1911 veröffentlicht worden. Im deutschen Volksbuch von *Konrad Egenberger* (Dennemarckische Historien Von eines Treffenliche Königs Sohn, Franckfurt am Mayn MDLXXI) spiegelt sich eine andere Bearbeitungsstufe: die Verbindung des Stoffes mit Feensagen und dem Artussagenkreis.

In zahlreichen mittelniederländischen Nachdichtungen ist

der frz. Stoffkreis umgeschrieben worden. Was uns aber erhalten ist, stammt aus späterer Zeit (dem 14.Jh.). Es sind im Ganzen nur 8 Fragmente — 187 Verse — die in *J. C. Matthes'* Abhandlung »De Nederlandsche Ogier» (in: De Taal- en Letterbode Zesde Jg. H. Haarlem 1875, Ss. 241—267) abgedruckt sind. Der Herausgeber kommt aber zu dem Schluss, dass weder die Chanson des Spielmanns Raimbert noch die Bearbeitung des Adenet le Roi der ndl. Fassung zu Grunde liegen kann. Diese Behauptung ist durch mehrere Gegenüberstellungen gestützt und auch von Voretzsch (a.a.O. S. 123) betont worden. Mit Matthes müssen wir die Frage nach der frz. Vorlage offen lassen und bedenken, dass manche Gedichte, die Ogier zum Gegenstand hatten, uns verloren sein mögen.

Die deutsche Bearbeitung des Epos. — Die einzige uns bekannte Handschrift, in der uns die deutsche Bearbeitung des Epos erhalten ist, befindet sich in der Universitäts-Bibliothek zu Heidelberg. Die Papierhs., die die Signatur Pal.Germ. 363 trägt, stammt aus dem J. 1479, und das alte Gerüst schwillt sich hier auf 395 Blätter an. Das Ideal der höfischen Kultur war die *mâze*, das ruhige und würdige Masshalten in allen Dingen. Von diesem Ideal fehlt also in unserem Produkt der Verfallzeit jede Spur! Der Text gliedert sich in 2 Hauptteile. Die Einleitung zu dem zweiten Teil gibt interessante Aufschlüsse über den Bearbeiter, einen *Johann der clerick.* Die sauber geschriebene Hs. ist aber nicht das Original der deutschen Fassung. Als Kopist nennt sich am Ende der Hs. *Ludwicus Flúgel.*

Eine Ausgabe des deutschen Gedichtes ist mehrmals beabsichtigt worden (u.a. von Görres, Bartsch und Pfaff); diese Pläne sind jedoch nicht zur Ausführung gekommen. Der Grund dafür ist wenigstens z.T. in der ungeheuren Länge und in der in literarisch-ästhetischer Hinsicht sehr anspruchslosen Darstellung zu suchen. Dazu kommen die vielen unverständlichen Stellen, die bei dem fast völligen Fehlen der Vorlage meist nicht zu emendieren sind.

Dagegen ist die Hs. Gegenstand einer akademischen Dissertation gewesen. In »Sprache und Vers in der Heidelberger Handschrift des Ogier» (maschinengeschrieben in Heidelberg im J. 1925) hat *Hermann Braun* den Sprachstand und die Metrik des Gedichts untersucht. Da es sich um einen Text aus der Übergangszeit handelt, interessiert ihn besonders, ob sich Laut- und Formenstand noch auf mhd. Standpunkt befinden oder nhd. Züge aufweisen. Weniger Beachtung schenkt er den mdal. Eigenheiten und befasst sich kaum mit der Frage nach der Herkunft der grossen Masse der Fremdwörter. Im Verfasserlexikon der deutschen Literatur des Mittelalters wird die Hs. schlechthin als niederdeutsch bezeichnet. Trotz den vielen mnl. und mnd. Elementen erkennt man aber schon auf den ersten Blick den md. Charakter des Textes. Auch die Frage nach der Vorlage der deutschen Dichtung erhellt nicht aus Stammlers Verfasserlexikon, vielmehr gewinnt man dort den Eindruck, dass sie direkt auf den afrz. Epos zurückzuführen sei. In der folgenden Gegenüberstellung wird ein Stück der Chevalerie Ogier mit der entsprechenden Stelle unserer Hs. verglichen. Diese Textprobe bezieht sich auf das Ende der ersten Haupthandlung.

La Chevalerie Ogier (Ausgabe von Barrois)

(Auf dem Feldzug gegen die Sarazenen in Italien sind Ogier und Charlot, der Sohn des Kaisers, gefangengenommen, der letztere ist jedoch auf Ogiers Fürsprache entlassen worden. Da Karaheu, ein junger Sarazen, der das verräterische Vorgehen seiner Landsleute missbilligt, auch Ogier befreit sehen möchte, begibt er sich freiwillig in die Gefangenschaft der Franzosen. Corsuble, der Emir der Sarazenen, verspricht dem indischen König Brunamont die Hand seiner Tochter Gloriande, der Geliebten Karaheus, was dieser natürlich nicht genehm ist. Brunamont und Ogier wollen sich dann in Zweikampf auf einer Tiberinsel messen.)

Verse 2497—2594 (nach A. Henry, Chrestomathie de la littérature en ancien français, Berne, 1953):

La Chevalerie Ogier

I. A Gloriande qui le visage a cler
Uns mes li va la novele conter,
Si faitement con ses pere ot erré.
Cele l'entent, si comence a plorer,
E li Danois en ot le cuer iré:
»Karaheus sire», ce dist Ogier li ber,
»Con estes mors por vostre loiauté!
Las, c'or ne puis a l'amiral parler!
Ja li seroit mes gages presentés.
Vers Karaheu come fel a ovré
Qui de s'amie a le don demandé.»
Dist Gloriande: »Ferai vos i parler.»
Et dist Ogier: »Cinc cens mercis e gres.»

II. Gloriande ist de la sale pavee,
A grant merveille par fu bien atornee;
Par mi la presse des paiens est passee,
Et l'amiraus l'a par la main coubree.
»Fille», dist il, »je vos ai mariee
Au millor home qui ainc çainsist espee.
— Sire», dist ele, »que vos estes mes pere,
Je ne m'a mie Karaheus desfiee,
A qui m'avés devant vos rois donee.
— Fille», dist il, »il m'a boisié li leres
Qui as François a sa loi atornee.
Plus autement serés or mariee,
Par sens serrés roïne coronee.
— Sire», dist ele, »tot ce a fait mon frere.»

III. Dist Gloriande: »Amiraus, gentis hom,
Ou est li rois dont tu m'as fait le don?
— Ves me chi, bele, »ce a dit Brunamon.
»Por Sarrazins celer ne le querons,

Der Heidelberger Codex

(Die ursprünglich fehlende Interpunktion des Textes ist dem heutigen Gebrauch angeglichen worden.)

Blatt 57a »Gebent mir vwer tochter das schón wipp.
Ich sal sie in kurtzen tagen
Zů Parys cron tůn tragen.»
Da sprach âmirael zů der stunt:
»Ich gebe sie úch gerüchent, her Brunamunt,
Uf das sie gecrönet sy zu Paryß
Und van d^{x}ten Sent Denijß.»
Al dise berümte zale
Verstunt Ogier hart wol
In der kâmern, darjnn er lag,
Das jme das hertz sere raht.
Er sah al vmb mit den augen,
Felle chier began er czogen
Und bote zůsamen sine hand.
Das marckte die schöne Gloriand.
Sie sprach: »Mißkúmet úch icht, Ogier?»
»Ach, ja, edele Jumpfráw fier,
Ich höre da reden einen pa$\tilde{y}$en.
N$\hat{y}$mer keyn gütσ[1] múße yme gescheen.
Vwer vatter will úch yme geben zů wybe.
Mere schöne Jumpfrauw, by minem libe
Möcht ich vwerm vatter sprechen.
Ich solte die fürwort brechen
Züschent ÿme vnd dem sarrazen.
Bi dem hymelschen drehtin,
Ee ich Karaheu úch ließ verliesen,
Ich solt ee den dot dar vmb kiesen.»

---

[1] Wahrscheinlich verderbt v. *gutes*.

La Chevalerie Ogier

Or vos prendrai a l'onor de Mahon;
A nos iert France, car nos le conquerrons,
Mors u vencu vos rendrai Kallon.»
— Sire», dist ele, »que vos estes prodon,
Si con vos dites, li François i perdront.
Mais l'amiraus en a un en prison,
Se il iert ore delivrés a bandon,
Mien escïent, il combatroit vers vos,
Que Karaheu menés par mesprison.»
— Bele», dist il, »et nos l'otroierons;
A l'amiral en requerrai le don,
Et jo e il en cel ille en irons,
Par Mahomet, si nos i combatrons.»
— Avois!» escrient li Sarrazin felon,
»Met les ensanlle, amiraus, gentis hon!
Par Mahomet, mult est preus Brunamon,
Envers ses cops n'ora ja gerison,»

IV. Dist Gloriande: »Amiraus, rices ber,
Ogier li preus volroit a vos parler.
En mainte guise l'ai hui espermenté
Et de parole e de dit conforté.
S'a vostre loi le poés atorner,
Par Mahomet, vos arés ben ovré.»

Dist l'amiraus: »Si con vos comandés.»
Cinc Sarrazin en sont por lui alé,
Fors de la chambre ont Ogier amené,
A grant merveille i ot bel baceler:
Les bras ot lons e les poins ben quarrés,
Gros par espaules, graile par le baldre.
Par mi la presse des paiens est passé,
Ala li dux tres devant l'amiré.

Der Heidelberger Codex

Gloriand danckte es ÿme sere
Blatt 57b Vnd sprach: »Ogier, edeler herre,
Ich sal úch iemer geleidt gaen
Vnd tůn minen vatter verstaen
Solche dinge dyer vns sy goet.»
Also ging sie metter spoet
Biß sie in den sale kam,
Vnd gegen ir vf stunt manig man.
Sie besahen sie dorch ir schonheit.
Der âmirael ir vatter seyte:
»Dohter, wilkom by Appolin,[1]
Ich sal úch geben den besten sarrazen,
Der nú lebt, das ist wol kunt.»
Gloriand sprach zů der stund:
»Herre, wer[2] ist Karaheu von Perthy[3],
Der mir holdt vor sine amij?»[4]
— Dohter, er ist bi dem kúnige
Karolo für Ogier in ware dinge.»
Dar vf antworte der kúnig Brunamont vort,
Sprach: »Schöne Jumpfrauw, nu hört!
Ich salúch frauw machen gewarlich
Vber die crone von Franckrich,
Wann ir min wib sollent sin,
Also helff mir Appolin.»
— Ja, herre, so gebent mir frist so lang,
Biß das ir hebent in vwerm bezwang
Franckrich alzůmale,»
Sprach Gloriand die schöne schmale.
»Das tůn ich gern», sprach Brunamont,
Blatt 58a »Wenn Franckrich würt min in kortzer stunt.»

---

[1] *appolin* < afrz. *apollin, apollon* 'Apollo'.
[2] Wohl st. *war* 'wo?'
[3] deckt sich z. T. mit dem heutigen Persien.

A grant merveille l'ont paien esgardé
Et en lor cuer en ont dit lor pensé;
Dist l'uns a l'autre: »Ves ci bel baceler!
Par lui est Kalles cremus et redotés.
Il sanlle bien de grant nobilité,
De ardement e de grande fierté.
— Amiraus sire», ce dist Ogier li ber,
»Ves ci mon gage, se prendre le volés,
Que Brunamon a come fel ovré,
Qui Karaheu a si deserité
De vostre fille a le don demandé.»
Brunamons l'ot, si est em piès levés,
A sa vois clere comença a crier:
»Par Mahomet, Ogier, mult par es bers.
Por Karaheu devés vos bien parler,
Car vos doi estes compagnon afié.
Mes por tot l'or de cristienté,
N'en oseroies tes garniment porter
N'encontre moi en cel ille passer.
— Voir», dist Ogier, »plait avés encontré
Tot maintenant, se vos faire l'osés.

V. »Entendés moi», dist Ogier, »Brunamon.
S'a l'amiral poés avoir le don
par qoi je fuisse delivrés de prison,
Entre nos deus en cel ille en irons,
Si m'ait Deus, si nos i combatrons.
Se me pues vaincre, jurer ferai Kallon,
Hoiel de Nantes et le rice Namon,
De dolce France les chevaliers barons
Que de Mongieu repasserons les mons
Et cest païs tot quite vos lairons.
Ja de Romagne plain pié ne clameront.
— Mult par es preus, Ogier», dist Brunamons.
»Va querre ostages, car delivrés es tos.»
Et il respont: »Volentiers le feron.»

Der Heidelberger Codex

Die Jumpfrauw sprach zů jrem vatter stille:
»Herre, nů hörent mynen willen:
In minem kerker merberin[1]
Lÿt Ogier der ritter fijn.
Mich duhte, wie ich jne hörte růffen sere
Vff Mamet[2], vnsern herren.«
Der âmirael sprach: »Das ist ware,
So ist mir das glück vor.
Wiltu hie gelóben an vnser wet,
So enbestatte ich úch mewer bet
Denn an jme des bin ich wys.
Wenn Karle, der künig von Parýß,
Vnd alle die cristen die leben
Solten dân werden verdrieben.«
Des lachte die mayt sere
Vnd sprach: »Vatter, lieber her,
Nů habent ir mich zů der stund
Geben Karaheu vnd Brunamund
Vnd Ogier, dem ritter fijn.«
Fürbaß sprach das megetin:
»Herre, gedurste úh holen Ogier.
Ich tede jne fúr úch kûmen schier,
So mögent ir versteen sine wort.«
— Schöne tohter, bring jne vort!«
— Gerne, herre«, sprach die maget fier,
»In dien dat ghijne nu widder hier,
Widder gebent vngeschant.«
— Das lob ich bi Texuogant,«

---

[1] *merberîn, marmelîn, marmelîn* 'von Marmor' viell. über mnl. *merberijn, marberijn* < afrz. *marb(e)rin.*

[2] *Mamet* < afrz. *Mahom(m)et* (arab. *Mahomet, Muhamed*).

Sprach der âmirael vnd lach.[1]
Blatt 58b Da had es die Jumpfrauw her genoech.
Sie kerte zů ir kâmer schier
Vnd ging zů denoys [2] Ogier.
»Edeler kùnig ritter», sprach die mayt,
»Ich heb úch nů geleid herjagt,
Nů envant úch nit entsien.»
— Neÿn, ich also möht nůr guts gescheen,»
Sprach Ogier der kůne.
Die Jumpfrauw von hohem důn
Hadden wol gehaetsemeert [3]
Vnd mit cleydern gepaliert.
Sie gingen zů samen in die zale,
Da fonden sie hoher lúte viel,
Sie stundent vf al gemeyn,
Da bleib sitzend weder gros nach clein.
Ogier sprach mit fiiren sinne:
»Sant *Maria*, die künigynne,
Müße bewarn alle manier
Gloriand, die mayt fier,
Den âmirael vnd die synen,
Vnd Brunamunde verlone god pijne,
Das er den âmirael vera [4] Perthy
Nemen wil sin amÿe
Vnd vmb das er sich berumde deß,
Das her karle dede verließ
Von drÿen rossen, die ir gewân,
Mere ich wene by Sant Johann
Wol wißen, das er sie stael

[1] Schluss der afrz. Fassung. Wegen der zahlreichen Zitaten ist die dt. Bearbeitung viel länger.

[2] *denoys* < afrz. *danois*.

[3] mnl. *achemeren*, *aetsemeren* usw. 'aufschmücken, aufputzen' geht nach Verwijs-Verdam 1,8 über afrz. *aschemer*, *acesmer* auf mlat. *aschemare* (zu lat. *scema*, *schema*, gr. *σχῆμα*) zurück.

[4] z.T. verderbt, wohl st. *von*.

Vnd entfúrte das hat er geual.»
Also Brunamûtt das verstaet,
Blatt 59a Wart jme verwandelt synn vnd mût,
Vnd zuckte sin schwert vnd der vart.
Vnd Ogier greiff vngespart
Mit ysin gebonden einen stab.
Die andern heÿden flûhen bat aff,
Also die sere waren veruart.
Sprach âmirael zû der vart:
»Der hie einen schlag schlege by minem her,
Mamette er solt es engelten sere.»
— Glottoen»[1], sprach Ogier der frÿe,
»Wolten ir Karaheu nemen amÿe,
Prijsent ir úch selbs darvmb so sere,
Also helff mir Jhesus, min herre.»
— Der soldan ist besser denn vwer fünfe,
Beÿde von krafft vnd von libe,»
Sprach der künig Brunamont.
»Ich wolt das ir tere stúnt,
Das gegen mír alsunder schamp
Wolten bekortzen in einem kamp,
Vnd möht ich úch nemen das leben,
Das mir der âmirael sal geben
Glorianden frauwende quïst,
Vnd mögent ir mich erschlahen in dem strijd,
So wil ich das sie dem soldan
Ewiclichen blibe vndertan.»
Ogier sprach: »Ich lobs also.»
Des war Brunamunt vil fro,
Vnd Gloriand die magt fier
Nam do by der hant Ogier
Vnd leÿte jne in ir kemenade.

[1] *glottoen* 'Schwelger', mnl. *glot(t)oen* u. afrz. *glo(u)ton* werden im Mittelalter oft auch als Schimpfwörter gebraucht (s. Verwijs-Verdam 2,2003).

Blatt 59b Ogier was wol gepeinst [1] von rade
Vnd rieff fúr sich sinem gersoen.
Er sprach: »Du můst nů tůn
Ein botschafft zů dem Goldaen.
Grüße jne nů vnd geb jme auch zuuerstaen,
Wie hohe ich den kampff heb genomen,
Vnd sage ime dz er her müße komen
Gar verborgen zů der stonden,
Biß ich gefechte gegen Brunamonden.»
Der bott sprach: »Herre, sunder waen
Vwer bottschafft wurt schier getaen.»

Der Heidelberger Codex

Vrlaub nam er zu der vart
Vnd sass behendiclich vf sin pfert.
Er reit stracks uß der port,
Zum here wart reht vort,
Vnd als jne die herren sahen,
Begunden sie jne alle fragen
Vmb den denoys Ogier.
Antworte jne der schummer
Sprach: »Ir herren, er ist gesunt.»
Also reit er vort so lang stunt,
Biß er vor Karles tent kam.
Da beette er als ich vernam
Vnd ging in dem pauwelion,
Vnd als jne sahe der kunig koen
Karle fragde jne schier,
Was da tede sin herre Ogier.
Der bott antworte: »Er ist gesunt
vnd sante mich hieher nů tůn ich úch kunt
Vmb ein bottschafft sunder waen.»

[1] Einen mittelfränk. Anhalt bietet *pensen, pinsen* 'denken, nachdenken, erwägen' (mnl. *pensen, peinsen, pinsen*), das auf afrz. *penser* 'denken' zurückgeht.

Schlussbetrachtung

Auf Grund des Vergleiches können wir mit Recht die Schlussfolgerung ziehen, dass die uns bekannte afrz. Fassung der Chevalerie Ogier dem deutschen Epos nicht zu Grunde liegen kann. Von den zahlreichen Abweichungen und Zutaten des Heidelberger Codex sei hier nur die in unserer Textprobe angedeutete Verliebtheit von Gloriande in Ogier genannt. In Anbetracht der Abhandlung von Matthes unterliegt es keinem Zweifel, dass die Handschrift eine Bearbeitung nach dem mnl. Gedicht des 14.Jhs. ist. Das geht schon aus der Gegenüberstellung einiger Reimen hervor, wo uns die ndl. Vorlage zur Verfügung steht. Braun (a.a.O. S. 61 f.) führt die folgende Liste auf, die zugleich die Verlegenheit des deutschen Bearbeiters zeigt, der oft keine reinen Reime finden konnte:

Ndl. Vorlage		*Deutsche Bearbeitung*	
paert:	vaert	pfert:	vart
tale:	wale	zale:	wol
desen:	wesen	diesen:	wesen
wale:	smale	wol:	schmale
wert:	gereet	wisse:	gereyd
vri:	mi	fry:	mir
moet:	spoet	mut:	spoet

Ferner vgl.

Ndl. Fragmente 2 (nach Matthes, a.a.O. S. 244 f.)

Dat ghi vor mi neemt bataelge;
»Sarragois, ic sal, sonder faelge,
»Selve komen jegen den soudaen.»
Sadony seide sonder waen:
— — — — —
— — — — —
Als Charloot dat vernam,

Was hi tornech ende gram.
Hi vranc die vust ende soude den paien
Hebben geslegen, ne waer mettien
Scoter tusschen die here Morant
Ende Arnout van Beaulant

Deutsche Bearbeitung Bl. 43a (nach Matthes, a.a.O.)
»Das ir von mir nement betzaelge:
»Sarrazen, ich sal sonder faelge
Selber komen gegen dem soldan.»
Sadoni antworte alsaen:
— — — — —
— — — — —
Also Charloet dis vernam,
Wart er uszermaszen gramm.
Er zuckte die fust und wolt den payen
Haben geschlagen, ie mitten
Lieffen darzuschent der herzog Morant
Und Arnolt von Benlant

Die obenangeführten Textproben genügten schon um zu zeigen, dass von einer einheitlichen mdal. Färbung keine Rede sein kann. Die Grundlage ist md. und zwar rheinfrk., weil *t* in *das*, *was* usw. fast immer verschoben ist. Dem westmd. *port* steht aber das ostmd. *pfert* gegenüber. Weitere md. Merkmale sind solche Formen wie *stunt*, *mêre*, *důn* (st. *tuom*), *felle* (daneben auch *viel*). Mittelfränkische Kennzeichen sind *dot*, *hadde*(*n*), *holden*, *úch*, *sich frauwen*, *sal*, *van*, *zúschen* und das Fremdwort *pinsen*, ferner die Schreibungen *amirael*, *verstaen*, *stael*, *pijne*, *strijd*, *goet*, *koen*. Schwanken herrscht bei *tohter — dohter*, *tede — dede*, *kortz — kurtz*, *kamp — kampf*. Gewisse sprachgeographische Übereinstimmungen mit dem Spruchgedicht von Salomon und Markolf (vgl. den Aufsatz von Suolahti in Annales Academiæ Fennicæ B LIX, 2) sind unverkennbar. Auch sonst zeigt die Orthographie eine Verwilderung, die für diese Übergangszeit bezeichnend ist. Auf das Nd. weisen u.a.

die Verwechslung des Akk. u. Dat. (*gegen mir, ging in dem pauwelion, mir holdt*), die Präp. *aff* und das Wort *schummer* hin. Ndl. Einfluss verraten der Vokalismus in den Formen *fonden, gebonden, gepeinst*, die Ausdrücke *metter spoet* und *tere stunt*, ferner *fijn* und die Fremdwörter *gersoen* (dazu das ausgesprochen ndl. *glottoen*) und *haetsemeeren*.

Damit kommen wir zu der Frage nach dem fremden Einfluss auf den Wortschatz der Hs. Die Anzahl der frz. Wörter ist selbstredend sehr gross, da die Vorlage der ndl. Fassung frz. war. Der Entlehnungsweg steht aber oft nicht fest, da ein bindendes Urteil sich nicht immer fällen lässt. Jedenfalls sprechen zahlreiche lautliche Kriterien dafür, dass die Niederlande noch im ausgehenden Mittelalter als Vermittler der frz. Ausdrücke eine wichtige Rolle spielten. Öhmann (Studien über die frz. Worte im Deutschen im 12. u. 13.Jh. Diss. Helsinki 1918 S. 75) macht darauf aufmerksam, dass die nd. Literatur im 12. u. 13.Jh. einen so tiefgreifenden hd. Einfluss erfahren hatte, dass man sagen kann, dass die nd. Dichter md. schrieben. Diese Behauptung könnte in gewissen Fällen auch für die folgenden Jahrhunderte berechtigt sein. Nach der obigen Darstellung müssen wir nämlich mit Braun (a.a.O. S. 67) annehmen, dass dem deutschen Bearbeiter der Hs. die nd. u. ndl. Maa. nicht ungeläufig waren, obgleich er augenscheinlich bemüht ist, sich hochdeutscher Formen zu bedienen. Allem Anschein nach ist die Hs. in einem westmd. Grenzgebiet entstanden, das neben md. auch niederfrk. und ndl. Einschläge aufweist.

Dieser Streifzug in den Urwald des Epos, auf den die Abhandlung von Braun etwas Licht wirft, darf nicht zu voreiligen Schlüssen führen. Deshalb wird sich hoffentlich später die Gelegenheit bieten, auf die Handschrift, die — von einigen pikanten Episoden abgesehen — sprachlich ergiebiger scheint als inhaltlich, eingehender zurückzukommen.

Eero Alanne

ALDREDIANA[1] III: *SNIUEð*

In his recent article »Indo-Arica III», *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* xviii, 449—52, Sir Ralph Turner, writing of Prakrit *siṇeha-*, *siṇhā-* 'snow', calls attention to the fact that, while the Indoeuropean root **sneig^{w}h-* has the meaning 'snow' throughout the central Indoeuropean domain, »Nevertheless at the two extremities of Indo-European we find words agreeing exactly in form with the words for 'snow' but having the meaning 'drop, rain, wet'. These are OIr *snige* 'drop, rain', *snigid* 'drips, rains', and Skt. *snthyati* (Dhātupāṭha, Caraka, Suśruta) 'is moist, viscid, oily, attached to, affectionate'.»[2] In the present note I shall show that this meaning of the root **sneig^{w}h-* is also attested by one occurrence in Germanic (the next group in from the western extremity).

I refer to a word in Aldred's Anglo-Saxon Gloss to the Lindisfarne Gospels[3] (c. 960 A.D.), at Mt 5, 45. The end of this verse reads[4] *et pluit super iustos et iniustos.* Aldred's gloss is essentially word-for-word; here he first wrote *sniueð* above *pluit,* then added in the margin (f. 36*va*20) the more obvious gloss *hregnað* preceded by the customary *ł*-sign [= *uel*].

There are a very few Irish loan-words in Aldred's Gloss;

---

[1] The nature of the series of articles *Aldrediana* is explained by me in a forthcoming article in *Moderna Språk*; here it will suffice to say that the articles (by whomsoever written and wheresoever published) deal with points connected with Aldred's two North Northumbrian glosses, that to the Lindisfarne Gospels and that to the Durham Ritual, and that the articles are later than the appearance of the first volume of the Urs Graf edition of the Lindisfarne Gospels.

[2] Cf. his further note, *ibid.* [forthcoming]. Cf. also E. Benveniste, *Μνημης Χαριν, Gedenkschrift Paul Kretschmer,* pp. 35—9.

[3] Urs Graf edition.

[4] J. Wordsworth and H. J. White, *Nouum testamentum ... latine.*

furthermore, on a very few occasions, there is orthographic confusion between the letter *g* and the letter *w* (which latter is equivalent to the letter *u* in consonantal use).[1] These two points naturally raise the question whether *sniueð*[2] may be, not the Anglo-Saxon word it appears to be (that is, 3rd sg. pres.ind. of OE *snīwan* 'to snow' (= OHG *snīwan* Av *snaēžaiti*), with entirely normal phonology and orthography), but, rather, a direct borrowing of that OIr *snigid* 'drips, rains' which is cited by Turner in support of his peripheral meaning.

Irish loan-words are, in fact, exceedingly rare in Anglo-Saxon but, of the few that do occur, a disproportionate number appear in the »Aldredian texts».[3] The standard account of these loan-words in Anglo-Saxon is still M. Förster, »Keltisches wortgut im englischen», *Texte und forschungen zur englischen kulturgeschichte, Festgabe für Felix Liebermann zum 20. Juli 1921* (pp. 142—62). Förster's list comprises only seven Old Irish loan-words and, of these, three are recorded in the Aldredian texts[4]; each of the three, it may be considered,

---

[1] E.g. *fulgode* 'baptizare' J 1, 33 to OE *fulwian* (: OE *full*, Gothic *weihan*); *gewrunded* 'fundata' Mt 7, 25 to OE *gryndan*, *grund*.

[2] I mention *sniueð*, *Modern Language Rewiew* xxvii, 453.

[3] That is, the Gloss to the Lindisfarne Gospels and, also that to the Durham Ritual (see the remarks of T. J. Brown, E. G. Stanley and myself in the second volume of the Urs Graf edition).

[4] Since 1921 there have been one or two additions to the list, of which the most recent appears to be that set forth by J. Vendryes in his article »Un mot irlandais dans l'évangéliaire de Lindisfarne», *Bulletin de la Société de linguistique de Paris* xliii, 27—31. Vendryes discusses *fallas ł slæhtas* glossing 'cadens' Mt 4, 9. He rejects the (hitherto uncriticised) explanation of *slæhtas* given by J. Bosworth and T. N. Toller, *An Anglo-Saxon Dictionary* s.v. *slihtan:* ». . . translator seems to have read *caedens* in the second case . . . Cf. *O. H. Ger.* slahtón *mactare* : *Ger.* schlachten», on the grounds (p. 28) that this is not the kind of confusion Aldred makes. Vendryes therefore suggests that *slæhtas* is a borrowing of OIr *slechtaim* — and semantically this would be impeccable. He then goes on to consider why Aldred may have used this Irish word

— »Une première hypothèse possible serait que le traducteur *[sc.* Aldred] de l'Évangile ait été Irlandais d'origine» (p. 29). But, in fact, to confuse *cadens* and *caedens* is precisely the kind of error that Aldred does make; indeed, at Mk 5, 5, he has confused the compounded forms of these very verbs:

7 falletande ł ðærscende	hine	to	stanum	
et concidens	sé		lapidibus	— — —

here Aldred has taken *concidens* to be from *concīdo* in the first gloss and from *concĭdo* in the sense 'beat severely' in the second (he does not give the correct interpretation — *concīdo* in the sense 'cut to pieces'). Cf., further, Aldred's »record» example (Mt 20, 8):

miððy efern ł ic sædi	uut'	geworden	were		
cum sero	autem	factum	esset	— — —	

here Aldred has taken *sero* as *sĕro* in the second gloss, in the first he has interpreted it correctly as *sēro*. In my article »The errors in the Old English gloss to the Lindisfarne Gospels», *Review of English Studies* viii, 385—94, I enumerate thirty-nine »errors» of this kind. (It may, in fact, be doubted whether all these are exactly »errors»; thus, at Mk 5, 22 we have:

sum monn	of hehsomnungum	
quidam	de archesynagogis	— — —

Aldred has taken *archesynagogis* to be from *archesynagōga* instead of *archesynagōgus* and, in the case of such rare words (see *Thesaurus Linguae Latinae* s.vv.), it may well be that he has made a real mistake; but in the example at Mt 20, 8, it is difficult to believe that one who knew Latin as well as Aldred certainly did could possibly have been in doubt as to the meaning of the Latin — his *ic sædi* 'sĕro' must surely be due to some more recondite cause, such as a covering-himself against all possible meanings of a Latin word however remote these are). Finally, I must rebut Vendryes' suggestion that Aldred may have been an Irishman by birth; there is no faintest evidence to suggest that he — *alfredi natus aldredus* as he describes himself in his marginal note to his Colophon (f. 259 *r*) — is anything other than as Anglo-Saxon as his name (one of the commonest in the language).

is different in kind from the other two. These three words are: (i) *drȳ* 'magician' (from OIr *drui*), which is widespread in Anglo-Saxon but, virtually, does not survive later [1]; (ii) Lindisfarne *cursung* 'damnatio, Gehenna, tormentum' and its congeners (OIr *cūrsa(g)im* 'blame, reprove'), which is rare — and probably northern — in Anglo-Saxon but widespread later [2]; (iii) the nonce-word *mind* glossing 'diadema' in the Durham Ritual [3] (from OIr *mind*).

To accept the view that Aldred's *sniueð* is a borrowing of OIr *snigid* involves a double abnormality: that *sniueð* is an Aldredian Irish nonce-word (to be added to the single member of this class, *mind*) and, moreover, that it is one that, by chance, also manifests the extremely peculiar spelling *u* for *g* [4] Under these circumstances this view must surely be rejected, in which case *sniueð* must remain as attesting Turner's peripheral meaning 'rain', though it is the only Germanic example to do so; it will thus be one more of those curious survivals which are perhaps the greatest of the many philological charms of the Aldredian texts.[5]

---

[1] Only in Orm's *drīzcrafftess*, *drizmenn*, *Symon Drizmann* (R. Holt and R. M. White, *The Ormulum* vv. 16053, 7080, 16051).

[2] *New English Dictionary* s.vv. *Curse* sb, *Curse* v.

[3] A. Hamilton Thompson and U. Lindelöf, *Rituale Ecclesiae Dunelmensis* [*Publications of the Surtees Society* CXL], p. 92, line 5.

[4] Had we not had to reject Vendryes' suggestion that Aldred may have been Irish-speaking, the abnormality would not have been so gross; we could then have imagined that his *snigid* merely forced this meaning upon the somewhat similar-sounding Anglo-Saxon verb.

[5] Many such survivals are to be found in my book, *Studies in the accidence of the Lindisfarne Gospels.*

Alan S. C. Ross

TWO NOTES ON MALORY'S *MORTE DARTHUR*

Sir Urry in England — Lancelot's Burial Vow

I. Sir Urry in England

In the next-to-last large division of Malory's *Morte Darthur* — the »Tale of Lancelot and Guenevere» — the fifth and final subdivision is called The Healing of Sir Urry.[1] For this subdivision no source or analogue has been established.[2] At the beginning of the subdivision, we are introduced to Sir Urry, a knight of Hungary, who in Spain fought in a tournament against Sir Alpheus. Urry killed Alpheus, but the latter wounded Urry in seven places. Alpheus' mother, a sorceress, decreed that Urry would never recover »untyll the beste knyght of the worlde had serched hys woundis.» Then Urry's mother took him through many countries for seven years, but found »no knyght that myght ease her sunne.» Next, we have the following passage:

> So she cam unto Scotlonde and into the bondes of Inglonde. And by fortune she com unto the feste of Penteconste untyll kynge Arthurs courte that at that tyme was holdyn at Carlehylle. And whan she cam there she made hit to be opynly knowyn how that she was com into that londe for to hele her sonne. Than kynge Arthur lette calle that lady and aske her the cause why she brought that hurte knyght into that londe.

---

[1] Eugène Vinaver (ed.), *The Works of Sir Thomas Malory* (Oxford, 1947), pp. 1141—54.

[2] See *Works*, p. 1578; R. H. Wilson, »The Prose *Lancelot* in Malory», University of Texas *Studies in English*, XXXII (1953), 11—12.

»My moste noble kynge,» seyde that lady, »wyte you well I brought hym hyddir to be heled of hys woundis, that of all thys seven yere myght never be hole.»

And thus she tolde the kynge, and where he was wounded and with whom, and how hys modir discoverde hit in her pryde how she had worought by enchauntemente that he sholde never be hole untyll the beste knyght of the worlde had serched hys woundis.

»And so I have passed all the londis crystynde thorow to have hym healed excepte thys londe, and gyff I fayle here in thys londe I woll never take more payne uppon me. And that ys grete pité, for he was a good knyght and of grete nobeles.»

»What ys hys name?» seyde kynge Arthure.

»My good and gracious lorde,» she seyde, »his name ys sir Urré of the Mounte.» (1145—46)

It will be observed that in this passage Malory tells us that Urry's mother, upon reaching Arthur's court, made public announcement of the reason for her visit; but then, in her interview with the King, Arthur at once asks her why she brought Urry to England. This situation has been called an »inconsistency [which] is typical of the repetitive style of the prose romances and of Malory's own work.»[1] However, as I see it, there is no good reason to consider Arthur's question to Urry's mother an example of unnecessary repetition on Malory's part. Arthur is fully aware of the information Urry's mother made public: she has come to England »for to hele her sonne.» Thus, when the King asks her »why she brought that hurte knyght into that land,» we should understand his emphasis to be upon *that land*. In other words, Arthur is asking here for additional information: why Urry's mother selected England as a land in which Urry might be healed. This information — the answer to Arthur's second question — Urry's mother supplies when,

[1] See *Works*, p. 1597.

after telling the King the story of her son's wounds, she says that she has earlier tried all other Christian countries except England, and will try no others if she fails in England. In my opinion, this simple explanation of the passage releases Malory from the charge of inconsistency and unnecessary repetition in this instance.

II. Lancelot's Burial Vow

In The Dolorous Death and Departing[1] — the final subdivision of the »Deth of Arthur,» the last large division of Malory's *Morte Darthur* — we are shown Lancelot as he passes his final years in the chapel at Glastonbury while Guenevere is in the nunnery at Almsbury. After his visit to the dead queen, Lancelot returns to Glastonbury with her body. Guenevere is buried, and within six weeks Lancelot sickens. Knowing that his death is near, he calls the hermit-bishop and asks that final rites be administered. Then comes the following passage:

> So whan he was howselyd and enelyd and had al that a Crysten man ought to have, he prayed the Bysshop that his felowes myght bere his body to Joyous Garde. (Somme men say it was Anwyk, and somme men say it was Bamborow.) »Howbeit,» sayd sir Launcelot, »me repenteth sore, but I made myn avowe somtyme that in Joyous Garde I wold be buryed. And bycause of brekyng of myn avowe, I praye you al, lede me thyder.» (1257)

That night Lancelot dies and, in accord with his vow and his request, he is buried in Joyous Garde.

This passage seems to represent Malory's use of material found in both the Old French *Mort Artu*[2] of the Arthurian Prose Cycle and the Middle English stanzaic *Le Morte Arthur*.[3]

---

[1] See *Works*, pp. 1245—60.

[2] Jean Frappier (ed.), *La Mort Le Roi Artu* (Paris, 1954).

[3] J. D. Bruce (ed.), *Le Morte Arthur*, EETS, es, number 88 (1903).

In the Old French work, Lancelot's death is recounted as follows:

Au quinziesme jor devant mai acoucha Lancelos malades; et quant il senti qu'il le couvenoit trespasser, il pria l'arcevesque et Bleobleeris que, si tost comme il sera deviez, qu'il portassent son cors a la Joieuse Garde et le meïssent en la tombe ou li cors Galeholt, le segnor des Lointeingnes Illes, fu mis. Il li creantent comme frere que tout ce feroient il; quatre jorz aprés ceste requeste vesqui Lancelos et trespassa del siecle au quint jor . . . [Li arceveques fet,] »Or couvient que nos portons son cors a la Joieuse Garde, car nos li creantames a son vivant.» (261—262)

The corresponding passage in the Middle English poem, based on the Old French quoted above, reads:

hytte felle A-gayne an euyn-tyde
That launcelot sekenyd sely sare;
The bysshop he clepyd to his syde
And All hys felaws lesse and mare;
he sayd, »bretherne, I may no longer A-byde
my baleffull blode of lyffe is bare;
What bote is it to hele And hyde?
my fowle flesshe will to erthe fare.

but, bretherne, I pray yow to-nyght,
To-morow, whan ye fynde me dede,
vpon A bere that ye wyll me dyght
And to Ioyes garde than me lede;
For the loue of god All-might,
Bery my body in that stede;
Some tyme my trowthe ther-to I plyght,
Allas! me for-thynketh that I so dyd.»

It seems clear that Malory derived the idea of Lancelot's burial at Joyous Garde from both the Old French and the Middle

English. However, Lancelot's regret for having sworn that he would be buried at Joyous Garde appears to be based on the poem alone (3848—49).

Concerning Malory's passage, we find the following explanatory comment:

> That Lancelot should regret having pledged his faith to Guinevere must have seemed to Malory a perversion of the true meaning of the story, and in the attempt to avoid this implication he puts into Lancelot's mouth a series of somewhat incongruous remarks. Lancelot says in effect that he regrets having wished to be buried in Joyous Garde, that he »broke his vows,» and that he therefore wishes to be buried in Joyous Garde.[1]

As I see it, this comment is misleading in two respects. First, there is nothing in Malory's book to indicate that Lancelot's vowing to be buried in Joyous Garde is to be read as the equivalent of »having pledged his faith to Guinevere»; his vow most probably reflects his feeling for his much-loved home in England, the country in which he pursued most of his adult career. Thus, there can be no question here of Malory's considering lines 3848—49 of the poem »a perversion of the true meaning of the story.» For Malory, Lancelot's deep regret here is that he must hold to his earlier vow to be buried in Joyous Garde, and consequently cannot be buried — as he would like to be — at the chapel in Glastonbury where he has lived piously for over six years and where Arthur and Guenevere are buried.

Second, Lancelot's statements in this passage are not »a series of somewhat incongruous remarks,» for no incongruity is present. Lancelot says, in effect, (1) that he now sorely repents having vowed to be buried in Joyous Garde; (2) that because altering this place for his burial would be breaking his vow, (3) he therefore asks his friends to take his body to Joyous Garde for burial. It will be noted that in this analysis

---

[1] See *Works*, pp. 1644, 1607—09.

(2) alone differs from the paraphrase in the bit of commentary quoted above. To take »bycause of brekyng of myn avowe» as »because I would be breaking my vow» seems to me a much more easily acceptable reading than to assume that Lancelot here incongruously means that he sometime earlier broke this vow. Since he has not had any previous experience in dying, or any previous need for burial, an earlier chance of his breaking this vow could not have existed.

In my opinion, this straightforward reading of Malory's passage removes any possibility for difficulty with it. Thus, once again, Malory is relieved of the charge of confusion and incongruity.

Tulane University

R. M. Lumiansky

ENTGEGNUNG

Prof. V. Kiparsky hat in den Neuphilologischen Mitteilungen 1957 SS. 39 ff. die 3 ersten Lieferungen des von Prof. Fraenkel abgefassten vortrefflichen litauischen etymologischen Wörterbuchs besprochen. In seiner Besprechung erheischt manches in sachlicher Beziehung eine Richtigstellung. Hier beschränke ich mich nur auf den Passus: »Man kann ja von einem deutschen Baltologen nicht die Bekanntschaft mit finnisch geschriebenen Werken verlangen und darum sind die für die Baltologie so wichtigen ostseefinnisch-baltischen Lehnbeziehungen in Fraenkels Wörterbuch nur sporadisch berücksichtigt. So wird z.B. s.v. *bùrė* 'Segel' ein in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung erschienener Aufsatz, in dem die von Fachleuten längst erkannte ostseefinn. Herkunft dieses Wortes weitläufig motiviert wird, ausführlich zitiert» (S. 41). Wenn auch Prof. Kiparsky an der zitierten Stelle meinen Namen nicht erwähnt, so kann der Leser leicht feststellen, dass seine Worte sich auf meinen in der vorerwähnten Zeitschrift (= KZ) erschienenen Aufsatz beziehen. Wie man sieht, unterstellt Prof. Kiparsky, dass die Erklärungen, die ich a.a.O. vorgetragen habe, von Fachleuten schon längst in finnischer Sprache veröffentlicht sind. Seine Äusserung, dass ich finnische

Sprachforscher plagiiert habe, ist ein schwerer Vorwurf, der sich aus meinem Aufsatz selbstverständlich nicht begründen lässt. In der fennistischen Zeitschrift Virittäjä berichtet deren Redaktionssekretär R. Peltola 1955 über den Inhalt meiner in Rede stehenden Arbeit (SS. 361, 380). In seiner deutschen Zusammenfassung lesen wir so: »Kürzlich hat Eino Nieminen (KZ 72 S. 129) überzeugend nachgewiesen, dass die lettischen Wörter *burve*, *buris* und *buŕas*, die 'Segel' bedeuten, alle zu verschiedenen Zeiten übernommene Entlehnungen aus dem Livischen sind und dass die gleichbedeutenden litauischen Wörter (*bùrė* :) *bùrys* und *buorė* wiederum spät aus dem Lettischen entlehnt worden sind. Danach besteht keinerlei Grund mehr zu der Annahme, dass diese Wörter in den baltischen Sprachen eigenständig wären und dass ostseefinn. *purje* ein baltisches Lehnwort wäre, was seinerzeit Thomsen angenommen hat, worin ihm die Mehrzahl der späteren Forscher gefolgt ist.» Nach alledem können sich die Leser selbst ein Urteil darüber bilden, welcher Wert meinem Aufsatz einerseits und den oben zitierten Worten von Prof. Kiparsky andererseits zukommt.

Eino Nieminen

BESPRECHUNGEN

Poésies du troubadour Guillem de Saint-Didier publiées avec introduction, traduction, notes et glossaire par Aimo Sakari (Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki, XIX). Thèse pour le doctorat, Helsinki, 1956. 206 pages in-8.

Si le troubadour Guillem de Saint-Didier (en Velay, dit aussi Saint-Leidier) n'atteint pas le lyrisme de ses grands contemporains Bernart de Ventadour, Bertrand de Born et Giraut de Bornelh, il n'en maîtrise pas moins jusqu'aux plus ingénieux des *compas* pratiqués par ces maîtres du »gai savoir». Guillem déploie en effet une remarquable richesse de formes lyriques, que M. Sakari a soin d'analyser en détail dans le chapitre *Versification* de son édition. Aussi son art ne tarda-t-il pas de trouver des imitateurs, ce qui a donné lieu à des attributions fausses de la part des copistes. Ainsi, des dix-huit pièces réunies dans la *Bibliographie* de Pillet-Carstens sous le nom de »Guillem

de Saint Leidier» (de fait, elle en dénombre dix-neuf, le *planh* de Guillem y figurant deux fois, en raison d'incipit différents), il faut rejeter, selon M. Sakari, non seulement la chanson de croisade (Pillet-Carstens, n:o 234, 10) qui est évidemment postérieure à Guillem, et la pièce (234, 13) attribuée par deux manuscrits, avec raison semble-t-il, à Guirot de Calanso, mais encore la »leste tenson fictive» (234, 8) qui serait plutôt de Peire Duran, comme l'indique *R* (»mais attribuée à Guillem par l'autre manuscrit, *C*, puisque présentant le même *compas* que la tenson 234,12 (notre IX) du troubadour vellave», Sakari, p.19). Restent quinze pièces, que publie M. S. (avec, en appendice, la *vida* du poète, ainsi que les *razos* des chansons VI et XIII), mais dont il qualifie encore deux d'attribution douteuse: il s'agit du poème religieux *Aissi cum a sas faissos* (234, 2) dont l'authenticité avait déjà été mise en doute par Paul Meyer, malgré le nom de Guillem indiqué dans l'unique manuscrit où il figure, et de la satire un peu crue *S'eu tot me soi un petit malananz* (234, 17) que M. S., à l'encontre de M. Kurt Lewent (*Abseits vom hohen Minnesang*, dans *Studi medievali*, nouv. série, 9, p. 122—149), se refuse à attribuer au »gentilhomme vellave». En réalité, si des critères de langue, de style et de versification militent contre l'attribution à Guillem de l'insipide chanson au sujet religieux, il n'en est pas de même de la pièce satirique que M. S. voudrait rejeter uniquement en raison de son allure cynique. Cet argument ne me paraît pas convainquant au regard des parallèles inspirés d'une désinvolture semblable que M. Lewent relève chez les troubadours les plus »courtois».

Des quinze pièces publiées par M. Sakari dix avaient été admises dans le recueil ancien de Mahn (les n:os I—V, VII, VIII, XI, XIII et XIV de Sakari), les autres se trouvant dispersées dans diverses publications (de Raynouard, Diez, Rochegude, P. Meyer, Balaguer, Appel, Lewent, Bertoni, Riquer). On eût aimer voir apprécier, ne fût-ce que sommairement, ces éditions antérieures: M. S. se contente de les mentionner en tête de chaque pièce; pour IX, l'édition de Bertoni (dans *Studi di filologia romanza*, VIII, p. 447) est oubliée. Les leçons particulières et les corrections dues aux devanciers de M. S. ne figurent dans l'apparat critique qu'à titre d'exception. Même souci d'économie pour la description des manuscrits, au total une trentaine, et allant jusqu'à dix-neuf pour les chansons les plus répandues; l'éditeur en indique (même pour

sa »base générale» *A* = Vatican, lat. 5232) tout juste le dépôt, la cote, la provenance, la date, les éditions diplomatiques éventuelles et les références aux bibliographies de Brunel, Pillet-Carstens et Jeanroy. Le classement des manuscrits est fait, dans la mesure du possible, pour chaque pièce séparément. Réunis et confrontés, les divers groupes ainsi obtenus n'auraient-ils pas abouti à une généalogie des principaux manuscrits? La tentative n'en a pas été faite.

L'éditeur pose en principe de ne pas s'écarter de son manuscrit de base »que là où c'est absolument indispensable» (p. 42).[1] Cependant, ce principe a été sacrifié à celui de l'école Lachmann qui adopte la leçon de la majorité des manuscrits: I, 9 *combatre ni defendre* (ms.-base: *c. e d.*); II, 24 *Car non es bes que ja ses vos l'aon* (ms.-base, avec d'autres: *es jois q. senes v. m'aon*; l'auteur vient de parler de lui-même à la 3e pers.); 33 *aconortan* (*asseguran*); IV, 8 *Que no·l platz que Jois m'en veigna* (*Q. non cre*; »lectio facilior» Sakari, note critique); VIII, 4 *C'azautes* (*C'agrades*). D'autre part, l'éditeur a sans doute raison d'imprimer II, 13 *mentir promes* (trois mss.), et non *m. cortes* de *AD*, qui revient à la rime v. 46. III, 46 *Fan un mercat q'a pretz no s'aperte* (leçon de *A*) a été rejetée parce que »*apartener*, v. réfl., n'existe pas dans les dictionnaires» (note, p. 79). La belle raison! En réalité, le verbe réfléchi se retrouve dans la charte de 1202 de la *Chrestomathie provençale* de Bartsch: *la capella del castel de s. Marcel, ab tot le glejastgue que s'i aperte*. D'ailleurs, anc. fr. *soi apartenir* est courant dans l'acception 'convenir' qui cadre avec le passage en question de Guillem (v. Tobler-Lommatzsch, *Altfr. Wörterb.*, s.v. *apartenir*). Il fallait donc s'en tenir à la leçon de *A*, qui du reste n'est pas »unique» comme dit M. Sakari (l.c.), *M* lisant *nos aperte* (= *no s'aperte*), *R se perte*. Si les deux conjectures, IX, 3 et 35, vers mutilés dans les manuscrits: *Qu'ieu somjava, can l'autr'ier en esperanza* et *Aqi lo venz non fer ges, mas se restancha*, se laissent défendre, il n'en va pas de même, me semble-t-il, de la correction des vers 21—22, où Sakari imprime:

[1] Il est vrai que M. S. se rapporte au manuscrit *A*, sa base générale. Sans doute entend-il appliquer le même principe aux autres manuscrits qui, à défaut de *A*, lui servent de base (*C* = Paris, B. N. fr. 1592, pour V, VII et XIV; a^1 = Modène, Bibl. Estense Campori, pour IX et XV; *Sg* = Barcelone, Bibl. de l'Institut d'Etudes catalanes 146, pour X, et *f* = Paris, B. N. fr. 12472, pour XII).

E vi mai: d'un surigier
En l'air' un astor gruyer;

le manuscrit unique donne une leçon à peu près impeccable:

E vi mai, un sur[i]gier
En l'air d'un astor gruer

où *air* est la forme apocopée de *aire* (cf. *vaire — vair*) 'nid (d'un oiseau de proie)'; v. W.v. Wartburg, *Franz. etymol. Wörterb.*, s.v. *area*. Les deux manuscrits qui conservent le *planh* (X) nomment l'ami regretté, l'un *Ugo* (*Sg*), l'autre *Badoc* (a^1). M. S., qui imprime la rédaction *Sg*, adopte cependant ce dernier nom qui en effet »ne laisse [pas] que d'étonner» (p. 139), *badoc* signifiant 'parum sciens' (*Donatz proensals*; cf. fr. *badaud*): c'est pourquoi »un remanieur» l'aurait remplacé par *Ugo* provenant de la *vida* du poète. Hypothèse en soi plausible, d'autant plus que *Sg* termine la pièce par une cinquième strophe qui semble bien adventice (redites, chevilles). Aussi, cette rédaction étant probablement un remaniement, l'éditeur a-t-il tort d'intervertir l'ordre des strophes III et IV à cause de la répétition de *poder* à la rime finale des deux dernières strophes de *Sg*. Même pièce, vv. 22—24, les manuscrits donnent:

Sg: Pros cavalers, larcs e nominatius,	a^1: Franc cavalier, pros e nominatiu,
Savis e fols, humils e orgoilos,	Savis e fols, humils e orgoillos,
Larcx e metens e creissens e ghastos	Larc e metent e creissent e gastos

Là encore, a^1 est préférable à *Sg*, à part la forme casuelle fautive, *nominatius* à la fin du v. 22 étant confirmé par la rime. Aussi M. S. suit-il a^1 pour restituer ces vers, tout en corrigeant *larcx* du v. 24 en *cars* qui aurait le sens de 'qui ne dépense pas' (?), ce qui me semble peu admissible. Le mieux eût été d'imprimer cette pièce d'après a^1, comme l'a fait jadis Bertoni (*Arch. roman.*, I, p. 230).

La traduction est en général fidèle à l'original et d'un style coulant, hormis une certaine affectation archaïsante à outrance: XII, str. 3 . . . *qui que l'anes queren Ho qui que l'aia* est rendu par »Qui qui la cherche ou qui qui l'obtienne»; XIII, str. 5 *en fols plais*, par »en folles noises». Je ne suis pas d'accord avec l'éditeur sur l'interprétation des passages suivants. I, 31—33 *Quar pus lauzatz fora·l cors avinens. . . . Qu'ieu ja·l vis cum vi*[*u*]

(correction de Lewent) *dins son capduelh*, traduction de M. S.: »combien plus encore serait glorifié son corps bien fait . . . si j'eusse jamais pu le voir nu, dans l'intimité de son château»; cette traduction glisse sur les mots *cum vi*[*u*]. En adoptant la correction, j'entends le v. 33 ainsi: »pussé-je l'avoir jamais vu nu, comme (depuis que) je vis sous sa domination» (*capduelh* 'donjon', 'autorité'; 'Herrschaft', Levy, *Petit Dict.* et Suppl.). J'en rapprocherai un passage de la *Vida* de Peire Vidal (Bartsch, *Chrest.*, p. 241):

> Bem bat amors ab las vergas qu'eu colh,
> Car una vetz en son rejal capdolh
> L'emblei un bais, don tan fort mi sove:
> Ai! tan mal viu qui so qu'ama no ve.

II, 41—43 *Trastot m'es bel on ill es e·m resplan: Bosc mi semblan, e prat, vergier, rausel, E m'agenssa*[*n*] *a chascun jorn de l'an*, M. S.: »Tout lieu où Elle se trouve m'est lieu beau et resplendissant: bois, prés, vergers, roselières m'y plaisent et m'enchantent . . .» Je donne à *semblar* son sens ordinaire, le pluriel s'expliquant par une attraction de l'attribut (*bosc, prat, vergier, rausel*) ou par une construction *ad sensum* (*trastot . . . on ill es* — 'tous les lieux . . .'): »[Ces lieux] me paraissent des bois, des prés . . .» C'est d'ailleurs le sens de la leçon de *C: Bosc m'en son, prat, vergier e rozelh* (que M. S. a tort de traduire, p. 66, »à cause d'elle, les forêts deviennent pour moit des prés . . .»). Une image assez analogue se trouve chez Bernart de Ventadour (n:o 44 de l'édition Appel, d'après le manuscrit V):

> Tant ai mon cor plen de joya,
> Tot me desnatura,
> Flor blanca, vermeill'e bloya
> Mi sembla fredura . . .
>
> Tant ai el cor d'amor,
> De joy e de douzor,
> Per que·l gel me sembla flor
> E la neus verdura.

V, 39—40 *Grazitz sui ben . . . Per bona fe e per doptar* est traduit bizarrement (par inadvertance?) »je suis suffisamment payé . . . p a r (au lieu de: pour) ma fidélité et ma crainte».

Les *Notes critiques* donnent grand nombre d'explications utiles d'ordre paléographique et linguistique, notamment des rapprochements bien placés qui témoignent de vastes connaissances de la langue et littérature provençales. Certes, on pourrait reprocher à M. S. de n'avoir su faire la part du feu: certaines notes, nombreuses même, sont oiseuses, relevant des faits assez connus ou sans importance, d'autres encore qui

devraient figurer à l'apparat critique ou au glossaire. C'est surtout le cas des notes relatives aux chansons I et IV. En deux endroits, pp. 47 et 48, M. S. s'efforce inutilement de réconcilier l'adj. *pros* avec le sens 'preux', 'vaillant', qu'il ne trouve pas dans les dictionnaires; le vers 1093 de la Chanson de Roland y est cité d'ailleurs de manière inexacte (*Rolans* pour *Rollanz*, *Oliviers* pour *Oliver*).Voici quelques remarques de détail. A propos de I, 16—17 *mas no sai on me vir Del combatut que mays no·s pot guandir*, M. S. se demande (p. 47) si *del combatut* signifie »à la façon de» ou si c'est une expression comparative. »Dans ce dernier cas, continue-t-il, *mas*, au vers précedent, aurait un double emploi . . .» ('mais' et 'plus'), ce qui est bien exclu. La traduction de M. S. est la bonne: »pas plus qu'un vaincu . . .» I, 27 *s'era reys*, note bizarre (p. 50): »*era*, 1re ou 3° pers.? Autrement dit, fautil comprendre: 'si j'étais roi . . .', ou bien: '. . . si elle était roi . . .'»(!) II, 28 *Q'encontra vos mi valgues un clavel:* renvoyer à l'ouvrage bien connu de Dreyling, *Die Ausdrucksweisen der übertriebenen Verkleinerung im altfranz. Karlsepos.* — VI, 43—44 contient un proverbe: *Qui sobre l'aur estaing endui L'amor e·l sojorn escondui* (ce dernier v. corrigé par M. S., la plupart des manuscrits donnant *L'amors se sojorn' e s'esdui;* mais *esdui* figure déjà à la fin du v. 38). Le sens en serait, selon M. S. (p. 108), celui du vers d'Ovide: »Donec eris felix, multos numerabis amicos» et celui de l'ancien proverbe français »Ki n'a point d'argent il n'a nul ammi». Le vrai sens de la comparaison de l'or et de l'étain, connue aussi de l'ancien français (Tobler-Lommatzsch, s.v. *estain*), est indiqué par K. Lewent (*Neuphil. Mitteilungen*, 38, p. 53 sqq., article auquel renvoie M. S. mais qu'il a lu un peu vite): *Per estanh do mon aur* (Giraut de Bornelh) 'ich schenke meiner Dame mein Gold, meine reine, aufrichtige Liebe, um dann vielleicht mit Zinn, mit Untreue belohnt zu werden'. — VII, 35 la forme »dialectale» *partia* pour *partida* (: *desembria*) est relevée (Notes cr. p. 115 et ch. Langue, p. 25); ajouter, VII, 10 *enemia* pour *enemiga* (: *embria*). — A propos de IX, 23 *Con un falco montargi*, on lit dans la note (p. 134): »*Con* = 'avec', c'est-à-dire 'ainsi que'?» et au Glossaire: »con prép. (ital.) avec . . .», ce qui est incompréhensible; il s'agit de la conjonction banale *con* (< *quomodo*) au sens ordinaire. — X, 19 (p. 139) »*sonest* < sonavistis (latin vulg.)»: supprimer »latin vulg.» — XI, 31—33 *Cre q'er a la remasuda Del puoig que brugic set ans, Puois no·n issic mas la soritz* renferme bien

la réminiscence d'Horace (à part les sept ans qu'aurait duré le mal d'enfant). Pour justifier le verbe *brugir* 'gronder', »qui ne pourrait traduire *parturiunt*» (corriger: *parturient*), M. S. fait intervenir une variante *percutient* ou *percutiunt*, sans indiquer sa souce. Or, d'un côté, la tradition manuscrite de *De arte poetica* ignore pareille variante, et de l'autre, le verbe *brugir* 'gronder', 'geindre' se comprend bien pour exprimer l'idée d'être en mal d'enfant.

Le Glossaire est très abondant et tient aussi compte des variantes. Manquent *biais* (*tornar en*) VI, 46, *brugir* XI, 32, *forsatz* (*amar*) I, 22, (*belh*) *semblan faire* VII, 24. *Laus* I, 36 est donné à tort comme subst.; il s'agit du verbe *lauzar*. L'euphémisme *assag* (*ses*) XIV, 35 'qui n'a pas connu d'homme', est traduit crûment par le terme physiologique.

Le chapitre d'introduction, *Recherches sur la vie de Guillem de Saint-Didier*, fait état de toutes les références historiques (elles ne sont ni nombreuses ni explicites), et ajoute un document rédigé en provençal du vivant de Guillem et qui le concerne probablement (p. 12). Marquèze de Polignac, nommée uniquement dans la seconde tornade de III, était-elle l'objet de l'amour et des chansons de Guillem? C'est-ce que croit M. S. (p. 13). Mais il semble oublier que la tornade en question, comme il l'a bien vu lui-même (p. 68), est apocryphe. Ce que M. S. écrit (p. 13, n. 1 et p. 15, 2) sur le *senhal* (*Bertran*) employé par le poète est peu clair. P. 9, n. 2 il est dit que »le continuateur prov. du latin 'desiderium' est *dezi(i)er*», mais que prov. et fr. *Desdier*, *Didier* comme nom de personne *Desiderius* serait aussi »phonétiquement régulier». Or il est évident que l'un ou l'autre, en l'espèce le nom de personne, ne peut être »phonétiquement régulier». Un n e v e u de Guillem est nommé p. 9, n. 3, et p. 13: la note 1, p. 13, nous apprend qu'il s'agit de son p e t i t - f i l s. Enfin, les notes, surtout dans le 1er chapitre, sont d'une abondance à rebuter le lecteur.

J'ai relevé un petit nombre de peccadilles: p. 13, n. 4 (renvoi à la *Biographie* de Boutière-Schutz, à propos de la *vida* relative à la bien-aimée de Guillem) »pp. 177—186, 368 . . .», lire à la place de ce dernier chifre, 389. P. 16, n. 3 »Imitée sur celle de Peire d'Auvergne», lire »Imitée de . . .» P. 27, n. 6 (définition de *coblas doblas*): »Rimes identiques toutes les deux strophes», lire »strophes ayant des rimes identiques deux par deux». P. 28 »schéma monométrique», lire »sch. monomètre».

P. 67 »se soustraissent», lire »se soustraient». P. 199 »ugan . . . *lette année*», lire »*cette a.*»

Les observations qui précèdent se rapportent principalement au côté exégétique de l'ouvrage. Elles n'enlèvent rien à la valeur très réelle de l'édition que nous donne M. Sakari du sympathique troubadour vellave et qui constitue un apport non négligeable à la philologie provençale en même temps qu'une acquisition pour la romanistique finlandaise.

Veikko Väänänen

Eberhard Kranzmayer, *Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes.* Wien, Österreichische Akademie der Wissenschaften, 1956. 143 Seiten sowie 27 Laut- und 4 Hilfskarten in besonderer Mappe.

Eine wichtige — und schon längst fällige — Aufgabe war eine Geschichte der bairischen Mundart. Teilgebiete sind öfters behandelt worden, aber seit Schmellers »Die Mundarten Bayerns» vom Jahre 1821 und Weinholds »Bairische Grammatik» vom Jahre 1867 hat uns bis jetzt niemand eine derartige Zusammenfassung geschenkt.

Kranzmayer hat diese Aufgabe für die Lautgeschichte auf sich genommen, und als Ergebnis seiner jahrelangen zielbewussten Arbeit liegt nun die eingangs erwähnte Arbeit vor.

Die Darstellung beginnt mit eingehenden und ausgiebigen Erörterungen methodischer Fragen, denen der Verf. auch weiterhin in seiner Lautlehre viel Aufmerksamkeit und Raum widmet. Der Leser wird ihm dafür Dank wissen, denn so werden ihm auch viele Sonderzüge der österreichischen Mundartforschung in concreto nahegebracht.

Die österreichische Dialektforschung hat eine besondere Neigung gezeigt, die phonologische Blickrichtung zu berücksichtigen. Sie hat aber dies in einer massvollen und kritischen Weise getan, die sie vor einseitigen Stellungnahmen und vor einer Vernachlässigung der altbewährten historischen Methode bewahrt hat. Das Prinzip der »Reihenschritte», wie es von Anton Pfalz mit Geschick verfochten wurde, erweist sich bei Kranzmayer als fruchtbar. Die Betrachtung der »Lautentwicklung als Ganzheit» ist oft geeignet, den inneren Mechanismus der Vorgänge zu beleuchten, kann aber natürlich bei allzu weitgehen-

der Verallgemeinerung zu Ergebnissen führen, die nicht ohne Bedenken sind. Förderlich ist ebenfalls das zielbewusste Bestreben, Lautwandel und Lautersatz auseinanderzuhalten.

Den sprachsoziologischen Tatsachen trägt Kranzmayer weitgehend Rechnung; die Unterschiede zwischen Bauern-, Verkehrs- und Stadtdialekt kommen zu ihrem Recht. Die dialektgeographische Raumdynamik wird gern in manchmal geradezu kühner Weise zur Erklärung lautlicher Vorgänge herangezogen; überzeugend und in grosser Anzahl werden besonders verkehrssprachliche Einflüsse aufgedeckt. Dass der geschichtliche Hintergrund von Kranzmayer nicht vernachlässigt wird, ist eine Selbstverständlichkeit.

Wertvoll ist, dass auch die bairischen Sprachinseln mitbehandelt werden. Im Allgemeinen hat sich die österreichische Dialektforschung besonders für ihren Wortschatz interessiert, der als ein wichtiges Kriterium für die Bestimmung der Heimatmundart behandelt wurde; hier wird uns eine eingehende Lautgeschichte dieser Aussenmundarten geboten, von denen das »Zimbrische» der Sette communi wegen seiner Altertümlichkeit besonders wichtig ist. — Die Buntheit der lautlichen Entwicklung der bairischen Mundarten, das vielfache Hin und Her der Veränderungen werden lebedig und eindrucksvoll geschildert. Eine wichtige Ergänzung stellen die Kartenbeilagen dar, die es dem Lesern erleichtern, eine Übersicht über die Fülle der Einzelheiten zu gewinnen.

Wie nur wenige war Kranzmayer für seine Aufgabe gerüstet durch seine bisherige Lebensarbeit, durch seine intime, an Ort und Stelle gewonnene gründliche Kenntnis der bairischen Mundarten und durch sein scharfes phonetisch geschultes Ohr. Und so ist ihm eine Leistung gelungen, die von grosser Bedeutung für die bairische Mundartforschung ist. Mutig geht Kranzmayer den vielen sich darbietenden Problemen zu Leibe, seine Lösungen sind oft überzeugend und immer anregend. Dass bei der Fülle der gegebenen Deutungen nicht alles endgültig sein kann, ist nur eine Selbstverständlichkeit.

So bin ich z.B. nicht davon überzeugt, dass das von Kranzmeyer (S. 121 f.) Angeführte genügt, für die ahd. Zeit die Vorherrschaft des Zäpfchen-*r* anzunehmen. — Und wenn nach dem Verf. (S. 97 f.) die nebeinander bestehenden Formen mit Verschiedenen Ergebnissen der Lautverschiebung wie *Pforte*, *Porze* »nur noch Dissimilationsprodukte aus der gemeinsamen Grundform *Pforze*» sind, so soll die Möglichkeit dieser Erklärung

in gewissen Fällen keineswegs geleugnet werden. Es bleibt jedoch nach wie vor wahrscheinlich, dass viele derartige Doppelformen sich anders erklären, und zwar als verschiedene, zeitgestaffelte Entlehnungen oder als hyperkorrekte Bildungen. Die geographische Lagerung der Fälle in Verbindung mit der Chronologie ist dabei für die Entscheidung massgebend.

Zu vielen Punkten der Historischen Lautgeographie Kranzmayers kann nur der in den heutigen bairischen Mundarten genauestens bewanderte Stellung nehmen.

Ich benutze hier noch die Gelegenheit, um eine frühere eigene Äusserung zu berichtigen. In meiner Ausgabe von Simon Roths Fremdwörterbuch (1936) fasste ich (S. 252) das bei Roth vorkommende *gh-* in Formen wie *ghrad*, *ghricht* als einen Schnörkel auf, dem synkopierte Formen wie *ghalten*, *ghört* Vorschub leisteten. Dass diese synkopierten Formen mitgewirkt haben, ist allerdings wahrscheinlich, aber die Hauptsache — und auf sie werde ich gerade durch die Lektüre von Kranzmayers Arbeit (S. 86 und Karte 19) aufmerksam - ist, dass die Lautgruppe *ger-* unter anderem in der kärntischen Heimat Simon Roths *ghr-*, *khr-* ergab (vgl. dazu noch etwa Schatz, Die tirolische Mundart S. 57; Lessiak, PBB 28 S. 31; und Hornung-Roitinger, Unsere Mundarten S. 116).

Emil Öhmann

Ivar Ljungerud, *Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900* (Lunder germanistische Forschungen 31). Lund, 1955. 350 Seiten. S. Kr. 25: —

Grössere wissenschaftliche Untersuchungen über die moderne deutsche Grammatik sind selten. Wenn man in den üblichen grösseren Grammatiken und Wörterbüchern nachschlägt, um Auskunft über den modernen Sprachgebrauch zu bekommen, fällt es einem manchmal auf, wie diese Bücher einander widersprechen. Auch spiegeln sie oft einen Sprachgebrauch wider, der hinter dem heutigen zurückbleibt. So ist ja z.B. die »moderne Sprache» die in H. Pauls Deutscher Grammatik und O. Behaghels Deutscher Syntax erwähnt wird, in erster Linie die Sprache der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Anstatt den heutigen Sprachgebrauch an Hand der modernen Literatur zu untersuchen, stützen sich die Verfasser der Grammatiken auf

die Klassiker oder folgen ihrem eigenen subjektiven Sprachgebrauch. Eine wissenschaftliche Grammatik der modernen Sprache fehlt immer noch.

Eine wichtige Vorarbeit zu einer solchen hat Ljungerud mit seiner gediegenen Untersuchung über die Nominalflexion in der bekannten Reihe Lunder germanistische Forschungen geleistet. Der wissenschaftliche Wert dieser Abhandlung wird dadurch nicht geringer, dass der Verf. nur deskriptiv seine Beobachtungen darlegt und systematisch ordnet ohne Theorien aufzustellen. Er will keine normative Grammatik schreiben. Und doch stellt es sich heraus, dass er viele Erscheinungen erklären und historisch begründen kann.

Der Verf. hat sich hauptsächlich auf die Sprache der schönen Literatur nach 1900 beschränkt, aber dieses Material ist sehr reichhaltig und repräsentativ. Er hat insgesamt 434 Werke von 233 Autoren exzerpiert. Hauptsächlich sind es Prosawerke (374 St.) daneben aber auch zahlreiche Gedichtsammlungen. Die Autoren stammen aus allen Teilen Deutschlands. Auch die Schweiz, Österreich und das Baltikum sind genügend vertreten. Nur die hochdeutsche Schriftsprache wird berücksichtigt. Beim Sammeln der Belege ist der Verf. sehr sorgfältig vorgegangen, er hat verschiedene Auflagen verglichen und in zweifelhaften Fällen hat er sich mit Anfragen an die Autoren selbst gewandt.

Die Arbeit zerfällt in zwei grössere Kapitel. Das erste behandelt das Substantiv. Der Verf. untersucht erst die Pluralbildung, indem er Substantive aufzählt, die Schwankungen betreffs der Endungen oder des Umlauts zeigen. Es liegt in der Natur der Sache, dass es schwer ist, hier grössere allgemeingültige Linien zu ziehen oder ein einheitliches Bild zu bekommen. Vielmehr zeigt uns die Untersuchung, wie schwankend die Pluralbildung der untersuchten Wörter sogar bei ein und demselben Autor ist. Dasselbe gilt für die Flexion im Sing. (S. 50 ff) und für das Schwanken zwischen starker und schwacher Flexion (S. 65 ff). Die Wörterbücher widersprechen einander oft, und der Verf. kann manchmal verschiedene Formen bei den untersuchten Autoren belegen, ohne dass die eine oder andere besonders bevorzugt wäre.

Aber anderseits gelingt es dem Verf. doch manchmal bestimmte Tendenzen im heutigen Sprachgebrauch aus den Belegen herauszulesen.

An erster Stelle (S. 11 ff) behandelt der Verf. die Plural-

formen auf *-er*. Diese Endung hat sich bekanntlich bei mehreren Neutra und einigen Maskulina festgesetzt, kommt aber im süddeutschen Raum mundartlich noch häufiger vor. Bei den modernen Autoren begegnet sie uns vor allem, wenn mundartlich gefärbte Rede wiedergegeben werden soll (S. 11). Wenn Doppelformen auf *-e* und *-er* in der Schriftsprache nebeneinander bestehen, zeigt der Sprachgebrauch oft Schwankungen. Ljungeruds Untersuchungen weisen auf drei Umstände hin, die zu beachten sind. Erstens besteht oft, wie seine Belege zeigen, ein Bedeutungsunterschied zwischen den beiden Formen. Wie die Formen sich verteilen, sieht man z.B. an dem Wort *Mal* (S. 17). In der Bedeutung »Kennzeichen, Fleck, Makel» hat Ljungerud nur 1 Beleg für die *-er*-Form, dagegen 10 für die *-e*-Form gefunden. In der Bedeutung »Monument» bringt er nur vereinzelte Belege für *Male*, dagegen zahlreiche für *Mäler*, besonders *Denkmäler*, *Grabmäler*. Belege für verschiedene Bedeutungen führt er weiter an für *Lande-Länder*, *Orte-Örter*, *Lichte-Lichter* u.a. Zweitens spielt nach dem Verf. der stilistische Unterschied eine bedeutende Rolle in der modernen Literatur. Besonders ist die emphatische Verwendung der Pluralformen auf *-er* in Schimpfwörtern u.dgl. hervorzuheben (*Biester*, *Viecher*, S. 12, *Hundsfötter*, S. 21). Drittens geht als ein wichtiges Ergebnis aus Ljungeruds Untersuchung hervor, dass die Verteilung der Doppelformen seltener von der Heimat der Autoren abhängt, als die Grammatiker und Wörterbücher es behaupten. So hat er angeblich süddeutsche Formen bei norddeutschen Autoren belegen können, z.B. *Börter* (Pl. von *Bort*, S. 13). Nach Gürtler, Zur geschichte der deutschen *er*-plurale, besonders im frühneuhochdeutschen, PBB, 38 S. 109 ist diese eine oberdeutsche Form, von Ljungerud belegt bei Heinrich und Thomas Mann. Die urspr. süddeutsche Form *Rösser* ist, wie Ljungerud (S. 19) zeigt auch in die Schriftsprache gedrungen und begegnet uns u.a. bei Thomas Mann. Umgekehrt ist nach H. Paul, Grammatik 2,28, Sprach-Brockhaus u.a. *Lichte* eine norddeutsche Pluralform. Ljungerud führt aber auch Belege von bayrischen und österreichischen Autoren an (S. 16 f).

Wenn Ljungerud darauf andere Pluralbildungen untersucht, kommt er zu ähnlichen Ergebnissen. Auf alle Einzelheiten einzugehen würde zu weit führen. Ich möchte nur als Beispiel die eingehende Behandlung der Pluralformen von *General* (S. 35 f) hervorheben. Der Verf. stellt fest, dass die umgelautete Form

in der modernen Literatur keineswegs besonders süddeutsch ist, wie behauptet worden ist, sondern dass die beiden Formen *Generale* und *Generäle* sich bis jetzt noch die Waage halten. Dagegen kann er gegen die schwankenden Angaben ein klares Übergewicht für umgelautete Pluralformen von *Boden* (S. 41), *Kasten* (S. 45), *Laden* (S. 46), *Magen* (S. 47) in der Literatur nach 1900 feststellen.

So liegt der grosse Wert dieses Teiles der Untersuchung darin, dass Ljungeruds Belege die Wörterbücher komplettieren und uns eine gute Übersicht über die Verwendung der verschiedenen Formen in den Fällen geben, wo die Nachschlagebücher einander widersprechen. Er hat auch Formen belegt, die in diesen gänzlich fehlen.

Meistens stützt Ljungerud seine Behauptungen auf eine sehr genaue Statistik. Wir erfahren die Zahl der untersuchten Fälle und wie die Formen sich verteilen. Wenn die Belege sehr zahlreich sind, wie bei *Friede(n)*, *Funke(n)* usw. S. 52 ff hätte die Darstellung an Übersichtlichkeit gewonnen, wenn die Belege in Tabellenform aufgestellt wären.

Da so viele Wörter sehr ausführlich behandelt werden, wundert man sich darüber, dass einige ganz kurz abgefertigt werden, ohne dass der Leser überhaupt eine Vorstellung von der Frequenz der Formen bekommt, weil der Verf. sich sehr allgemein ausdrückt. Genaue Angaben vermisse ich über die Wörter S. 20 *Wort*, S. 26 *Ski*, S. 29 *Porträt* und *Taxi*, S. 75 *Gevatter*, S. 81 *Mai*, S. 96 *Macht*.

Einen wichtigen Abschnitt im ersten Teil der Abhandlung bilden Namen im Gen. Sing. (S. 134 ff). Durch zahlreiche Beispiele zeigt der Verf. die Neigung der modernen Autoren, das Genitiv-*s* bei Namen aller Art verschwinden zu lassen, wenn der Kasus schon im Artikel oder Pronomen zum Ausdruck kommt. In diesem Zusammenhang werden ausser Personennamen und verschiedenen geographischen Namen auch Monatsnamen behandelt. Interessant ist, dass dieselbe Neigung zum Weglassen der Endung auch bei Pflanzennamen zu beobachten ist (S. 148).

Das zweite grosse Kapitel der Untersuchung behandelt das Adjektiv, Pronomen und Zahlwort. (S. 159 ff). Dieser Teil hat einen etwas anderen Charakter als der erste. Hier werden oft grössere Gruppen von Formen zusammen behandelt. Die Entwicklung des modernen Sprachgebrauchs tritt zutage. Zuerst (S. 162 ff) werden Störungen der mechanischen Regelung der

Adjektivflexion untersucht, wobei es sich herausstellt, dass Störungen in der schwachen Flexion äusserst selten, in der starken aber etwas häufiger sind. Eingehend behandelt der Verf. das Schwanken zwischen *-es* und *-en* im Gen. Sing. Mask. Neutr. (S. 180 ff), wobei er die Behauptung bei Duden, Grammatik 203, in gewissen Fällen könne auch *-es* gebraucht werden, widerlegen kann.

Störungen treten auch in der starken Flexion der Pronomina ein. Der Regel nach (West-Duden, W. Hofstaetter, Deutsche Sprachlehre 1953, S. 66) sollte es z.B. im Kongruenz mit *das alles* als prädikatives Attribut im Dativ *dem allem* heissen. Ljungeruds Statistik (S. 177) zeigt, dass die schwache Flexion (*dem allen*) die Oberhand gewonnen hat. In der Verbindung *dieses alles* scheinen dagegen noch beide Flexionsarten üblich zu sein (S. 178).

Ein guter Bild einer noch nicht abgeschlossenen Entwicklung bekommt man auch durch die Untersuchung über den Gebrauch der Endungen *en/es* im Gen. Sing. Mask. Neutr. einiger Pronomina bei den modernen Autoren. Der Verf. hat zuerst Belege für die starke; bzw. schwache Flexion *alles/en* zusammengestellt, wobei es sich zeigt, dass die 29 Autoren, die nur starken Genitiv gebrauchen, durchsnittlich 8 Jahre älter sind als die 30, die die schwache Endung verwenden. Einen vollständigen Sieg der schwachen Flexion kann der Verf. bei *ander-*, *jedwed-*, *jeglich-*, *solch-*, *viel-* und *welch-* feststellen. Bei *jeden/es* überwiegt dagegen noch die starke Endung (S. 185).

Eingehend und wichtig ist der Abschnitt über das Adjektiv nach einem persönlichen Pronomen (S. 194 ff). Sowohl nach *wir* wie nach *ihr* überwiegt heute die schwache Flexion entschieden, aber die starke Flexion tritt häufiger nach *wir* als nach *ihr* auf. Der Verf. bringt hier eine historisch bedingte Erklärung: die Gruppe *ihr*+Adjektiv (+Substantiv) steht meistens im Vokativ und die alte schwache, vielfach verdrängte Vokativform des Adjektivs ist hier noch erhalten.

Weiter untersucht der Verf. u.a. den Wechsel zwischen flektierten und unflektierten Formen des Adjektivs und die Flexion innerhalb einer Zusammensetzung (S. 222 ff) Da gerade Zusammensetzungen, deren erstes Glied ein Adjektiv ist, bei modernen Autoren häufig vorkommen, ist dieser Abschnitt interessant. Leider ist das Bild, wie Ljungeruds Untersuchungen zeigen, sehr bunt. Bald erscheint das Adjektiv in der Stammform, bald in einer erstarrten flektierten Form neben Zusam-

mensetzungen mit innerer Flexion, ohne dass die eine oder andere Form besonders bevorzugt wäre.

Auf S. 228 ff behandelt der Verf. den Gebrauch der unflektierten Formen der Pron. *aller, jeder, mancher, solcher, welcher* neben den flektierten. Die Grammatiken widersprechen sich betreffs dieser Formen sehr, und eine Ergänzung mit Belegen aus modernen Texten wie Ljungeruds ist sehr willkommen. Bei der grossen Frequenz dieser Formen hat er sich aus praktischen Gründen mit Stichproben begnügt. Es ist durchaus zu verstehen aber leider werden dadurch nicht alle Fragen beantwortet, die man stellen möchte. Eine noch genauere Untersuchung auf diesem Gebiet wäre sicher ergiebig, aber auch die vorliegende Darstellung gibt eine gute Übersicht.

Es werden weiter noch viele andere interessante Erscheinungen in Ljungeruds Arbeit erörtert, aber auf alle einzugehen ist hier nicht möglich. Die Benutzung der Arbeit wird dadurch etwas erschwert, dass der Verf. kein alphabetisches Verzeichnis der besprochenen Wörter gegeben hat. Es wäre auch interessant zu wissen, ob man zu denselben Ergebnissen gekommen wäre, wenn man ausser der schönen Literatur auch die moderne wissenschaftliche Literatur und die Zeitungssprache herangezogen hätte. Eine Untersuchung darüber würde Ljungeruds Abhandlung komplettieren.

Ljungerud hat einen imponierenden Stoff zusammengetragen, den er in seiner Arbeit geschickt verwertet und in einer fesselnden Form dargestellt hat. Der Schlusseindruck ist, dass hier eine wichtige Arbeit geleistet worden ist, um Klarheit in eine Menge schwieriger Fragen zu bringen. Ausserdem sieht man dadurch wieder, wie nötig es wäre, eine vollständige systematische Grammatik der modernen deutschen Sprache zu bekommen, aber man versteht zugleich, wie schwer er sein wird, eine solche zu schreiben. Die moderne deutsche Literatursprache ist noch lange nicht so geregelt, wie sie in den üblichen Handbüchern erscheint. Sie hat sich während der letzten 50 Jahre viel verändert und ist immer noch in der Entwicklung begriffen. Wir sind dankbar, dass wir durch Ljungeruds Untersuchung in diesen Vorgang Einblick bekommen.

Obwohl Ljungeruds Arbeit kein Handbuch der Sprachrichtigkeit ist, gibt sie uns Auskunft über einzelne wichtige Punkte im Sprachgebrauch des modernen Deutsch. Seine Untersuchung ist nicht nur wissenschaftlich, sondern auch pädagogisch sehr wertvoll und wichtig und ist deshalb auch jedem Deutschlehrer warm zu empfehlen.

Gunvor Krogerus

Walter Baetke, *Über die Entstehung der Isländersagas* (Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-hist. Kl. 102, 5). Berlin, Akademie-Verlag, 1956. 108 S. 8° brosch. DM 5, 50.

Baetkes Schrift nimmt entschiedene Stellung zu einem der zentralsten Probleme der nordischen Philologie oder — mit Andreas Heusler — zur folgenreichsten Streitfrage in der aisl. Literaturgeschichte. Da der Verf. sich zu einem extremen Standpunkt bekennt, mündet sein Buch konsequent in eine Skizze der aisl. Prosaliteratur aus, wie sie sich nach dem Arbeitsergebnis ausnimmt, dass von der Dreiheit der Konunga saga, der Fornaldar saga und der Íslendinga saga diese nicht nur auf dem Pergament die letzte ist. Setzte sich Baetkes Anschauung durch, wäre die Literaturgeschichte auf grössere Strecken neu zu schreiben. Die Begriffe *söguöld* und *ritöld* hätten beispielsweise zu verschwinden.

Baetke hat seine These schon früher verfochten.[1] Die Ablehnung, welche sie erfuhr,[2] veranlasste ihn, das Thema noch einmal und getrennt von allen religionsgeschichtlichen Fragen vorzunehmen. Unleugbar, dass die Behandlung dadurch an Eindruckskraft gewonnen hat.

Die These lautet, auf das Wesentliche zusammengezogen: Die Isländersaga ist Schreibtischwerk. Kenntnisse von den Zeiten, in denen sie spielt, also dem 10. und 11.Jh., besitzt sie nicht oder fast nicht; denn es führt keine Brücke mündlicher Tradition von der Sagenzeit zur Sturlungenzeit herüber. Der Mann, dem wir die mit Kunstverstand ausgeformte Saga verdanken, war ein Schriftsteller des 13.Jh.,[3] der Stil und Einstellung zum Stoff wohl an den Königssagas und Vorzeitsagas

---

[1] W. Baetke: Christliches Lehngut in der Sagareligion. Das Svolder-Problem. Zwei Beiträge zur Sagakritik. 1951. (SB Ak Leipzig. 98, 6.); in der Grundhaltung ähnlich zu den Königssagas, obwohl hier (schriftliche) Vorstufen nicht geleugnet werden, in einer Besprechung von S. Beyschlags »Konungasögur» (1950) in der DLZ 73. 1952. 333—41.

[2] Hans Kuhn DLZ 74. 1953. 151—54; W. Lange ZfdPh 73. 1954. 116—20; K. Hauck HZ 177. 1954. 348—50.

[3] In der Datierung trifft sich B. weitgehend mit S. Nordal: Sagalitteraturen. In: Nordisk kultur. 1953. [Bd] 8.B. S. 180—273, hier 232, nur zeigt er Neigung, bei den frühesten Sagas die schriftliche Abfassung vom Jahrhundertanfang fort gegen die Mitte zu verschieben.

lernen konnte, der aber die Fabel selbst in allem Wesentlichen aus seiner schöpferischen, im Schillerschen Sinne sentimentalisch gerichteten Fantasie gewann. Die Isländersaga ist also nicht Geschichte, sondern nur »irgendwie auf den Sinn der Geschichte bezogen» (S. 62 f.).

Baetke stellt sich damit in Widerspruch zu den beiden Richtungen, die man vergröbert »Freiprosalehre» und »Buchprosalehre» zu nennen pflegt.[1] Jener wirft er leichtsinnige Überschätzung der Möglichkeiten vor, Stoff, der sich episch rundet, mündlich über zwei bis drei Jahrhunderte zu überliefern. Diese zeige Halbheit, da sie in den *þættir* und *frásagnir* doch den Freiprosaisten unnötige Zugeständnisse mache. Der methodische Hauptfehler der bisherigen Forschung ist für B. die Verknüpfung der Probleme von Tradition und Geschichtlichkeit oder vielmehr, worauf er sistiert, historischer Zuverlässigkeit im modernen wissenschaftlichen Sinne. Aris und Snorris Arbeitsmethode berechtigen ihn seines Erachtens, so strengen Massstab auch an die Isländersaga anzulegen.

Das Ergebnis ist eine von B. freilich selbst nicht sehr betonte Isolierung der Isländersaga. Sie ist nun die einzige Gattung ohne Ahnen. Königssagas und Vorzeitsagas sind auch von Einzelnen geschaffene literarische Leistungen, aber doch zugleich Schlussstein einer, sei es nun mündlichen oder schriftlichen, Überlieferungskette.[2]

Die Geschichtlichkeit der Isländersaga kann nach B. auch durch die *lausavísur* nicht mehr gerettet werden; denn sie bewahren selbst nicht die ihnen gewöhnlich zugesprochene Überlieferung — im Gegensatz zu den Strophen der Königssagas, die meist aus den Drapas stammen und für die Snorri im Heimskringla-Prolog als Zeuge auftritt.

Man sieht, Baetke steht etwa auf der Linie von S. Nordal und seiner Schule[3], nur noch, mit Nat. Beckmans hübscher Metaphorik[4], ein bisschen weiter »links».

---

[1] Vgl. A. Heusler: Agerm. Dichtung. 1941. § 171; die jeweiligen Argumente zusammenfassend Hans Kuhn DLZ 62. 1941. 835—42.

[2] Vgl. die andere Gliederung bei F. Genzmer: Vorzeitsaga und Heldenlied. In: Kluckhohn-Schneider-Festschr. 1948. 1—31.

[3] Zuletzt zusammenfassend S. Nordal: Sagalitteraturen. Dass die Isl. s. reine Fantasieleistung sei, war für einzelne Werke schon mit Entschiedenheit behauptet worden, z.B. von G. Jónsson für die Bandamanna saga in der Einl. zu Íslenzk fornrit Bd 7.

[4] N. Beckman: Muntlig tradition och historisk kritik. [Svensk] Hist. tidskr. 65. 1945. 124—34, hier 124.

Der jüngere Rez., der zudem auf dem Gebiet der nordischen Literaturgeschichte mehr Gast ist, wird sich angesichts der Kompetenz eines so eingelebten Forschers wie Baetke mit achtungsvoller Vorsicht äussern. Doch muss er bekennen, dass ihn bei aller Einsicht in die Notwendigkeit, die Freiprosalehre — die man nicht immer gleich als romantisch verdächtigen sollte — nicht unkritisch hinzunehmen, die Argumente Baetkes nicht voll zu überzeugen vermochten.

Seine Beweisführung gründet (S. 15—26) auf einem tiefgreifenden Unterschied zwischen einer »offiziellen» und offiziell gepflegten und einer »freien» Tradition. Jene, die in den Händen der *lögmenn* und *fróðir menn* lag, überdauerte die Generationen und speiste die Geschichtswerke und die Königssagas. Diese verfiel, da sie, innerhalb der bäuerlichen Sippe weitergereicht und auch mit Begebenheiten von geringerer historischer Wichtigkeit beschäftigt, nicht die Lebenskraft der höherbürtigen Schwester erreichen konnte.

Die scharfe Trennung scheint mir überzeichnet. Wenn S. Beyschlags Ausführungen über volkstümliches Erzählen unter Heranziehung auch dessen, was die Schwietering-Schule (O. Brinkmann) erarbeitet hat, nach Baetke für die Klärung der vorliterarischen Königssagas nicht heranzuziehen seien, da einerseits Sippensage und andererseits Geschichtsstoff zugrundeliege (S. 20 Anm. 1), so verdienten sie für die Isländersagas umso eher beachtet zu werden.[1] In Beyschlags Arbeit wird wieder, ähnlich wie es früher K. Liestøl getan hatte,[2] die Möglichkeit jahrhundertelanger mündlicher Überlieferung gezeigt. Wenn Baetke die Weitergabe von Erzählgut durch die Generationen einer einzigen Sippe anzweifelt, weil sich kaum die nötige Begabung so lange erhalte, so wird der in der finnischen Folklore Bewanderte ohne weiteres auf die berühmten Runensängersippen hinweisen. Freilich handelt es sich hier um den gesungenen epischen Vers, aber da sich Baetke auf den äusseren Umfang als Gegenargument versteift, ist trotz der Gattungsverschiedenheit der Hinweis am Platze, da die finnischen Runen z.T. eine ganz beträchtliche Vortragsdauer be-

---

[1] S. Beyschlag: Möglichkeiten mündlicher Überlieferung in der Königssaga. ANF 68. 1953. 109—39. Der Aufsatz, den Baetke angekündigt fand und der ihm nicht vorlag, war übrigens seit längerem erschienen: S. Beyschlag: Zur Tradition und Entstehung von Volkssagen. Arv 9. 1953. 145—59.

[2] K. Liestøl: Norske ættesogor. 1922.

sassen. Über die allgemein bekannte Neigung der alten Berichte zur Attraktion berühmter Namen als Träger von Rollen und zur Verwendung von Motivformeln (Schemata für den Handlungsablauf) braucht man keine Worte zu verlieren. Aber ein vielleicht noch besseres Vergleichsgebiet als Telemarken und Südtirol ist für die frühen isländischen Verhältnisse die finnische Einödbauernkultur, wo noch häufig die Überprüfung der Zuverlässigkeit des von Generation zu Generation in engstem Kreise Weitergegebenen möglich ist. Die finnischen Verhältnisse sprechen gegen Baetkes Radikalismus. Es ist hier nicht der (ohnehin schon überbeanspruchte) Raum für Einzelheiten. Ich verweise nur auf wichtige Literatur.[1]

Mir scheint, dass man mit gleicher Intensität wie nach der Art des Erzählgutes auch nach der Art und Konstanz des gesellschaftlichen Gefüges fragen muss. Ist hier während längerer Dauer grosse Geschlossenheit bei starker mitmenschlicher Beziehung (das »Wir» etwa im Sinne der »communion» von G. Gurvitch[2]) gegeben, wird man auch die Weitergabe von Erzählgut mit mehr oder weniger epischer Ausformung nicht ohne weiteres anzweifeln dürfen. Dass in so geschlossener Gesellschaft die private Fehde den Rang des geschichtlichen Ereignisses erwarb, ist einleuchtend.[3] Der von Baetke herausgearbeitete Gegensatz zwischen »privat» und »historisch» wirkt besonders angesichts der finnischen Zeugnisse, wo ja von offizieller Pflege keine Rede sein kann, überspitzt.

Was Baetke vorzubringen weiss über die Faktoren, welche die gesellschaftliche Kontinuität zu unterbrechen imstande

---

[1] A. Äyräpää: Perimätietoja esihistoriallisista hautaustavoista. Kalevalaseuran Vuosikirja 15. 1935. 280—90; C. W. v. Sydow: Sveriges och Finlands svenska folksägner. In: Nordisk kultur. 1931. [Bd] 9. S. 96—212; ders.: Tradition leviämisestä. Historiallinen Aikakauskirja 1932. S. 81—103; A. Korhonen: Suomen itärajan syntyhistoriaa. 1938; E. Jutikkala: Suullisesta perimätiedosta. In: 4. museopäivät Viipurissa. 1934. S. 66—76; J. M. Montin-Tallgren: Ala- ja Ylivieskan ensimäinen asutus. Kotiseutu 1. 1910. 22 f. [ein interessantes Beispiel eines episch abgerundeten, dramatisch zugespitzten Erzählberichts mit 400-jähriger Tradition, der sich als zuverlässig herausstellte]; M. Haavio: Suomalaisen muinaisrunouden maailma. 1935. S. 259 ff.

[2] Vgl. G. Gurvitch: Mass, community, communion. Journal of Philosophy 38. 1941. 485—95.

[3] So schon D. Strömbäck: Författerskap och tradition i den isländska ättesagan. Kgl. hum. Vetensk.-samf. i Uppsala. Årsbok 1943. S. 49.

waren, ist wenig. Einmal die Bekehrung zum Christentum. Und da er bekanntlich jedes langsame Hinübergleiten in den neuen Glauben mit synkretistischen Zwischenformen von sich weist, ist der Faktor für ihn schwerwiegend. Für Anhänger der Synkretismus-These, die stark das Übergewicht haben dürften, ist er es nicht. Ausserdem, das »neue Bewusstsein», das bei den Landnahmemännern durch die »Loslösung» aus »alten Traditionen und Hemmungen» entstand, können wir, da ja die Herausbildung und Pflege einer Sippentradition mehr von den kleineren Gefügen als von übergreifender Verfassung (Königsgewalt in Norwegen) abhängig war, auch nicht so hoch wie Baetke veranschlagen, der sich hier mit einer Anschauung von K. Marx und F. Engels in Übereinstimmung weiss (S. 101).

Die Kritik Baetkes an der geschichtlichen Zuverlässigkeit der Isländersaga im modernen Verstande ist weithin berechtigt, wenn ich auch den Eindruck habe, er dränge die Freiprosaisten in eine starre Position, die sie garnicht bezogen haben.[1] Ausserdem hat er sich dadurch, dass er nicht den zeitgenössischen, sondern den heutigen Geschichtsbegriff zugrundelegt, die Einsicht in das Verständnis bestimmter Vorgänge verbaut, die ihn vielleicht vor der Isolierung der Isländersaga bewahrt hätte.

Denn für die Fornaldarsagas muss er annehmen, was er für die Isländersagas ablehnt: die Vorstufe der Vorzeitsaga sind Erzählungen, umlaufende Geschichten, sagen wir mit Heusler: »vorsagahafter Rohstoff», mündlich durch die Jahrhunderte weitergereicht, im 12.Jahrhundert deswegen nicht aufgezeichnet, da »zunächst nur kirchliche und gelehrte Werke des kostbaren Pergaments für würdig erachtet wurden» (S. 92). Warum soll hier angehen, was dort unmöglich ist? Denn an der Wahrheit des Überlieferten gezweifelt wurde damals weder hier noch dort. Noch für den Menschen des 12.Jh. bargen die Geschichten der Vorzeit in sich die Geschichte der Vorzeit. Man denke an jenen isländischen Bischof, der sich auf seiner Deutschlandreise in Westfalen angelegentlich erkundigte, wo die Heide sich befinde, auf der Sigurd den Fafnir erschlug. Diesem Manne ging es um die Kenntnis der Örtlichkeit, die für den Isländer ein wichtiger Bestandteil seines historischen Aspekts war.[2]

[1] Vgl. K. Liestøl: The Origin of the Icelandic Family Sagas. 1930. S. 183 ff.; Heusler § 169 Schluss.

[2] Über Heldensage als Vorzeitkunde im Lied des deutschen Mittelalters habe ich in meiner Münchener öffentl. Probevorlesung gehandelt, die ich in den PBB vorlegen werde. Vgl. auch O. Höfler: Die Anonymität des Nibelungenliedes. DVS 29. 1955. 167—213.

Überhaupt lässt sich wahrscheinlich die Frage der vorsagahaften Überlieferung gerechter beurteilen, wenn man die grosse Wendung ins Auge fasst, welche unsere Generation für das Problem der mündlich tradierten Heldensage und des geformten Heldenliedes vollzogen hat. Auch hier wird ja der weitergegebenen Erzählung, die »Vorzeit-Wahrheit» enthält, wieder sehr viel mehr Vertrauen entgegengebracht als früher, ohne dass wir uns damit zum »dichtenden Volk» zurückbequemen müssten. Man sollte einmal mit der Anlage eines Katalogs der formelhaften Motive und Handlungsabläufe in den volkssprachlichen germanischen Literaturen des Mittelalters beginnen.[1] Wir könnten dann nicht nur die Nibelungenforschungen von K. Wais besser beurteilen sondern auch die Isländersagas. »The heroic poetry is no inorganic component of the sagas», sagt schon der Freiprosaist Liestøl (Origin S. 179).

Im ganzen fasst Baetke die Isländersaga zu starr als eine Einheit. Wie gefährlich wäre es, von »dem» historischen Roman des 20.Jh. zu sprechen! Das Verhältnis zur Geschichte, d.h. die Einstellung des Sagaschreibers sowohl zur Faktizität an sich als zum überlieferten Bericht, zur »Quelle», ist von Fall zu Fall eine andere. Welcher Unterschied z.B. schon zwischen der Eyrbyggja saga [2] und der Heiðarvíga saga, obwohl noch B. M. Olsen und E. Ó. Sveinsson (vgl. seine Einl. zu Íslenzk fornrit Bd 4) für beide Sagas den gleichen Verfasser, den Abt Ketill Hermundarson von Helgafell vermuteten! Die Ansätze zur Differenzierung, die sich verschiedentlich bei B. finden (S. 50, 94 f. u.a.), wären zu entwickeln.

Gerade die sogen. Buchprosaiker, denen der Vorwurf zuteil wird, »auf halbem Wege stehen» geblieben zu sein (S. 80), können mit ihrem et — et weit öfter das Rechte getroffen haben, als es einer starren Extremhaltung möglich ist. Auch Liestøls Buch würde bei einer elastischeren Einstellung ihm gegenüber — die nicht Verschwommenheit zu sein brauchte — seine von Baetke beklagte Widersprüchlichkeit zu einem guten

[1] Ansätze bei H. Dehmer: Primitives Erzählungsgut in den Íslendinga sögur. 1927. Der Ausdruck »primitiv» ist freilich unglücklich.

[2] Bei dieser ist übrigens die Verschiedenheit des zugrundeliegenden Materials als Bruch der Darstellung deutlich zu spüren. Er liegt im J. 979, als sich der Gode Snorri auf Helgafell anbaut. Vgl. auch Hans Kuhn: Das nordgerm. Heidentum in den ersten christlichen Jahrhunderten. ZfdA 79. 1942. 133—66, hier 156.

Teil verlieren. (S. 64 liest B. etwas in Liestøl hinein, was er nicht gemeint hat.)

Die Kompromisshaltung bedingt ja garnicht, dass man gleich von Redaktoren, Sammlern, Schreibern usw. redet, wie es freilich die Buchprosaiker leicht tun.[1] Wie Freiheit der Gestaltung, künstlerische Eigenwilligkeit, Formungstrieb sich mit dem Willen vertragen, vorgegebene Handlungsabläufe und Charaktere darzustellen, studieren wir am deutschen Hochmittelalter, dessen Epikern wegen ihrer z.T. recht sklavischen Bindung an das Vorgegebene noch kein Stein aus ihrer Künstlerkrone gefallen ist. Wie das mündlich Tradierte sich zum Buchwerk weitet, lässt uns das deutsche 12.Jh. ahnen mit seiner kurzepischen Form, die zwischen der Mündlichkeit und dem literarischen Grosswerk steht. Th. Frings, dem Baetkes Schrift gewidmet ist, hat das schön und mit grosser Kontur beschrieben.[2]

So scheint es mir ein Gewinn des mutigen und angesichts der Forschungslage auch notwendigen Buches von Baetke, dass es auf ein Grossbild der Geschichte aisl. Prosaliteratur und auf eine literarästhetische Würdigung der Sagaverfasser hinausläuft. Nur konsequent ist, dass Snorri mit der Mehrzahl der Forscher als Verfasser der Egilssaga angesehen wird. Freilich: »Att sätta en svårbestämd faktor = O är knappast god matematik» (Beckman S. 134)!

Hans Fromm

Hans Fromm — Matti Sadeniemi, *Finnisches Elementarbuch.* Heidelberg, Carl Winter, 1956.

Die beiden Möglichkeiten, die man beim Verfassen einer Grammatik hat, nämlich einmal ein *systematisches* Werk zu schreiben, durch das der schon der betreffenden Sprache Kundige seine Kenntnisse vertiefen kann oder an Hand dessen er an deren wissenschaftliche Behandlung geht, — und zweitens ein *methodisches* Buch (also ein eigentliches Lehrbuch, eine Sprachlehre) zu verfassen, das also nichts Anderes will, als dem

[1] »The saga-writer was precisely a scrive, not an author» (E. Ó. Sveinsson: The Icelandic Family Sagas. APS 12. 1937/38. 71—90, hier 72).

[2] Th. Frings: Europäische Heldendichtung. Neoph. 24. 1939. 1—29.

Lernenden zur praktischen Beherrschung der Sprache zu verhelfen, — zwischen diesen beiden Möglichkeiten wollen die Verfasser einen Mittelweg wählen, oder, anders gesagt, diese beiden Möglichkeiten wollen sie kombinieren: Der Aufbau dieser letzten Endes doch systematischen Grammatik ist dadurch aufgelockert, dass in die Formenlehre (Teil C) »so viel an Bedeutung und Formengebrauch (gemeint ist natürlich »Bedeutungslehre», denn »Bedeutung» sollte das Buch eo ipso haben) mit hineingearbeitet» ist, dass »die Satzlehre (E), mit wenigen Ausnahmen (sic!), nicht neben der Formenlehre herzugehen braucht».

Gesetzt nun, ein Unvoreingenommener mache sich an Hand dieses Buches daran, das Finnische zu erlernen, orientiere sich zuerst im Teil B (Lautlehre) über die Aussprache des Finnischen, und arbeite dann fleissig alles durch, was auf pgg. 51—80 über das finnische Nomen gesagt ist. Nach soviel Theorie wird er dann, besonders wenn er sich vielleicht in banger Vorahnung auch noch im voraus etwas über das finnische Verbum orientiert hat, ein gewisses Recht für sich in Anspruch nehmen wollen, nun endlich einmal mit der praktischen Sprache etwas zu tun zu bekommen. Er fängt also an, im Teil II (Übungsbuch) das finnische Lesestückchen I durchzuarbeiten und findet unter den auf die Grammatik (Teil I) hinweisenden sieben Anmerkungen drei solche Paragraphenhinweise, die ausserhalb der Formenlehre (C) liegen. Die im Vorwort angekündigten »wenigen Ausnahmen» belaufen sich also gleich beim ersten Übungsstück auf beinahe 43 %. Der einsichtsvolle Lernende wird sich jedoch dadurch nicht entmutigen lassen, sondern im Vertrauen auf das im Vorwort Gesagte sich darauf verlassen, dass diese ihn zu neuem Blättern in der Grammatik (und zwar im Teil E, Satzlehre!) verurteilenden Hinweise sehr bald weniger werden. Wenn er dann zum Lesestückchen II übergeht, findet er zu seinem masslosen Erstaunen, dass sich unter den *acht* Paragraphenhinweisen zu diesem Stückchen ganze *sieben* Hinweise mit Paragraphenzahlen über 86 (womit die Formenlehre schliesst) finden. Die »wenigen Ausnahmen» belaufen sich hier also auf rund 87.5 %, wofür das Wort »wenig» kaum mehr am Platze sein dürfte.

Man kann daher wohl mit Fug den im Vorwort genannten »ersten Versuch», zwei so diametral entgegengesetzte Aufbauweisen wie die systematische und die methodische zu vereinigen, als gescheitert ansehen, wie es ja eigentlich auch nicht anders zu erwarten war.

Man möchte also dem Anfänger im Finnischen doch lieber empfehlen, sich zunächst rein praktische Sprachkenntnisse zu erwerben (z.B. an Hand des gediegenen Lehrbuches von Englund-Wolf, »Finnische Sprachlehre», wenn er nicht das schöne »Lehr- und Lesebuch der finnischen Sprache» von Rosenqvist, das leider nicht mehr aufgelegt wird, bekommen kann) und sich dann bei der wissenschaftlichen Behandlung der Sprache von L. Hakulinens Standardwerk »Suomen kielen rakenne ja kehitys» leiten zu lassen, das ja auch von den Verfassern des hier zu besprechenden Werkes weitgehend benutzt worden ist. Das Hakulinen'sche Buch ist übrigens kürzlich unter dem Titel »Handbuch der finnischen Sprache» im Verlage Harrassowitz in deutschem Sprachgewande erschienen, was seine Benutzung für den Anfänger wesentlich erleichtern dürfte.

Was den systematischen Aufbau des Buches betrifft, ist es vielleicht Geschmackssache, ob man in der Satzlehre syntaktische Erklärungen nach Deklinations- und Konjugationsformen gliedert (»Satzlehre III—V, pgg. 135—181 oder sie den Satzteilen (»Satzlehre» I—II, pgg. 108—135) zuordnet. Was aber für den »künftigen Finnougristen», für den ja das Buch gedacht ist, wichtig wäre, sind verschiedene Wesenseigentümlichkeiten der finnischen Sprache, die nicht behandelt sind. So wird z.B. das Passiv in der Satzlehre bei den finiten Formen nicht mit einem Wort erwähnt, und auch in der Formenlehre (pg. 92) wird nirgends auf die doch so wichtige und für das Finnische typische Tatsache hingewiesen, dass die finiten Passivformen nicht mit einem Agens verbunden werden können. Und nirgends findet man auch nur einen einzigen Beispielsatz für die Konstruktion des Passivs, so dass der »künftige Finnougrist» hier sicher im Dunkeln tappen wird. Denn wie soll er aus dem Buche ersehen, dass ein deutscher Passivsatz mit Agens ins Finnische nur mit einem Aktivsatz übersetzt werden kann? Während also *Das Haus wurde gebaut* mit *Talo rakennettiin* übersetzt werden kann, muss ein Satz wie *Das Haus wurde von dem Baumeister gebaut* zwangsläufig mit *Rakennusmestari rakensi talon*, also aktivisch, übersetzt werden. Dies ist mit vorbildlicher Klarheit in der Englund-Wolf'schen Sprachlehre (s.o.) in Lektion 14, Paragr. 7, 2 gesagt. Weiterhin muss festgestellt werden, dass das äusserst kurze Kapitel über die finiten Verbformen (zwei knappe Seiten) keine Erwähnung darüber enthält, dass die dritte Person Singularis ohne Subjekt einer deutschen *man*-Konstruktion entspricht (z.B. *kyllä, sen*

ymmärtää ja, das versteht man; *vahingosta viisastuu* durch Schaden wird man klug), was doch in einer wissenschaftlichen Darstellung nicht fehlen dürfte. Ja, es scheint geradezu, als ob der deutsche Verfasser sich selber nicht über diese Tatsache klar gewesen ist; jedenfalls lässt ein Übersetzungsfehler auf pg. 134 keinen anderen Schluss zu. Dort liest man den Satz (Zeile 15 f.) »Tarkoitin että pikemmin pääsee rahoistaan» unten (Zeile 7 v.u.) übersetzt mit »Ich meinte, dass es schneller mit (eig. von) dem Geld geht», während »pääsee rahoistaan» natürlich »*man* wird sein Geld los» bedeutet.

Eine völlig dunkle Stelle findet man auf pg. 182, wo es auf Zeile 14 heisst ». . ., das indefinite (Subjekt steht) beim Pass. im Nom.», während man drei Zeilen tiefer erfährt, dass das Subjekt bei passivem Partizip *nicht bezeichnet* wird.

Bei den Modi wird vom Gebrauch des finnischen Indikativs anstelle des deutschen Konjunktivs gesprochen (pg. 166), wobei aber nur das Präsens erwähnt wird. Dasselbe gilt doch aber auch fürs Imperfekt, z.B. *Mies kertoi, että hänen isänsä oli sairas — Der Mann erzählte, dass sein Vater krank sei* und hätte daher unbedingt Erwähnung finden müssen.

Abschliessend sei noch auf einige der Fehler und Ungenauigkeiten des Buches hingewiesen (die Zahlen nach dem Komma bezeichnen die Zeile, immer von oben gerechnet, wenn nicht »v.u.» folgt):

Pg. 43, 4: »aschwed. *vaghnu* > *vaunu*». Das altschwedische Wort lautet nicht wie hier irrtümlich angegeben, sondern *vaghn*. Der eine Zeile tiefer auftretende altschwedische Name lautet nicht *Maghnu*, sondern *Magnus*. Beide Formen lassen sich leicht Hellquists »Svensk Etymologisk Ordbok» entnehmen.

Pg. 49, 14 v.u.: Die Hauptbedeutung von *hylätä* ist nicht *abweisen* (= *torjua*), sondern *verwerfen*.

Pg. 63, 13 v.u.: Hier wird davon gesprochen, dass »der Prolativ kein Attribut bei sich haben kann». Nicht der Kasus selbst, sondern ein in diesem stehendes Nomen hat, oder hat nicht, ein Attribut.

Pg. 74, 18: »In einigen Mundarten hört man *jolleka, minnekä* usw.». Hier sähe man lieber die häufigeren und nicht nur mundartlichen Formen *mitenkä* und *mihkä* < *mihinkä* erwähnt.

Pg. 78, 3: »*kukin* jeder». Eine genauere Wiedergabe von *kukin* wird bekanntlich durch *ein jeder* erreicht.

Pg. 79, 10: »Ainokainen . . . einzig (auch in den Bedeutungen: lieb teuer; ganzheitlich, ununterbrochen)». Während bei »ganz-

heitlich» meine Fehlerpsychologie versagte, liegt bei »ununterbrochen» ganz offenbar eine Verwechslung mit *ainainen* vor. Man vergleiche Nykysuomen Sanakirja.

Pg. 91, 16: Bei der Besprechung des Imperativs müsste ja wohl auch die seltnere, längere Form auf *-kaatte*, *-käätte* der 2. Pers.Pl. erwähnt werden, da es sich ja um ein Buch von wissenschaftlichem Charakter handelt und ausserdem diese Formen auch noch hin und wieder in der heutigen Sprache vorkommen. Man vergleiche z.B. Englund-Wolf pg. 25.

Pg. 106, 4: Bei den Adjektiven auf *-llinen* fehlt die wichtige Kategorie *lusikallinen*, *lasillinen* — *ein Löffel* (*voll*), *ein Glas* (*voll*).

Pg. 107: Die Bedeutungen der deverbalen Ableitungen auf *-s* und der auf *-us*, *-ys* überschneiden sich derartig (auch bei den dort angegebenen Beispielen!), dass eine Differenzierung nicht angezeigt erscheint. Man vergleiche etwa *menestys* und *ennätys*, die also nach den Verfassern in zwei verschiedene Kategorien gehören würden!

Pg. 107: Bei den Frequentativa mit dem Formans *-ele-* und *-ile-* hätte man noch die gar nicht seltenen Erweiterungen mit *-sk-* (z.B. *lenneskellä* < *lentää*) nennen müssen, da es sich ja um eine wissenschaftliche Darstellung handelt. Dieses Formans, wie auch das äusserst wichtige und produktive *-tta-*, *-ttä* (deverbal und denominal), die das Buch mit keiner Zeile erwähnt, findet man ausführlich in Hakulinens Buch behandelt, bei dem die Verfasser ja laut Vorwort in Dankesschuld stehen.

Pg. 126, 18 und 20: ». . . saadaksenne luettelon (= että saatte . . .)». Hier und Zeile 20 ist wohl die Konjunktion *jotta* besseres Finnisch.

Pg. 129, 5: »Da es (d.h. das Adverbial) durch Kasus wiedergegeben wird . . .» Dies ist doch durchaus nicht immer der Fall, denn die Endungen *-sti* und *-lti* sind doch keine Kasusendungen!

Pg. 134: Hier werden in der linken Spalte Beispiele für vom Normalen abweichende Wortstellung, in der rechten zum Vergleich dieselben Sätze in Normalwortstellung gegeben. Allerdings versucht man vergebens, bei den Beispielen *Ja raitiotiemaksutkin nousevat* und *Tarkoitin että pikemmin pääsee rahoistaan*, sowie bei noch einem weiteren, einen Unterschied in der Wortstellung in der linken und in der rechten Spalte zu erspähen.

Pg. 137, 11: »Die nähere (adverbielle) Bestimmung zu einem

Adj. oder Adv. steht im Genitiv». Hier ist die wichtige Tatsache übersehen worden, dass, wenn das Adjektiv oder das Adverb im Komparativ steht, die nähere Bestimmung mit der Endung *-sti* versehen wird, z.B. *Hän on minua huomattavasti vanhempi; uusia työkaluja käytettäessä työ sujuu tuntuvasti paremmin* (Er ist bedeutend älter als ich; Wenn man neue Werkzeuge gebraucht, geht die Arbeit spürbar leichter).

Pg. 193, 3 v.u. »*pysyä sisällä* sich drinnen halten» ist schon so bedenkliches Deutsch (pro sich drinnen aufhalten, im Zimmer bleiben), dass es in einer Studentenübersetzung an einer hiesigen Universität nicht unbemängelt bleiben würde.

Pg. 194, 10: »takia (Postp.) wegen (< hinter)». Was mag sich wohl der »künftige Finnougrist» bei dem schönen »etymologischen» Hinweis »wegen (< hinter)» denken?

Pg. 196, 1: *Hammaslääkäri* ohne nähere Erklärung einfach mit »Zahnärzt*in*» zu übersetzen, ist doch recht bedenklich, jedenfalls in einem Werk, das u.a. auch Lehrbuch sein will.

Pg. 197, 8 v.u.: Bei *vailla* wäre, in Übereinstimmung mit den etymologischen Hinweisen bei anderen Post- und Präpositionen, der Hinweis »< *vajalla; vaja* unvollständig» am Platze gewesen.

Pg. 199, 11: »*hän sai kuin uusia voimia* er bekam sozusagen neue Kräfte». Hätte nicht hier *gleichsam* als Übersetzung von *kuin* näher gelegen?

Von den anhangsweise gebrachten Flexionstabellen lässt die dritte über die Flexion des Verbums einiges zu wünschen übrig. Zunächst ist das Verbum *saapua* als Beispielverb wenig geeignet, da seine Passivformen den Aktivformen von *saavuttaa* ähneln oder sogar gleichen (vgl. *saavuttaessa*), was natürlich den Anfänger verwirrt. Und warum sind beide Beispielverben der Tabelle intransitiv (*lakata* ist ja in der Tabelle mit *aufhören*, nicht mit *lackieren*, übersetzt!)? Den Nachteil dieser einseitigen Auswahl sieht man sofort ein, wenn man die sogenannten Agenspartizipien *saapuma* und *lakkaama* in Klammern gesetzt sieht. Wird das nicht dem »künftigen Finnougristen» einiges Rätselraten verursachen?

Auf pg. 99, 12 ff. wird unnötigerweise noch ein Infinitiv V auf *-mainen, -mäinen* eingeführt, obwohl dieser ja als Ableitung vom Infinitiv III erklärt werden kann. Letzteres empfiehlt sich besonders deswegen, weil dieser »Infinitiv V» ausser im Typus *olin putoamaisillani* = *olin pudota* (ich wäre beinahe

gefallen, war nahe daran zu fallen) gar nicht vorkommt. Aber wenn dieser Infinitiv V schon in der Formenlehre angeführt ist, warum findet man ihn dann nicht auch in der Tabelle?

Oben in Tabelle V (»Die Flexionstypen des Verbums») liest man: »Es fehlen in der Übersicht gewisse Typen (welche übrigens?), die nur von einer geringen Anzahl von Verben vertreten werden. Diese Verben sind im Wörterverzeichnis mit sämtlichen Formen des Paradigmas angegeben.» Wie nicht anders zu erwarten, sucht man jedoch vergeblich nach solchen Verben im Wörterverzeichnis, denn diese Tabelle ist, wie es scheint gegen die Absicht der Verfasser, doch vollständig geworden; es sei denn, man wollte noch auf den Stufenwechsel bei den Verben auf *-lla, -llä* an einem Musterverb wie etwa *ommella* ~ *ompelen* oder *menetellä* ~ *menettelen*, im Gegensatz zu *lopettaa* ~ *lopetan* (nicht **loppetan*!) hinweisen; aber *kuunnella* und *kuvitella* im Wörterverzeichnis, die ich aufs geratewohl herausgegriffen habe, haben nur einen allgemeinen Hinweis (»V14») auf die Verben auf *-lla, -llä*. Auch an der entsprechenden Stelle in der Formenlehre ist nicht auf diese besonderen Fälle des Stufenwechsels hingewiesen, was sicher am Platze gewesen wäre.

Was das vorliegende Buch jedoch trotz seiner evidenten Mängel wertvoll macht, sind die reichlichen Literaturhinweise überall in der Formen- und Satzlehre, sowie auch in der Lautlehre, deren sich auch der Fortgeschrittene dankbar bedienen wird, um sich bei Orientierung über spezielle Fragen der finnischen Grammatik oder Lautlehre schnell einen Überblick über die Hauptquellen hierzu zu verschaffen. Auch als zusätzliche Lektüre zu tieferschürfenden Werken möchte man es gerne empfehlen.

Joachim Schneider

Ferdynand Antkowski, *La chronologie de la monophtongaison des diphtongues dans les langues indo-européennes* (Poznańskie Towarzystwo Przyjaciół Nauk, Prace komisji filologicznej, tom XVI, zeszyt 4), Poznań, 1956, 55 pages.

Étant donné que l'espace articulatoire entre *a* et *i* se rapporte à celui entre *a* et *u*, *e* et *i*, et *o* et *u*, respectivement, comme 4, 1 : 2, 5 : 2, 05 : 1, 25 et que la durée du processus de monophtongaison d'une diphtongue déterminée est pro-

portionnelle à la grandeur des différences apparaissant entre les éléments qui la composent, on s'attendrait à ce que la diphtongue *ou* aboutît partout la première à la monophtongaison, la diphtongue *ei* — en second lieu, *au* — en troisième et *ai* — en dernier lieu. Or, dans les langues indo-européennes, il n'en est rien. L'ordre réel y semble être: 1) *ei*, 2) *ou*, 3) *ai*, 4) *au*. C'est au moins ce que croit pouvoir constater M. Antkowski. Il essaye d'expliquer la contradiction entre la théorie et les faits par la tendance purement phonologique à ne pas accroître le nombre des phonèmes de la série postérieure, laquelle, articulée plus près de la charnière de la bouche, a moins de latitude que la série antérieure. Selon M. Antkowski, la conscience linguistique aurait eu une plus grande »sensibilité» en ce qui concerne les changements des phonèmes plus rapprochés l'un de l'autre dans la région articulatoire (*a — o — u*), que pour les changements des phonèmes antérieurs (*a — e — i*).

Cette hypothèse ingénieuse et intéressante n'est cependant pas sans lacunes. Il est facile de démontrer que c'est bien *ei* qui a été monophtongué le premier dans la plupart des langues indo-européennes; il est aussi évident que la diphtongue *au* a été maintenue plus longtemps que les autres en grec, en latin (encore aujourd'hui, le roumain conserve *aur* < *aurum*, *auzi* < *audire*, etc.), et en lithuanien. Mais déjà pour le vieux-haut-allemand la question de priorité soulève des doutes: *ai* et *au* germaniques y semblent être devenus, dans certaines positions, *ē*, resp. *ō*, presque en même temps, au cours du VIII[e] siècle. Pour le sanskrit et le slave commun la documentation fait défaut, car la monophtongaison s'est produite à une époque précédant tout vestige de ces langues. Enfin, les faits vieil-irlandais, albanais, et arméniens sont tellement compliqués que leur valeur démonstrative est nulle.

L'auteur a raison de conclure qu'il serait important d'étudier le problème dans les dialectes et parlers des langues indo-européennes et dans d'autres familles linguistiques. Je ne mentionnerai ici qu'un seul exemple, qui, pourtant, ne semble pas supporter la théorie de M. Antkowski. Les dialectes savo-caréliens du finnois, fameux par leurs diphtongaisons et monophtongaisons secondaires, ont bien gardé l'ancien *ei*, mais ils sont en train de monophtonguer l'ancien *ai* (déjà changé en *aę*) et l'ancien *au* (déjà changé en *aǫ*, et par endroits en *ā*).

V. Kiparsky

EINGESANDTE LITERATUR

Allan, Ted, & Gordon, Sydney, The Scalpel, the Sword (Panther Books). Leipzig, Paul List Verlag, 1956. Pp. 395. DM 2.85.

Arnoldsson, Sverker, Los momentos históricos de America según le historiografía hispanoamericana del período colonial (Instituto Ibero-Americano Gotemburgo Suecia. Madrid, »Insula», 1956. Pp. 101.

Chrétien de Troyes, Le Roman de Perceval ou Le Conte du Graal, publié d'après le ms. fr. 12576 de la Bibliothèque Nationale par William Roach (Textes Littéraires Français). Genève, Librairie Droz; Lille, Librairie Giard, 1956. Pp. xiv—315.

Deroy, Louis, L'Emprunt linguistique (Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège, Fasc. cxli). Paris, Société d'Edition »Les Belles Lettres», 1956. Pp. 470.

Diverrès, Armel (éd.), La Chronique attribuée à Geoffroy de Paris: texte publié avec introduction et glossaire (Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg). Paris, Société des Editions Les Belles Lettres, 1956. Pp. 360.

Fiore, Silvestro, Über die Beziehungen zwischen der arabischen und der frühitalienischen Lyrik (Kölner Romanistische Arbeiten, Neue Folge, Heft 8). Köln, Romanisches Seminar der Universität zu Köln, Romanisches Seminar der Universität zu Köln, 1956. 196 Seiten.

Graband, Gerhard, Noch einmal neuenglisch »or» + Frage (Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellsch.- u. sprachwissensch. Reihe Nr. 5, Jhg. III, 1953—4, 391—3).

Hawthorne, Nathaniel, The Scarlet Letter (Panther Books). Leipzig, Paul List Verlag, 1954. Pp. 261. DM 2.85.

Kurath, Hans, & Kuhn, Sherman M., Middle English Dictionary. Part A 2 (*affraien-amirien*), pp. 125—252 (1956). Part A 3 (*amis-arm*), pp. 253—380 (1956). Part A 4 (*arm-attractif*), pp. 381—508 (1957). Ann Arbor, University of Michigan Press; London, Geoffrey Cumberlege, Oxford University Press. Price 3 doll. per fascicle.

Lednicki, Waclaw, Pushkin's »Bronze Horseman: the Story of a Masterpiece, with an Appendix Including, in English, Mickiewicz's »Digression,» Pushkin's »Bronze Horseman,» and Other Poems (University of California Publications, Slavic Studies, Vol. 1). Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1955. Pp. x—163.

Lüdtke, Helmut, Die strukturelle Entwicklung des romanischen Vokalismus. Bonn, Romanisches Seminar an der Universität Bonn, 1956. Pp. ix—298.

Mossé, Fernand, Another Lost Manuscript of OE. Orosius? (English Studies, XXXVI, October 1955).

O'Casey, Sean, I Knock at the Door (Panther Books). Leipzig, Paul List Verlag, 1955. Pp. 240. DM 1.85.

Roques, Mario (éd.), L'Estoire de Griseldis en rimes et par personnages (1395), publiée d'après le manuscrit unique de la Bibliothèque Nationale (Textes littéraires français). Genève, Droz; Paris, Minard; 1957. Pp. xxv—123.

Rüegg, Robert, Zur Wortgeographie der italienischen Umgangssprache (Kölner Romanistische Arbeiten, Neue Folge, Heft 7). Köln, Romanisches Seminar der Universität zu Köln, 1956. 191 Seiten.

Sachs, Hans, Fastnachtspiele. Ausgewählt und herausgegeben von Theo Schumacher (Deutsche Texte, 6). Tübingen, Niemeyer, 1957. Pp. 202.

Studii de gramatică, Vol. 1. Bucureşti, Editura Academiei Republicii Populare Romîne, 1956. Pp. 217.

Suchier, Walther, Der französische vers und das freiakzentuierende (bedingt-wägende) Verbsystem (Sonderdruck aus Romanische Forschungen, 68, 1956, 27—73.

Taylor, Archer, Proverbial Comparisons and Similes from California (Folklore Studies, 3). Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1954. Pp. v—97.

MITTEILUNGEN

Prof. Dr. Arvid Severin Rosenqvist, ord. Professor der deutschen Sprache an der Universität Turku, ist am 7. April 1957 gestorben. Eine Würdigung des Lebens und Schaffens dieses hervorragenden Germanisten wird in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift erscheinen.

Dr. Auvo Kurvinen was appointed Docent in English Philology at the University of Helsinki on 20 May, 1957.

ARVID ROSENQVIST

in memoriam

Am 7. April d.J. verstarb in Turku nach einem kurzen schweren Leiden im Alter von 67 Jahren der ordentliche Professor der deutschen Sprache an der Universität Turku Arvid Severin Rosenqvist. Da er sich noch ein halbes Jahr früher ganz gesund und arbeitsfähig gefühlt hatte, kam die Nachricht von seinem Hinscheiden den Kollegen und Freunden ganz unerwartet.

Mit Rosenqvist verlor die finnische Germanistik einen fleissigen und prinzipienfesten Forscher, einen gewissenhaften Lehrer und einen wohlwollenden und hilfsbereiten Menschen, der im Freundeskreis aufgeschlossen und heiter sein konnte. Wir beklagen tief seinen frühen Tod, der ihm auch versagte, den letzten Band seines Hauptwerkes zum Abschluss zu bringen.

Arvid Rosenqvist wurde am 17. Oktober 1889 als Sohn eines Malermeisters in Turku geboren. An der dortigen Oberrealschule bestand er 1908 die Reifeprüfung. Das Staatsexamen machte er 1916 in den Fächern: germanische und romanische Philologie an der Universität Helsinki, wo Hugo Suolahti sein Lehrer war. Dann trat er in den praktischen Schuldienst. Er bekleidete das Lektorat fürs Deutsche und Französische u.a. an der Oberschule zu Lapua und Kokkola (1917—20). Von 1921—33 war er in Deutschland als Lektor für die finnische Sprache tätig, zuerst an der Greifswalder Universität 4 Jahre lang, dann an der Universität Berlin 7 Jahre. Seine Tätigkeit als Finnischlehrer wurde für ihn der Anlass, ein Lehr- und Lesebuch der finnischen Sprache (1924) zu verfassen, das seitdem an Universitäten und im privaten Kreis von Studierenden des Finnischen viel gebraucht und als klar und gründlich anerkannt wurde, wie auch die drei Auflagen 1924—43 beweisen.

Am Freiheitskriege 1917—18 nahm Rosenqvist als Nach-

schuboffizier teil. Während des Krieges 1941—43 war er als Dolmetscher in der Auslandsabteilung des Informationsbüros tätig.

Nach seinem langen Aufenthalt in Deutschland wurde Rosenqvist 1933 zum Lektor fürs Deutsche an der Sozialwissenschaftlichen Hochschule in Helsinki ernannt, eine Stellung, die er bis 1938 innehatte, um dann als Stipendiat der Helsinkier Universität ganze vier Jahre lang in Berlin Studien zu treiben. Rosenqvist hat sich aber auch später lebhaft für das Schulleben und den Unterricht interessiert und pädagogische Fragen auch in Fachzeitschriften behandelt. Den eine strenge Ordnung liebenden Gymnasiallehrer hat er auch noch als Universitätsprofessor nicht verleugnet.

Auf Grund seiner wissenschaftlichen Verdienste wurde Rosenqvist 1945 zum Hilfsmitglied der Finnischen Akademie der Wissenschaften gewählt, und einige Jahre später zum aktiven Mitglied der Porthan-Gesellschaft zu Turku.

Seine wissenschaftliche Tätigkeit hatte Rosenqvist schon 1932 wiederaufgenommen. In diesem Jahre promovierte er in Helsinki mit einer umfangreichen Abhandlung über den französischen Einfluss auf die mhd. Sprache in der 1. Hälfte des XIV. Jh. (Mémoires de la Société néo-philologique de Helsinki, Bd. IX). Zwei Jahre später wurde er zum Dozenten der germ. Philologie an der hiesigen Universität ernannt, hauptsächlich auf Grund seiner Habilitationsschrift »Das Verbalsuffix *-ieren*», erschienen in der Suolahti-Festschrift (Annales Academiae scientiarum fennicae B XXX, 2) im J. 1934. Im Jahre 1942 veröffentlichte er in der Långfors-Festschrift (Annales Acad. scient. fenn. B L, 3) eine Abhandlung über »Wanderungen romanischer Fremdwörter im Deutschen», die an Umfang einem Buch gleich kommt. Im folgenden Jahre erschien sein zweites grosses Hauptwerk »Der französische Einfluss auf die mhd. Sprache in der 2. Hälfte des XIV. Jhs.» (Mémoires de la Société néo-philologique de Helsinki, Bd. XIV). Diese Forschungsarbeiten konnte er vorlegen, als er

sich 1943 um die Professur der Germanistik an der Universität Helsinki bewarb. Er wurde einstimmig als kompetent erklärt, wenn er auch nicht auf die erste Stelle gesetzt wurde. 1945 erhielt er jedoch die Professur der deutschen Sprache an der Turkuer Universität.

Schon lange vor seiner Dissertation, eigentlich noch in seiner Studienzeit, hatte Rosenqvist eine beachtenswerte romanistische Untersuchung veröffentlicht, unter dem Titel: »Limites administratives et division dialectale de la France» (Neuphil. Mitteilungen, Jg. 1919, 87—119). Obgleich dieser Aufsatz gewissermassen noch eine Schülerarbeit darstellt, weist sie doch schon Vorzüge auf, die für Rosenqvists spätere Untersuchungen charakteristisch sind: Gründlichkeit und Sorgfalt beim Materialsammeln, ausserdem noch eine selbständige Stellungnahme zu grundsätzlichen Fragen. Rosenqvist schliesst sich in der Hauptsache der Dialektgeographie Gilliérons an, verhält sich aber kritisch zu der bisher vorherrschenden These Morfs, die französischen Dialektgrenzen seien identisch mit den alten Bistumsgrenzen. Er betont mit Recht auch die Bedeutung der politischen und naturgegebenen Grenzen.

Die obenerwähnte Dissertation Rosenqvists ist auf Anregung Suolahtis entstanden und bildet eine direkte Fortsetzung zu dessen gleichnamiger Untersuchung über das 13. Jh. Auch in Methode und Aufbau schliesst sich Rosenqvist eng an seinen verehrten Lehrer an. Ob auch mit Erfolg, hat man mit Recht gefragt, denn es liesse sich denken, dass ein anderes Verfahren mit weniger Mühe und Zeitaufwand zu immer noch befriedigenden Ergebnissen geführt hätte. Der enge Anschluss an ein bekanntes Vorbild bedeutet bei Rosenqvist jedoch keine Unselbständigkeit. Er wurde ja in seiner Arbeit vielfach vor ganz neue Probleme gestellt. Auch darf nicht vergessen werden, dass er seinem Vorgänger gegenüber auch wichtige Neuerungen eingeführt hat. Die wichtigste ist wohl die Heranziehung der Urkundenliteratur als Quellenmaterial. Suolahti hatte sich ausschliesslich auf literarische Werke beschränkt,

die in der von ihm behandelten Periode in der Tat die wichtigsten und zahlreichsten Quellen bilden, während im 14. Jh. das Verhältnis eher umgekehrt ist. Urkunden ermöglichten Rosenqvist unter Umständen genauere chronologische Bestimmungen als oft an der Hand schwer bestimmbarer literarischer Werke zu erreichen ist.

Die Dissertation zerfällt in drei Teile: zuerst eine Einleitung, in der eine detaillierte Beschreibung der politischen und kulturhistorischen Zeitverhältnisse gegeben wird, in denen die Aufnahme der französischen Lehnwörter erfolgt ist; sodann ein alphabetisches Gesamtregister der belegten französischen Lehnwörter mit erläuternden Bemerkungen und einer summarischen Aufzählung aller mhd. Denkmäler nach Mundarten geordnet, in denen sich ein Wort findet; ein dritter Teil war für ein Verzeichnis der Belege bestimmt, fehlte aber in der Dissertation und sollte erst im zweiten Band dieser Untersuchungen herausgegeben werden.

Rosenqvists akademische Abhandlung ist als Gesamtleistung allgemein anerkennend beurteilt worden. Er habe die grossen Linien der Lehnwortaufnahme an Hand gut gesichteten Materials klar festgelegt, und seine Ergebnisse seien für die deutsche Sprachgeschichte der älteren Zeit von Bedeutung. In Einzelheiten hat die Kritik jedoch vieles beanstandet, so z.B. seine Neigung, zu kühn mit statistischen Zahlen zu operieren, seine Überschätzung der Urkundensprache als Widerspiegelung der gesprochenen Sprache, seine Vorliebe für spekulative Etymologien u.a. (vgl. Öhmanns ausführliche und einleuchtende Besprechung in Neuph. Mitteilungen 1932, S. 195—220).

Im zweiten, weit umfangreicheren Band des »Franz. Einflusses» wird das Material aus der 2. Hälfte des 14. Jhs. genau gleich behandelt wie in der Dissertation. Das erwartete Verzeichnis der Belege blieb auch diesmal aus, was umso mehr bedauert wurde, als man schon in der Praxis hatte feststellen können, wie stark die Benutzung dieser

Untersuchungen durch das Fehlen der Belege beeinträchtigt wird.

Der zweite Band wurde ungefähr ebenso aufgenommen wie der erste (vgl. Suolahti, Neuph. Mitt. 1943, 217—224): Man bewunderte die Art und Weise, wie der Verfasser das immer mehr anschwellende Material bewältigt hatte und freute sich an den reichen Ergebnissen der mühevollen Untersuchungen, aber man machte auch auf die früheren Mängel aufmerksam, denn Rosenqvist gehörte nun einmal zu den Forschern, die nach langer Erwägung angeeignete Auffassungen und Formulierungen nicht gern aufgab, auch wenn sie bei anderen Fachleuten keinen Anklang fanden.

In dem kleineren Aufsatz über das Verbalsuffix *-ieren* wird zuerst in einer knappen Skizze seine Entwicklung vom 12. Jh. bis auf die Gegenwart verfolgt. Danach behandelt der Verfasser sehr eingehend die neuniederländ. Suffixform *-eeren*. Gegen Salverda de Graves plausible Erklärung, wonach das Niederländische die französische Weiterentwicklung des Suffixes *-ier* zu *-er* einfach mitgemacht hätte, will Rosenqvist die Entstehung der betreffenden Suffixform auf einen internniederländischen Lautwandel zurückführen, was nicht in jeder Hinsicht glaubhaft ist.

An der Hand von etwa zwei Dutzend ausgewählten Stichwörtern werden in der Studie »Wanderungen romanischer Wörter im Deutschen» die Wanderwege der romanischen Lehnwörter durch das hd. Sprachgebiet des 12.—14. Jhs. aufgezeigt. Die Darstellung gibt ein anschauliches und klares Bild von dem schichtweisen Leben der Wörter, von dem Unterschied, der im Lehnwortgebrauch zwischen der Dichter- und der Urkundensprache besteht.

Die wissenschaftliche Gesamtproduktion Rosenqvists, obgleich auf ein relativ schmales Forschungsgebiet beschränkt, ist als Ganzes betrachtet eindrucksvoll. Sie zeugt, wie das ganze Leben des Verfassers, von unermüdlichem Fleiss und

Ausharren, von Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, von Ernst und Verantwortungsgefühl, die uns Achtung und Bewunderung einflössen. Die Bedeutung seiner Leistung wird noch besser ersichtlich, wenn einst seine reichen Belegsammlungen herausgegeben werden. Man wird hoffentlich dafür sorgen, dass dies in naher Zukunft erfolgt, auch dann, wenn es nicht möglich sein sollte, sie in der Form abzudrucken, die der Verfasser selbst ihnen hätte geben wollen.

Pekka Katara

GRAPHIES ANGLO-NORMANDES

Dans le ms. Arundel XIV[1] il se trouve un texte qui est écrit dans un anglo-normand très tardif, du XVème siècle. On y rencontre une diversité particulièrement riche de graphies dont nous allons, par la suite, faire un relevé complet.

LES VOYELLES

— a —

eo/a initial : *jeolosie* 970
e/a initial : *gelousi* 1092
aa/a : *daame* 502
auf/af : *naufré* 18, 774
aun/an : *amaunt* 13, *demaundé* 13, *taunt* 24 etc.
La graphie *aun* s'emploie au total deux fois plus souvent que *an*.
a initial est tombé : *voegle* 179

— é —

ié/é : *tiel* 65, *liee* 147, *piere* 893 etc.
ee/é : *pensee* 58, *sauntee* 78, *percee* 89 etc.
i/é : *sivent* 956

[1] Cf. *Romania*, 1956, pp. 294—330, où le texte est édité.

— è —

ee/e : *beel* 690, 937

— e —

o/e initial : *voez* 581
a/e initial : *sagnur* 415, *sareit* 514
ey/e initial : *gueytoient* 989
i/e initial : *chivachoie* 145, *chivaucher* 166, 541, *chival* 300 etc.
e atone tombe après une voyelle : *joy* 83, *degysé* 865
après une consonne : *entierment* 4, *tut* 112, *novell* 154 etc.
de même devant un mot commençant par une voyelle : *haut* 158, *port* 175, *poynt* 202, etc.
e inorganique : *povere* 104, *averoy* 150, *oevere* 172 etc., par ailleurs *amerc* 3, *bene* 9, 84, 117, *trope* 150 etc.

— i —

e/i initial : *meneures* 336, *denerent* 815, *preser* 1050, etc.
ey/i protonique : *desteyné* 353
e/i : *sere* 365, *pleyser* 1150 etc.
y/i : *nuyt* 8, 34, 57 etc., *vilenye* 12, *joye* 16 etc.
Le scribe se sert souvent de *y* pour *i*, au total dans les proportions de un à trois.

— ó —

o initial s'écrit en général *o*, mais aussi :
u/ou : *ublier* 70, et
e/ou : *trevera* 502; *amerous* 638
uo/ou : *duobt* 180
oun/on : *guerdoun* 5, *garisoun* 6, *ount* 12 etc.; c'est là la graphie dominante.

— ū —

eu/u : *neu* 177, *feurent* 192, *meurs* 231 etc.
i/u : *coni* 510

— ai —

e/ai : *mes* 162 *pes* 271 etc.
a/ai : *mas* 114, 364, *ament* 684
i/ai : *soverigne* 1040
oi/ai : *sodoynement* 17, *roignes* 330
ei/ai : *despleyse* 308, *feyre* 871, *eyt* 1216
ein/ain : *meynt* 137, *pleyne* 159, *seyn* 506 etc.
ayen/ain : *playente* 63
en/ain : *ment* 13

— ei —

e/ei : *leal* 1130, *aver* 28, 102, *valer* 99 etc.
a/ei initial : *drature* 534
o/ei : *estot* 161
oye/ei : noyer 858
ay/ei : *day* 642.
aıl/eil : *mervaille* 91
en/ein : *atendre* 105, *attendre* 1249
ien/ein : *attiendre* 452
ain/ein : *payne* 85, *faindre* 106, 780

— ié —

e/ie : *enterement* 62, 495, *leve* 75, *lee* 94 etc., une fois *perie* 187
ei/ie : *veynt* 938, *aveynt* 1053
i/ie : *byne* 127, *milx* 165, 683, *tignent* 805, etc.
en/ien : *bene* 9, 84, 117, *tendrent* 190, *tent* 203 etc.

— oi —

ou/oi initial : *ouseaux* 136
o/oi initial : *chosi* 157
u/oi protonique : *conusetz* 320
tonique : *myrur* 974, *conustre* 1309
ou/oi : *myrour* 977, 992
ay/oi : *tornay* 461

— ou —

A côté de la graphie ordinaire *-ou*, on trouve aussi:
eu/ou : *dosceur* 324, *fleurs* 751, 757 (une fois écrit *florus* 152), *fleur* 804, *fleure* 815

— ue —

oo/ue : *ylooques* 852

— ui —

u/ui : *bussoun* 139, *lusaunt* 184, *lusanant* 201, pus 1112
i/ui : *cely* 325

LES CONSONNES

— l —

l non vocalisé : *voelt* 115, 1121, 1144 etc., *moult* 153, 164, 187 etc., *vault* 1230, 1242
a + *l* *a/au* : *chivachoie* 145, *maveisté* 965
è + *l* *eux/eaux* : *oyseux* 139
ll/l : *lla* 40, 824, *elles* 556, 562, *ill* 721

l mouillé

l/il : *genul* 220
illi/il : *meilliour* 289

— r —

r final tombé : *ca* 262, *entre* 474
r final ajouté : *recumforter* 407

— n —

in/nn : *doyne* 1093
ign/nn : *teignent* 735

gn/n : *simaigne* 40, *chaigne* 207, *reigne* 188 etc.
Dénasalisation : *edure* 8, *amy* 175, *magunel* 263, *veku* 458, *meytenaunt* 646, *nounfeitifs* 1129, *poyte* 1246
n ajouté : *prins* 458

— *n* mouillé —

in/ign : *oynement* 612, 626
igin/ign : *deigina* 79

— f —

ff/f : *ffaire* 245, 452, 560 etc., *ffossee* 283, *ffrere* 892, *ffolur* 1285

— v —

w se trouve dans les mots suivants : *power* 51, 576, 803 etc. *qwert* 652, *lower* 1005, *reswage* 608

— t —

tz/t : *plestz* 365
t final tombé : *taun* 28, 124, 1294, *tien* 869, *pus* 1109
t final ajouté : *ayt* 414

— s —

c/s : *ces* 275, 468, *enbracer* 582, *fauceté* 1001, 1009, 1025 etc.
fs/s : vifs 23, *nounfeintifs* 479, *nounfeitifs* 1129
y/s : *loyaly* 497
ss/s : *ssent* 37
x/ss : *auxi* 158, 281, 337 etc.
z/s : *fiz* 930
zs/s : *donquezs* 920
sc/s : *scievent* 1068

s final tombé : *beau* 71, *diverse* 152, *de* 283, *plu* 853
s inorganique : *fust* 129, *vist* 179, *dist* 353, 401, 639 etc.

— z —

s/*z* : *avés* 402, 533, 571 etc., *prus* 433, 533, *poyés* 558, *portés* 564
cz/*z* : *doucz* 569, 768
tz/*z* : *gentz* 53, 454, 910, *toutditz* 69, 592, 1076, *dutz* 72 etc.
ttz/*z* : *volettz* 1311
x/*z* : *mielx* 41, 66, 121, etc., *milx* 683, *ceanx* 958
t/*z* : *serriet* 314, *saunt* 1196
z final tombé : *saun* 120, *avé* 882, *miel* 1230

— c, q (= k) —

k/*qu* : *moker* 1237, *kanque* 1240
k final/*c* : *dounk* 459, 654, 1157
c final tombé : *ove* 669, 861, 980

— c (= ts) —

s/*c* : *persé* 762, *sertayne* 1041, *se* 1197
sz/*ce* : *douszour* 754
sce/*ce* : *drescea* 268, *drescé* 286, *pruesce* 480, *provuesce* 501

— g —

ge/*gue* : *gerper* 1304
guou/*gou* : *languour* 323
k final/*g* : *saunk* 677

Östen Södergård

TEXT- UND SPRACHPROBLEME GIL VICENTE'S

im Lichte der neuesten Forschung

Die offenbaren Erneuerungsbestrebungen, die in letzter Zeit in Portugal auf dem Gebiet der philologischen Kritik zu beobachten sind, verstärkten die Aufmerksamkeit auch ausländischer Wissenschaftler, welche sich mit Lusitanistik befassen, für die wichtigsten Probleme jener Literatur. Hauptsächlich wird dabei das goldene Zeitalter, das XVI. Jahrhundert, untersucht, in welchem sich die portugiesische Literatur in doppeltem Sinne bereichert, einmal durch die italienische Renaissance und zum andern durch die grossen Seereisen.

Für jede der beiden bedeutendsten Persönlichkeiten jenes Jahrhunderts, den Dramatiker Gil Vicente (welcher bekanntlich nicht nur der grösste portugiesische Dramatiker, sondern auch der erste der grossen Theaterdichter der Pyrenäenhalbinsel ist) und den nationalen Epiker und Lyriker Luís de Camões, schälten sich so, im Geiste der modernen Methodologie der Forschung und Begutachtung, allmählich spezifische Probleme heraus, deren Vorhandensein wohl bisher nicht gerade ignoriert wurde, deren Bedeutung man doch nicht zu ermessen wusste und deren Dringlichkeit man noch nicht empfand.

Was Camões anbetrifft, so ist das wichtigste und dringendste der um ihn kreisenden Probleme wohl in der Zurückführung der ihm zugeschriebenen Gedichte auf eine vernünftige Anzahl zu suchen, jedenfalls soweit dies möglich ist. So könnte dann ein für allemal aufgeräumt werden mit den grotesken Einfällen, die sich die fanatischen Camonianisten vor allem des XVII. Jahrhunderts (allen voran Manuel de Faria e Sousa) auf diesem Gebiet leisteten. Sie tragen die Schuld daran, dass Camões zum Verfasser von einer Zahl von Werken erklärt wurde, die mindestens dem Doppelten von dem entspricht, was man ihm wohl vernünftigerweise zuschreiben kann, und

wenn man ihm gleichzeitig auch noch Gedichte unterstellte, die bestimmt vor seiner Geburt geschrieben wurden.[1] Für Gil Vicente ist vielleicht das wichtigste und dringendste unter den ihn betreffenden Problemen das der mehr oder weniger grossen Genauigkeit der in der berühmten *Copilaçam de todalas obras de Gil Vicente* enthaltenen Texte; diese *Copilaçam* wurde bekanntlich 1562 in Lissabon vom Sohn des Dramatikers, Luís, herausgegeben und bis in unsere Tage hinein für ziemlich unantastbar gehalten, wenn auch zu Beginn dieses Jahrhunderts manch einem Wissenschaftler — zwar nur sprunghaft und rein zufällig — hier und da ein unklarer Verdacht und ein vorübergehender Zweifel gekommen waren.

In Wirklichkeit wurde dieses Problem (womit keineswegs die Bedeutung verringert wird, die die Eingriffe portugiesischer Gelehrter in den Fragenkomplex haben, allen voran diejenigen von Álvaro Júlio da Costa Pimpão, dessen Name bereits im Zusammenhang mit Camões genannt wurde) in seiner ganzen Klarheit von einem französischen Lusitanisten, I. S. Révah, durch Arbeiten aufgezeigt, die in den allerletzten Jahren dicht aufeinander folgten und die auch Polemiken auslösten, von denen eine, die mit dem schon erwähnten da Costa Pimpão, teilweise in recht lebhaften Tönen ausgefochten wurde (wenn sie auch eher gewisse Aspekte der Untersuchung des Révah als das Wesen der von ihm aufgeworfenen Probleme betrifft): Eine — sei es auch nur in grossen Zügen durchgeführte —

---

[1] Zur Erlangung eines Überblicks über die Geschichte des Problems, über die auch kürzlich stattgefundenen Auseinandersetzungen und die moderne Formulierung eben des Problems seitens einiger Kritiker (in erster Linie seitens Álvaro Júlio da Costa Pimpão's) sowie über die Möglichkeit, sich endgültig von nationalistischen und pseudokritischen Einstellungen freizumachen, die im Grunde die diesbezügliche portugiesische Kritik bis jetzt beeinflussten, kann vielleicht unser Artikel *Il problema della lirica di Camões nella critica piú recente* (in »Filologia Romanza», Jahrg. II, 1955, H. 1, N.ᵒ 5, S. 84—94) dienlich sein.

Darlegung dieser Arbeiten und dieser Polemik kann vielleicht dazu dienen, sich rasch mit den jüngsten Nachforschungen über Gil Vicente vertraut zu machen. Die ersten Beweise von Révah's Interesse für Gil Vicente gehen auf zwei Veröffentlichungen zurück, die vor einigen Jahren erfolgten: *Deux Autos méconnus de Gil Vicente — Première édition moderne* (Lissabon, 1948, 92 S. und Inhaltsverzeichnis) und *Deux »Autos» de Gil Vicente restitués à leur Auteur* (Lissabon, 1949, 79 S.).[1] Es folgte die erste Note des Costa Pimpão, die in »Biblos» in Form einer Besprechung der beiden genannten Veröffentlichungen des Révah erschien.[2] Daraufhin liess Révah seine beiden wichtigsten Arbeiten drucken, und zwar die *Recherches sur les oeuvres de Gil Vicente*, Bd. I, *Édition critique du premier »Auto das barcas»*, Lissabon, 1951, 182 S., und Bd. II, *Édition critique de l' »Auto de Inês Pereira»*, Lissabon, 1955, 273 S.

Jenseits aller Polemik bleibt jedenfalls die Tatsache bestehen, dass man von nun an die Wichtigkeit des Textproblems

---

[1] Diese letztere Arbeit ist die Zusammenfassung von zwei Vorlesungen, die 1948 im Institut für Hohe Studien der Akademie der Wissenschaften in Lissabon gehalten wurden; die »autos», welche nach Révah's Überzeugung noch den bisher Gil Vicente zugeschriebenen hinzuzufügen sind, sind die *Obra da Geração Humana* und das *Auto de Deus Padre e Justiça e Misericórdia.*

[2] Wer sich über die einzelnen Phasen der Polemik zwischen Révah und Costa Pimpão orientieren möchte, mag sich der folgenden bibliographischen Angaben bedienen: Die erste Note des Costa Pimpão erschien in »Biblos» (Coimbra), Bd. XXIV, Heft II und III (Mai—Dezember 1948), S. 571—574. Darauf antwortete Révah in Nr. 1 des »Bulletin d'Histoire du Théâtre Portugais» (Coimbra), womit er eine Entgegnung des Costa Pimpão mit *Em torno de uma portada* in »Biblos», Bd. XXV (1949), S. 439—444 hervorrief, auf die er in *L'attribution a Gil Vicente de la »Obra da Geração Humana»* in Bd. II, Nr. 1, S. 89—106 des gleichen »Bulletin» eine Erwiderung veröffentlichte, auf welche Costa Pimpão in *A propósito da atribuição de dois Autos de autor ou autores desconhecidos a Gil Vicente* in »Biblos», Bd. XXVI (1950), S. 520—536 antwortete.

bei der Untersuchung des Werkes von Gil Vicente nicht mehr unterschätzen kann; diese Wichtigkeit ist so gross wie die Vernachlässigung, mit der man das ganze Problem bis heute behandelte. Und Révah tat gut daran, sich zum Sprecher der grossen Überraschung zu machen, die jeden Leser der Werke Gil Vicente's erwartet, wenn er bei Durchsicht des gewaltigen bibliographischen Materials, das dem Dichter gewidmet ist, »l'absence de conclusions bien déterminées, ou même simplement d'études spéciales, sur la valeur du texte qui est à la base de toutes les recherches vicentines: la *Copilaçam de todalas obras de Gil Vicente*»[1] feststellen muss. Und dies ist um so schwerwiegender, als — wie Révah nicht leichtsinnig behauptet — die ungenügende Kenntnis selbst der Begriffe des Textproblems bei Gil Vicente unfreiwillig gerade auf die drei berühmten Gelehrten zurückzuführen ist, die um die Jahrhundertwende den Anstoss zu den modernen Nachforschungen über den Dramatiker gaben: Teófilo Braga (mit *Gil Vicente e as origens do theatro nacional*, Porto, 1898), Carolina Michaelis de Vasconcellos (mit *Notas vicentinas*, Coimbra, 1912 und folgende) und Marcelino Menéndez y Pelayo (mit *Antología de poetas líricos castellanos*, im Bd. X, S. 347—395, der *Obras Completas*, Madrid, 1945 und *passim* auch in anderen unter den wichtigsten Werken des grossen Wissenschaftlers), da alle drei der Meinung sind, alle in der *Copilaçam* des Jahres 1562 enthaltenen Texte gingen auf ein von Gil Vicente selbst angefertigtes endgültiges Manuskript zurück. Teófilo Braga hatte allerdings (in einem Kapitel des genannten Werkes, *História externa do texto de Gil Vicente*, welches schon damals die neue Phase der Forschungen hätte einleiten können, wenn in Portugal schon die Zeit zur Erkenntnis der Wichtigkeit und Dringlichkeit des Themas reif gewesen wäre) einem Gedanken Ausdruck verliehen, der die heute als dringlichst empfundenen

---

[1] Siehe die erwähnten *Recherches . . .*, Bd. I, S. 1.

Nachforschungen hätte um vieles verfrühen können; es handelt sich um den Gedanken von der Nützlichkeit einer Gegenüberstellung der *Copilaçam* mit den Ausgaben der »autos» von Gil Vicente, die als »fliegende Blätter» vorhanden waren; aber leider unterliess er es, seinen Vorschlag selbst in die Praxis umzusetzen.[1]

Zweifellos ist es Révah als Verdienst anzurechnen, dass er diese Gegenüberstellung als »conditio sine qua non» für eine ernsthafte Formulierung des Textproblems bei Gil Vicente vorschlag und sie auch für die beiden (nur zwei, leider) »autos» durchführte, von denen man bisher Einzelausgaben auftreiben konnte (das schon erwähnte erste *Auto das Barcas* und das gleichfalls genannte *Auto de Inês Pereira*). Aus diesen beiden Gegenüberstellungen leitet Révah die Beweggründe für die von ihm verfochtene, nicht nur revolutionäre, sondern auch sehr gewinnende These ab, dass nämlich die *Copilaçam* ein von Luís Vicente veranstalterer Wirrwarr sei. Nach den verschiedenen und zahlreichen Überlegungen des Révah stellte die *Copilaçam* nämlich gar nicht die Gesamtheit von Gil Vicente's Werken dar; demzufolge wäre die in der *Copilaçam* angegebene

[1] Ohne die Nützlichkeit der vom unermüdlichen Teófilo Braga geleisteten, gemischten aber umfangreichen Arbeit unterschätzen zu wollen, kann man andererseits daran zweifeln, dass er die geeignetste Persönlichkeit für eine derartige Gegenüberstellung gewesen wäre. Seine als Wissenschaftler aufgestellten Formulierungen gingen im Grunde nicht über Intuitionen hinaus, die noch einer wohl erwogenen Bestätigung oder zumindest einer Weiterentwicklung und Auswertung seitens anderer Gelehrter, die mit mehr Methode und Systematik arbeiten, bedurften. Übrigens schwächte Teófilo Braga selbst das, was er zufällig empfunden hatte, unrettbar ab durch Behauptungen, die sich später als nicht der Wahrheit entsprechend herausstellten (wie die, wonach Gil Vicente selbst sein *Auto da barca do Inferno* unter Erweiterung des portugiesischen Originaltextes ins Spanische übersetzt haben soll), und durch leichtfertig gebaute Luftschlösser (wie die Zuschreibung des angeblichen definitiven Manuskripts seiner Werke an Gil Vicente).

Unterteilung dieser Werke (in vier Gruppen: »comédias», »farsas», »obras de devoção», »tragicomédias») nicht authentisch, da Gil Vicente selbst — in einem Brief an König Johann III, also nicht vor 1521 geschrieben, der als Vorwort zum *Dom Duardos* dient — nur die drei Ausdrücke »comédias», »farsas» und »moralidade» gebraucht, während er zu jener Zeit schon mindestens zwei der Werke geschrieben hatte, die später Luís Vicente als »tragicomédias» bezeichnen wird; nach Révah sind auch die historischen Angaben über die Daten und die näheren Umstände der Aufführung der »autos» nicht auf die Manuskripte Gil Vicente's zurückzuführen, sondern eine Initiative des Sohnes; schliesslich möchte Révah auch den Text und die szenischen Angaben der *Copilaçam* einer eingehenden Prüfung unterzogen wissen, bevor man ihre eventuelle Echtheit annehmen kann.

Aus den oben angeführten Argumenten, die wir kurz und mit der Vorsicht darlegten, welche aus den Zweifeln erwächst, die eine grundsätzliche Zustimmung zu neuen Beurteilungen und Geschichtspunkten doch immer begleiten[1], lässt sich berechtigt schliessen, dass man für künftige Gil Vicente-Ausgaben nicht mehr wird willkürlich oder zufällig zwischen den beiden Texten wählen können, wie sie in der *Copilaçam* und in den »fliegenden Blättern» erscheinen (natürlich in den leider bis heute sehr seltenen Fällen, in denen diese Letzteren bekannt sind), da anzunehmen ist, dass der Text der *Copilaçam* bestenfalls zur Wiederherstellung einiger sprachlicher Archaismen oder zur Berichtigung der meist offensichtlichen Druck-

[1] Es muss gesagt werden, dass die eifrigen Forschungen über das portugiesische Theater, welche andere französische Gelehrte — von Pierre Hourcade zu Pierre David und von Paul Teyssier zu Jean Girodon — zusammen mit Révah in zwei sehr beachtenswerten Zeitschriften, dem »Bulletin d'Histoire du Théatre Portugais» in Coimbra und die »Bulletin des Études Portugaises» in Lissabon, schon seit Jahren durchführen, tatkräftig zu den von ihm erzielten Ergebnissen beitrugen.

fehler dienen kann; ebenso kann man wohl nun mit Recht den Zeitpunkt für gekommen halten, in dem sich die Kritik einer Prüfung der durch das offenbar oberflächliche und voreilige Verhalten Luís Vicenté's dem Werk seines Vaters gegenüber aufgeworfenen Textprobleme nicht mehr entziehen kann.

Die grundsätzlich neue Formulierung des Textproblemes bringt es natürlich mit sich, dass auch die andern Fragenkomplexe wieder aktuell werden, die sich auf die sprachliche und stilistische Seite (denn diese interessiert uns hier) des Werkes des grossen Dramatikers beziehen; als erster unter diesen Fragenkomplexen muss auf den hingewiesen werden, der Gil Vicente's Zweisprachigkeit zwischen Portugiesisch und Spanisch und die Gründe dafür betrifft.[1] Wenn man von Zweisprachigkeit redet, so bedeutet das in gewissem Sinne allerdings schon eine Begrenzung der Ausdrucksmittel Gil Vicente's; in diesem Zusammenhang lohnt es sich, an die knappe Definition zu erinnern, die D. Carolina in den schon erwähnten *Notas Vicentinas* von den Ausdrucksmöglichkeiten des Dichters gab: »Gil Vicente se sirvió del *sermo nobilis* de los portugueses de Quinientos; del *sermo rusticus*; de ambas las categorías de español; de vez en cuando de un poco de italiano y de francés elemental; del portugués de los negros de Guiné; del andaluz de los gitanos; y a menudo intercalaba en sus autos trozos de latín.»

Die Vielseitigkeit von Gil Vicente's Werk, auch in seinen sprachlichen und stilistischen Aspekten — wie sie aus dem klaren und wirkungsvollen Bild hervortreten, das die berühmte

---

[1] Wir brauchen hier nicht zu erwähnen, dass von seinen 44 Werken 16 auf Portugiesisch und 11 auf Spanisch geschrieben wurden, während 17 zweisprachig sind. Zum Zwecke dieser Unterteilung halten wir uns an die herkömmliche Gesamtzahl, ohne zu berücksichtigen, dass, wie oben erwähnt, Révah kürzlich Gil Vicente zwei weitere »autos» zuschrieb.

Wissenschaftlerin zeichnete —, wird noch anziehender, wenn man hinzufügt, dass der Dichter dieses so reichhaltige Ausdrucksmittel mit der Meisterschaft eines spontanen und gleichzeitig erfahrenen Künstlers handhabte; und noch zwei weitere Tatsachen erweitern das schon wache Interesse für dieses Meisterwerk, nämlich einmal das »Stammeln», das entsteht, weil Gil Vicente in einer Zeit lebte, in der sich weder das Spanische noch das Portugiesische sprachlich stabilisiert hatten, und zum andern das (offensichtliche aber doch nicht störende) Gefallen, das der Dichter an einem archaischen Anhauch der Sprache findet. So regt Gil Vicente's schöpferische Welt nicht nur zu philologischen Forschungen — im engsten Sinn des Wortes —, sondern auch zu einer künstlerischen Bewertung derselben an, der nachzugehen jedoch hier nicht in unserer Absicht liegt.

Bekanntlich hat der wechselweise Gebrauch des Spanischen und des Portugiesischen in den Werken von Gil Vicente bei den Gelehrten auch unserer Tage verständliche Ratlosigkeit über die nicht immer klaren Gründe hervorgerufen, aus denen heraus der Dichter sich in jedem bestimmten Fall eher der einen als der anderen Sprache bediente. So kann man, um ein Beispiel anzuführen, wohl ohne weiteres verstehen, dass er die *Tragicomédia de Dom Duardos*. die, wie es jedenfalls den Anschein hat, dazu bestimmt war, die Hochzeit der D. Isabel mit Kaiser Karl V. zu verherrlichen, auf Spanisch schrieb. Doch warum hat wohl Gil Vicente, um ein gegenteiliges Beispiel zu nennen, nachdem er die beiden *Barcas do Inferno* und *do Purgatório* auf Portugiesisch schrieb, für diejenige *da Glória* die spanische Sprache gewählt? Sind verschiedenartige literarische Einflüsse die Ursache? Oder wollte er die beiden ersten Werke vom letzten in Ton und Würde unterscheiden? Oder war es eine Laune? Ein Zufall? Und warum lässt er wohl, wenn er den Personen des *Auto da Fama* ausser der spanischen auch die französische und italienische Sprache in den Mund legt, die erste der drei ganz ernsthaft und die beiden andern auf

komische Art sprechen? Fragen dieser Art tauchen allenthalben auf, wenn man das Werk Gil Vicente's liest. Natürlich wurden Erklärungen dafür versucht, und sogar vernünftige und verfängliche, wie die des englischen Hispanisten Aubrey F. G. Bell, dem zufolge Gil Vicente für den wechselweisen Gebrauch der beiden Sprachen, neben anderen Gründen, auch den Gegensatz als Ursache gehabt hätte, wobei das Spanische für Personen höheren gesellschaftlichen Ranges und das Portugiesische für einfache Laute bevorzugt wird.

Und was veranlasste wohl Gil Vicente zum Gebrauch der spanischen Sprache? Und welcher Art ist das von ihm gebrauchte Spanisch? Dies sind zwei weitere Themen, welche die Kritik schon lange mit wachsender Aufmerksamkeit verfolgt, stellen sie doch Faktoren von besonderem Interesse für das Studium der Kultur dar.

Die kulturelle und folglich auch sprachliche Atmosphäre Portugals war zur Zeit Gil Vicente's durch eine immer deutlichere Annäherung an Kastilien gekennzeichnet: diese Annäherung hat neben anderen auch einen politischen Grund, nämlich den der häufigen dynastischen Bindungen zu einer Zeit, in welcher sowohl von kastilischer als auch von portugiesischer Seite immer wieder hartnäckig ein Weg zur politischen Vereinigung der Halbinsel unter einem einzigen Herrscherhaus gesucht wird. Gil Vicente, der am portugiesischen Hofe lebte, atmete jene Luft mit vollen Zügen ein; er ist nicht der Mann, der nationalistische oder, im sprachlichen Sinn, puristische Skrupel kennt (auch wenn es in jenem goldenen Zeitalter seines Landes Männer — wie zum Beispiel António Ferreira — geben wird, die die Zweisprachigkeit ihrer Zeitgenossen verurteilen werden), denn seine grösse Freude liegt in der völligen Hingabe an die Schaffung des Kunstwerkes und in ihr findet er den Lebensinhalt für seine eigene Gedanken- und Ausdruckswelt: mit andern Worten, für ihn ist das Kastilische nicht weniger als das Portugiesische ein seinem künstlerischen Schaffen entsprechendes Ausdrucksmittel.

Weniger leicht, oder zumindest weniger einfach, ist die Antwort auf die zweite weiter oben aufgeworfene Frage, nämlich nach der Beschaffenheit des von Gil Vicente gebrauchten Spanisch; entspricht es dem, das zur Zeit des Dichters in Portugal gesprochen wurde, oder unterscheidet es sich davon? Und bejahendenfalls, wie und weshalb? Die den Charakteristiken der modernen Forschung in methodologischer Hinsicht am besten entsprechenden Erklärungen waren in dieser Beziehung bisher diejenigen, welche Dámaso Alonso in seinen Studien über Gil Vicente gegeben hat; diese Studien finden ihre Krönung in der bekannten und grundlegenden madrider Ausgabe der *Tragicomedia de Don Duardos — Texto, estudios y notas* (Consejo Superior de Investigaciones Científicas, 1942) —: Auch das von dem bekannten spanischen Gelehrten erzielte Ergebnis, eine systematische Behandlung der hier aufgeworfenen Frage angebahnt zu haben, erhält von der neuen Formulierung des Textproblemes ein neues Licht.

Dámaso Alonso hebt in erster Linie vier Elemente hervor, die man sich seiner Meinung nach vergegenwärtigen muss, wenn man endlich eine auf einheitlicher und wissenschaftlicher Basis durchgeführte Prüfung der Sprache Gil Vicente's vornehmen will (den Archaismus, die mundartliche Schwankung, die kastilianisierende Tradition in Portugal, den »Leonismus» — d.h. das Vorhandensein von sprachlichen Elementen der Gegend um León und Salamanca, welches seinerseits wieder den Anlass bietet zu überaus interessanten sprachlichen und kulturellen Problemen, mit denen wir uns hier aber nicht befassen können —). Und wenn der spanische Gelehrte dann noch einerseits auf den besonderen Reiz von Gil Vicente's Stil hinweist (»Bienvenidas las imperfecciones del arte vicentina, su esquiva virginidad, su agridulce sabor de fruta temprana, de primicia primaveral. Luz cambiante: frescura de agua y brillo de sol, todo a intervalos, en juegos sobre los verdes de paisaje: Edad Media y Renacimiento.» — Siehe *La poesía dramática en la Tragicomédia de Dom Duardos*, Madrid 1938,

S. 18) und andererseits die absoluten Werte des grossen Dramatikers im Rahmen des Hispanismus verkündet (»Si el lector español siente — y no necesita para ello un sentido nítido, filológico — las relaciones entre las lenguas peninsulares, los portuguesismos de Gil Vicente no le han de repeler, no le pueden sonar a extranjería. Porque por debajo o por encima de su no castellanidad, está su evidente hispanismo. Parece que van a unirse, a enraizarse en el milenario tronco peninsular, antes de la fragmentación de los dialectos hispánicos. No se hallan, pues, enquistados en un medio hostil, sino tan próximo que sin repugnancia los acoge.» — gen. Werk, S. 16, vom Verf. in seiner Ausgabe des *Dom Duardos*, 1942, auf S. 122 zitiert —), so lässt er vor unsern Augen ein fesselndes Bild und eine zweifellos wirkungsvolle und nützliche Untersuchung des Werkes Gil Vicente's vom sprachlichen Gesichtspunkt her erstehen. Aber nachdem man nun auf dem Gebiet der Texte eben dieses Werkes einen spezifischen Schritt voran tat, indem man ihre gänzliche Echtheit anzweifelte, werden auch die dank der künstlerischen Einfühlungsgabe und philologischen Analyse eines Dámaso Alonso erzielten Ergebnisse wieder zu einem Ausgangspunkt für weitere Forschungen.

So erscheint uns jetzt endlich das Werk des Gil Vicente in die richtige Prospektive gestellt, damit es ausser mit dem Interesse, das es verdient, auch mit der erforderlichen Klarheit der von ihm aufgeworfenen Problem untersucht werden kann.

Napoli Giuseppe Carlo Rossi

JOHANN HEINRICH FÜSSLI UND SHAKESPEARE

Erst seit wenigen Jahren hat sich das wissenschaftliche Interesse erneut dem Werk des Dichters und Malers Johann Heinrich Füssli (1741—1825) zugewandt und sich um eine höhere Einschätzung der bis dahin fast vergessenen Gestalt

bemüht.[1] Zunächst richtete sich die Aufmerksamkeit auf den bildenden Künstler, dann auch auf den Schriftsteller. Zum Teil war diese Renaissance von dem Wissen um die ausserordentlich hohe Achtung getragen, die Füssli von seinen Zeitgenossen, William Blake, Hazlitt, Leigh Hunt, Cowper, Bodmer, Lavater, Herder, Zimmermann und zeitweise auch Goethe (um nur einige zu nennen) entgegengebracht wurde. Sein Gemälde »The Nightmare» war geradezu eine Sensation für das 18.Jh.[2] Der junge Züricher, der dem literarischen Kreis Bodmers und Breitingers angehörte, musste 1763, nachdem er eine behördliche Korruption aufgedeckt hatte, die Schweiz verlassen. Auf Veranlassung Bodmers und Sulzers ging er dann im folgenden Jahr in Begleitung des englischen Gesandten in Berlin, Sir Andrew Mitchell, nach London, wo er den Rest seines Lebens verbrachte, von Reisen abgesehen. Er sollte dort nach Bodmers Plan als literarischer Vermittler zwischen den damaligen geistigen Bewegungen in England und Deutschland sowie in der Schweiz fungieren. Seine Briefe aus diesen Jahren sind voll von meistens exzentrisch zugespitzten Bemerkungen über zeitgenössische englische Literatur, die er genau kennen lernte; aber sein Hauptinteresse galt dem Dichter, mit dessen Werk er von Jugend auf vertraut war: Shakespeare. Und während er sich schon ein Jahr nach der Ankunft in England von der deutschen Literatur und 20 Jahre später auch von der englischen abkehrte, so blieb seine Shakespeareverehrung davon unberührt; sie mag gerade damit zusammenhängen: gab Füssli doch einmal als Grund für seine Gleichgültigkeit gegenüber der

---

[1] Vgl. die Bibliographien bei E. C. Mason, *The Mind of Henry Fuseli, Selections from his Writings*, London 1951, pp. 349 f.; Paul Ganz, *Heinrich Füsslis Zeichnungen*, Bern 1947, S. 48 ff.; Nicholas Powell, *The Drawings of Henry Fuseli*, London 1951.

[2] Ernst Beutler, »Johann Heinrich Füssli,» *Goethe, Viermonatsschrift der Goethe-Gesellschaft*, IV (1939), 19.

zeitgenössischen Dichtung an, »he did not yet know every word in Shakespeare and Milton.«[1]

Da keine der Darstellungen der Geschichte der Wirkung und Rezeption Shakespeares in der deutschen Kritik und Literatur Füssli behandelt, mag es angezeigt sein, dessen Shakespeareauffassung etwas näher nachzugehen; das um so mehr, als Füssli seinerzeit in Deutschland und in der Schweiz gerade als begeisterter Shakespeareanhänger einen gewissen Ruf genoss. Durch Lavater, der auch Briefe und Werke Füsslis weiterleitete, erfuhren Goethe, Herder und später deren Weimarer Kreis von dem Maler aund Dichter und bewunderten ihn wegen seiner Originalität. So wurden auch seine gelegentlichen Äusserungen zu Shakespeare bekannt. Als »Shakespeares Maler« stellte Lavater ihn denn auch Herder vor,[2] und Herder lobte Füssli in zwei Briefen an Hamann als Jünger und Verehrer des grossen britischen Dramatikers.[3]

Schon vor seinem Aufenthalt in London hatte Füssli auf Anregung seines Lehrers Bodmer Shakespeares Werke kennengelernt und eine Übersetzung des *Macbeth* ins Deutsche in Angriff genommen. Auch von einem *Cäsar*-Plan ist die Rede.[4] Die Hochachtung für Shakespeare hat Füssli lebenslang, auch als er seinen Beruf schon nicht mehr in der Dichtung, sondern in der bildenden Kunst sah, bewahrt, ebenso wie die für Milton. Dafür sprechen nicht nur die mehr als 60 Gemälde, Zeichnungen und Skizzen nach Shakespeare-Motiven,[5] sondern auch die

---

[1] John Knowles, *The Life and Writings of Henry Fuseli*, London 1831, I, 359 f.

[2] *Heinrich Füssli: Briefe*, hg. von Walter Muschg, Basel 1942, S. 168.

[3] *Herders Briefe an J. G. Hamann*, hg. von Otto Hoffmann, Berlin 1889, S. 85, 90. Auch Zimmermann, *Über die Einsamkeit*, III (zitiert bei Hans Schnorf, *Sturm und Drang in der Schweiz*, Diss. Zürich 1914, S. 89).

[4] Knowles, I, 13, 358, vgl. Mason p. 26.

[5] Ganz S. 49.

häufigen literaturkritischen Äusserungen. Die drei ersten Akte des *Hamlet* (und das zweite Buch des *Paradise Lost*) hielt Füssli für »the highest flights of human genius,»[1] und Farington berichtet, der anglisierte Schweizer habe Shakespeares Werke so genau im Gedächtnis gehabt, »as to be able to recollect any passage alluded to.»[2] Vollends die Briefe und die sonstigen Veröffentlichungen Füsslis sind gespickt mit Zitaten aus und Anspielungen auf den englischen Dichter. In seiner eigenen Rezension seines Rousseau-Buches bekennt Füssli selbst: »But that he (der Vf.) is a great admirer of Shakespeare will be very evident to every critic in the works of that *child of Nature*, whose phrase and language he introduces with a certain aptness.»[3]

Fragt man nun nach der besonderen Weise, in der »Henry Fuseli» (wie er sich gern schrieb) Shakespeare verstand, so ergeben sich eigentümliche Widersprüche. Schon die obige Bezeichnung »child of Nature» ist insofern doppeldeutig, als sie ebensogut auf die Shakespearedeutung des Rationalismus hinweisen kann wie auf die des Sturm und Drang, zu dem Füssli als literarische Erscheinung gerechnet wird.[4] Eine mehr ratio-

---

[1] Knowles, I, 358.

[2] *The Farington Diary*, hg. von James Grieg, London 1922—28, 24. Febr. 1809.

[3] *Critical Review*, 1767, Neudruck in Masons Anthologie (Anm. 1 oben), pp. 134—6, Zitat p. 136.

[4] Über Shakespeare in Deutschland vgl. Marie Joachimi-Dege, *Deutsche Shakespeare-Probleme im 18.Jh. und im Zeitalter der Romantik*, Leipzig 1907; F. Gundolf, *Shakespeare und der deutsche Geist*, Berlin 1911; L. M. Price, *English Literature in Germany*, Berkeley u. Los Angeles 1953, pp. 217—296; detaillierte Bibliographie pp. 444 ff. Wenn im folgenden vom Shakespeare-Bild des Sturm und Drang die Rede ist, dann ist in erster Linie an das der Sturm-und-Drang-Dramatiker gedacht, soweit es sich in deren Werken erschliesst (vgl. Gundolf S. 252 ff.), an Herders Shakespeareauffassung ist nur zu denken, soweit sie nicht klassische und romantische Anschauungen antizipiert.

nalistisch-klassizistische Auffassung möchte man erwarten, wenn man liest, dass nach Füssli zu den drei Genies, die die englische Dichtung hervorgebracht habe, neben Shakespeare und Milton auch — Dryden zählt.[1] Andererseits verurteilt derselbe Füssli die Übersetzungsarbeit Wielands, die sich besonders auch in den Anmerkungen als ein Werk rationalistischen Geistes erwies. »Ich wünschte, Wieland möchte von seiner schwäbischen Flamme verzehrt worden sein, ehe er Shakespeare mit unheiliger Hand antastete.«[2] Wenn Füssli aber dann von den Dramen des englischen Dichters wieder als »dunghills strewn with jewels«[3] redet und bemerkt, Shakespeare vereinige (wie Rembrandt) »so much transcendent excellence« mit nur ihm verzeihlichen »faults,«[4] so entspricht das doch selbst der Grundeinstellung, die hinter dem eklektisch geschmäcklerischen Verfahren der rationalistischen Shakespearekritik stand, den Dramatiker nur »stückweis« (F. Schlegel) zu loben: nur einzelne Schönheiten isolierend herauszustellen. Dieser Gegensatz zwischen noch nicht ganz überwundenem Rationalismus und der Haltung der Genies kehrt nun in Füsslis Shakespearekritik immer wieder; es ist also nicht ganz zutreffend, Füsslis Shakespeareauffassung allein als Wertschätzung der klaren Fügung, der übersichtlichen Organisation: also als klassizistische Beurteilung zu verstehen.[5] Eine *Entwicklung* in Füsslis Shakespeareauffassung gibt es nicht. Das kennzeichnende Nebeneinander spezifisch rationalistischer Kategorien (observation, sensibility, judgment) und solcher der Sturm-und-Drang-

---

[1] Knowles, I, 358.

[2] Muschg S. 123.

[3] *Remarks on the Writings and Conduct of J. J. Rousseau*, London 1767, p. 30.

[4] Mason p. 271.

[5] Mason p. 61. Die Klassik lehnte ja Füssli auch als Künstler ab, vgl. Beutler, 13, wo die vorwiegend klassizistische Auffassung der *Bilder* zurückgewiesen wird.

Ästhetik (spontaneous ebullitions of nature, passions) zeigt sich in der folgenden Bemerkung:[1]

. . . by this radiant recollection of associated ideas, the spontaneous ebullitions of nature, selected by observation, treasured by memory, classed by sensibility and judgment, Shakespeare became the supreme master of passions and the ruler of our hearts . . .

Ein ähnlicher Gegensatz in der Beurteilung findet sich in einer Anmerkung in Füsslis Rousseaubuch, wo er gegen das landläufige Bedürfnis nach poetischer Gerechtigkeit Sturm läuft:[2]

When Shakespeare, to lesson mankind, afflicts innocence and virtue, nor, in the latitude of the ravings, crimes, follies he exposes, can find any reward this side the grave for them; when, to warn fathers against the dotage of predilection, the fury of prejudice and the destructive consequences of flattery, he destroys the family of Lear, and wraps Cordelia in the storm, one gentle feeler changes her dagger to a husband, and adulterates the simplicity of filial piety with love, and another could not for all the world read the play a second time, till he turned commentator. When the same poet to stamp on power the mark of private virtue, and to consecrate wedlock, thunders law and nature to ambition, tears the womb of incest, and dashes all its horrors into light, they mince passion to a tear for pretty, harmless, blasted Ophelia, and arraign the great instructor of mankind at the bar of Drury Lane.

Einerseits wird da also gegen die verharmlosende Bearbeitung des *Lear* (durch Nahum Tate) Stellung genommen, die Cordelia nicht sterben, sondern Edgar heiraten lässt und somit alles mit einem Happy End beschliesst: eine Konstruktion, aus der der Geist des Rationalismus spricht. Ebenso verrät sich das Unrationalistische in Füsslis Notiz auch in dem besonderen Augenmerk auf das wild Leidenschaftliche, die Krassheiten, das Ungeheure: auf eben das also, was die Sturm-und-Drang-

---

[1] Mason p. 343.
[2] *Remarks* pp. 68 f.

Dramatiker an Shakespeare interessierte. Andererseits jedoch sind noch rationalistisch-klassizistische Reste hängen geblieben, wenn Shakespeare stark unter dem Gesichtspunkt des Morallehrers gesehen wird: das ist das horazische *utile* und *prodesse*, die Zwangsvorstellung der Aufklärungsliteratur überhaupt.

Die sturm-und-drangmässigen Gesichtspunkte herrschen jedoch im allgemeinen bei weitem vor. Gerade diejenigen Werke Shakespeares, die der bewussten Dichtungsübung des 18.Jh.s am nächsten kommen, die formal perfektionierten Sonette und *Venus and Adonis*, lehnt Füssli als Verirrungen des Genies ab: »Misconception of its own powers is the injurious attendant of genius.»[1] Die zeitüberdauernde Grösse Shakespeares beruhe vielmehr auf den Tragödien. Ganz in der Art des Sturm und Drang nennt der 200. Aphorismus die leidenschaftliche Gefühlsbewegtheit Shakespeares als Quelle seines dichterischen Schaffens: »Consider it as the unalterable law of Nature that all your power upon others depends on your own emotions. Shakespeare wept, trembled, laughed first at what now sways the public feature.» Wie die Klinger, Lenz, Schubart, Wagner liebte auch Füssli an Shakespeare besonders das Grelle, Extreme, das Unvermittelte, leidenschaftlich Bewegte und Wilde, womit der Dramatiker »rushed on our heart with the irresistibility that now subdues it.» (Aphorismus 27). »Shakespeare is to Sophocles what the incessant flashes of a tempestuous night are to daylight» (Aphorismus 214). Was Füssli dabei unter wirkungsästhetischem Gesichtspunkt vor allem anzieht (und zwar weit stärker als den deutschen Sturm und Drang), ist der Schrecken als ästhetischer Eindruckstypus. Allerdings hat er hier nicht einen kruden Nervenkitzel im Sinn, sondern eine subtilere Suggestion durch künstlerisch feinere Gestaltungsweisen; und es ist ein verlockender Gedanke, bei Füsslis Bemerkungen zur Ästhetik des Schauerlichen An-

[1] Knowles, III, 67 f. Die in diesem Band pp. 61 ff. gedruckten Aphorismen werden im Folgenden nur mit Nummer zitiert.

regungen durch die seit der zweiten Hälfte des 18.Jh.s bis ins 19.Jh. florierende Gattung des »gotischen» Romans und Dramas, namentlich der Radcliffe-Schule, zu vermuten, zumal ja Füssli englische Literatur genau kannte und das Londoner Theater eine grosse Bildungsbedeutung für ihn besass. Von *Macbeth* heisst es in Bezug auf das Schreckliche:[1]

It is not by the accumulation of infernal or magic machinery, distinctly seen, by the introduction of Hecate and a chorus of female demons and witches, by surrounding him with successive apparitions at once, and a range of shadows moving above or before him, that Macbeth can be made an object of terror, — to render him so you must place him on a ridge, his down-dashed eye absorbed by the murky abyss; surround the horrid vision with darkness, exclude its limits, and shear its light to glimpses.

Auf Grund dieser Konzeption von dem Schrecklichen in der Kunst kann er sogar Shakespeare leicht dahin kritisieren, er habe es in seiner Gestaltung des Schrecklichen an künstlerischer Konsequenz fehlen lassen: »All apparatus destroys terror, as all ornament grandeur: the minute catalogue of the cauldron's ingredients in Macbeth destroys the terror attendant on mysterious darkness» (Aphorismus 58). Ähnlich verteidigte er seine an psychologisch berechneter Schauerlichkeit über Shakespeare hinausgehende bildkünstlerische Behandlung des Motivs »Macbeth with the witches at the Cauldron» mit dem Hinweis, dass Shakespeare zwar einige, aber nicht alle Möglichkeiten des Grauens der Situation ausgenutzt habe: »What . . . would be a greater object of terror to you, if some night on going home, you were to find yourself sitting at your own table, either writing, reading or otherwise employed, would not this make a powerful impression on your mind?»[2] Sein Bild zeigt Macbeth, wie ihm sein eigenes Haupt bei den Hexen

---

[1] Mason p. 218.
[2] Knowles, I, 189 f.

erscheint! Trotz dieser »Verbesserungen» schätzt Füssli dennoch an Shakespeares Werk, so wie es vorliegt, das Schauerliche als poetische Stimmungsqualität, die über alles nur sinnlich Anschauliche der Wirkung weit hinausgeht. Denn: »The axe, the wheel, saw-dust, and the blood-stained sheet are not legitimate substitutes of terror.»[1] Nur wegen des Schauerlichen wird Füssli so hoch von *Macbeth* gedacht haben, dass er sagen konnte: »If *Macbeth* only was put against all the works that had been since produced by a succession of poets, Dryden and Pope included, it shd. be preserved though the whole were to be sacrificed for it.»[2] Während Füssli den »terror» im beschriebenen Sinne bei Shakespeare lobt, da sich mit ihm »sympathy» verbinde, verurteilt er, z.B. im *Lear*, aufs schärfste das Schreckliche *als Gegenstandsbereich der Kunst:* er nennt es »horror» zum Unterschied von »terror» und argumentiert, es erwecke als solcher nur Ekel, der ein künstlerisch unzulässiger Eindruck sei. Die Dramatiker des Sturm und Drang dagegen haben in ihrer Shakespeare-Nachfolge gerade das Abscheuliche und Abstossende als Motiv mit Vorliebe benutzt.[3]

»Things came to Raphael and Shakespeare; Michelangelo and Milton came to things,» lautet ein Aphorismus (Nr. 215). Was damit gemeint ist, wird deutlich, wenn man zwei weitere Aphorismen zum Vergleich heranzieht: »Whenever the medium of any work, whether lines, colour, grouping, or diction, becomes so predominant as to absorb the subject in its splendour, the work is degraded to an inferior order.» »Genius absorbed by the subject hastens to the centre; and from that point disseminates, to that leads back the rays: talent, full of its own dexterities, begins to point the rays before they have a centre, and aggregates a mass of secondary beauties» (Aphorismen 53

---

[1] Knowles, III, 91, vgl. Aphorismus 126.

[2] *Farington Diary*, 26. 3. 1804. Vgl. Knowles, I, 189.

[3] Knowles, III, 89 f. Zum Sturm und Drang neben Gundolf (S. 252 ff) auch A. Wald, *The Aesthetic Theories of the German Storm and Stress Movement*, Diss. Chicago 1924.

und 119). Hier herrscht die Vorstellung vom künstlerischen Genie, das sich in seinem Schaffen eng an die dem Vorwurf schon innewohnenden Bildungsgesetze anschliesst und diese nicht mit eigenwilligem poetischen Zierrat überformt. Die Gemeinsamkeit mit den Sturm-und-Drang-Dramatikern besteht hier lediglich noch in der Betonung des Fehlens formalistischer Spielereien bei Shakespeare.

Näher kommt Füssli dem Shakespeare-Bild des Sturm und Drang, wenn er Shakespeares menschengestalterische Leistung als Individualisierung der Charaktere gemäss dem Prinzip der Naturwahrheit herausstellt.[1] Geist vom Geist der Shakespearejünger der Geniezeit spricht sich auch unverkennbar in der folgenden Äusserung aus: »The exhibition of character in the conflict of passions with the rights, the rules, the prejudices of society, is the legitimate sphere of dramatic invention. It inspires, it agitates us by reflected self-love, with pity, terror, hope, and fear . . . Such is the invention of . . . Shakespeare.» [2]

Eine überragende Rolle spielt Füssli in der Geschichte der deutschen Rezeption Shakespeares nicht. Dennoch ist es aufschlussreich, zu sehen, wie sich wie in den Shakespeareillustrationen Füsslis so auch im Urteil dieses »ausserordentlichen Menschen» (Goethe) Reste rationalistischen Geistes und sturm-und-drangmässige Auffassungen mit ziemlich eigenständigen Anschauungen (Ästhetik des »terror» und »horror») zu einem widerspruchsvollen Ganzen mischen, das als solches ein bezeichnendes Licht auf diese Gestalt in der Übergangszeit wirft. In der Geschichte der Aufnahme des britischen Dramatikers in Deutschland hat Füssli also einen bestimmten Stellenwert, der — mit Abstand und Unterschied — der eigenartigen Zwischenstellung Gerstenbergs zwischen den Epochen vergleichbar ist. Auf diesen sollte hier aufmerksam gemacht werden.

Berkeley Karl S. Guthke

[1] Mason p. 305.
[2] Mason p. 251.

A COMMENT ON WILLA CATHER

It is with a good deal of pleasure that I note the recent publication in Finland of a translation, by Sirkka-Liisa Norko-Turja, of Willa Cather's *Death Comes for the Archbishop* (*Kuolema Noutaa Arkkipiispan*, 1956). Of all the hundreds of American novels which have been translated into Finnish during the past century, this particular book should stand near the top of the list, both as a work of high art and great beauty. This is the third of Miss Cather's novels to be translated into Finnish, *My Antonia* (Antonia-ystäväni) being published in 1940 and *The Professor's House* (*Professorin Talo*) in 1950. The two earlier works are significant, but for me, at least, the culmination of Willa Cather's art is in *Death Comes for the Archbishop*.

Often for the Finn the interest in the American novel comes from its attempt to portray American life, and this is especially true in the works of such writers as William Faulkner, John Steinbeck, and Sinclair Lewis. The fact that *Death Comes for the Archbishop* deals hardly at all with American life gives it a quality quite different from others. Of course, it has an American setting, in New Mexico, and it vividly portrays an interesting period of frontier development, during the third quarter of the nineteenth century, but in a real sense the book is universal. The human problems with which it is concerned need no particular time and place, although admittedly the »brilliant blue world of stinging air and moving cloud» adds a freshness and majesty.

The characters of the novel are not »American», excepting such legendary, frontier heroes as Chris Carson, whose role is meant to symbolize the spirit of the West. The real people of the novel are generally French, Mexican, and Indian. They bring what appear to be new characteristics to this land, but in each case they are contributing centuries of thought and tradition from an old heritage. When, for example, in New

Mexico on Christmas Day Father Joseph made his soup, it had »nearly a thousand years of history» in it. In the middle of the nineteenth century when Miss Cather's two Frenchmen, Jean Latour and Joseph Vaillant, rode into the red carnelian-colored hills which curved like two arms about Santa Fé, they took with them France, history, and time. Willa Cather had first gone to Europe exactly a quarter of a century before the publication of this novel, and her impressions and feelings from the old world were carried into the new. While in England, in Chester, she wrote, »The rains and winds of a thousand years give the masonry of the tower a white clean-washed look»; and later, in a poem, we find the »Roses of London, perfumed with a thousand years . . .» But often a thousand years was not time enough for Miss Cather to blend all history into the present, for in America Father Latour came upon a spot which »had been a refuge for humanity long before these Mexicans had come upon it. It was older than history, like those well-heads in his own country where the Roman settlers had set up the image of a river goddess, and later the Christian priests had planted a cross.» And at the beginning of time, as Father Latour stood on the rock at Ácoma, »he thought that first Creation morning might have looked like this, when the dry land was first drawn up out of the deep, and all was confusion.» At the end of his life the Archbishop tied history, time, culture, and religion together in a most tangible way by bringing over young Molny, his French architect, to construct a Midi Romanesque cathedral in Santa Fé.

Mr. Kates has discovered, in his »Willa Cather's Unfinished Avignon Story,» that Miss Cather, in her last work, turned for setting to Avignon of the fourteenth century. She had now worked from the beginning to the end of time, she had carried the mountains of Auvergne into the Southwest, and as she finished her life she was including the history and time of the papal residence of Benedict XII in her vast, universal canvas. Professor Brown wrote that it »was difficult for Willa Cather

to accept anything that did not endure.» And it is probable that through her sensitive choice of endurable qualities her own work will endure.[1]

Philip Durham

Los Angeles

ERWIDERUNG

Im letzten Heft dieser Zeitschrift (LVIII, S. 153—154) behauptet Prof. Dr. Eino Nieminen, ich hätte es »unterstellt», dass die von ihm in einem Aufsatz (KZ 72, S. 129—160) vorgetragenen Erklärungen des lit. *bùrė* 'Segel' u.a. »von Fachleuten schon längst in finnischer Sprache veröffentlicht» seien, und hätte die »Äusserung» getan, dass er, Nieminen, »finnische Sprachforscher plagiiert habe».

Wie Nieminen so etwas aus meiner Besprechung (B. LVIII, S. 39—43 dieser Zeitschrift) herausliest, bleibt völlig unverständlich. Jeder unvoreingenommene Leser kann leicht feststellen, dass Nieminens Behauptungen nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit meinen Worten haben. In dem von ihm zitierten Satz (den er übrigens, ohne es anzudeuten, stark abkürzt!) kritisiere ich ja nicht ihn, sondern den inzwischen leider verstorbenen Prof. Dr. Ernst Fraenkel. Infolge seiner Unkenntnis des Finnischen hat nämlich Fraenkel den deutsch geschriebenen Aufsatz Nieminens, nicht aber das Buch Jalo Kalimas »Itämerensuomalaisten kielten balttilaiset lainasanat» noch die einschlägigen Aufsätze in der finnischen Zeitschrift »Virittäjä» zitiert.

Was nun die ostseefinn. Herkunft des lit. *bùrė* anbetrifft, so habe ich ja gar nicht bestritten, dass Nieminen sie im besagten Aufsatz vom Jahre 1955 auf einunddreissig Druckseiten motiviert hat. Als erster *erkannt* und öffentlich vorgetragen hat sie aber schon ein Vierteljahrhundert früher J. J. Mikkola

---

[1] For the 1902 European travels see George N. Kates, *Willa Cather in Europe* (New York, 1956); for the Avignon story see *Willa Cather, Five Stories* (New York, Vintage Books, 1956); and for biography see E. K. Brown, *Willa Cather: A Critical Biography* (New York, 1953).

in der lettischen Zeitschrift »Izglītības ministrijas mēnešraksts» 1930, S. 442 f. — Ich erlaube es mir auch darauf hinzuweisen, dass Nieminen ausgerechnet *meine* Ansicht über die Etymologie dieses Wortes *nicht* zitiert hat; sie lautet wie folgt: »die ältesten auf Seefahrt deutenden lit. Wörter *laĩvas* 'Schiff' und *bùrė* 'Segel' stammen wohl durch lett. Vermittlung aus dem Ostseefinnischen» (Studi Baltici IX, 1952, S. 240—241).

Ich war also schon 1952 genau derselben Ansicht wie Nieminen 1955. Dadurch erübrigt sich jede weitere Diskussion.

V. Kiparsky

Die Diskussion is abgeschlossen. — *Die Redaktion.*

BESPRECHUNGEN

Paul Imbs, *Les propositions temporelles en ancien français. La détermination du moment. Contribution à l'étude du temps grammatical français* (Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, fascicule 120). Paris, les Belles-Lettres, 1956. XII—607 p. in-16.

C'est une gageure que de vouloir rendre compte en quelques lignes, voire en quelques pages, d'un ouvrage aussi important, riche et complet que l'est celui-ci. Et pourtant il serait paradoxal que la valeur même du livre imposât silence aux louanges que la critique lui doit.

Après un avant-propos qui montre la nécessité d'unir l'étude diachronique et l'étude synchronique, les mesures statistiques et l'analyse micro- linguistigue pour obtenir »une linguistique intégrale apte à étudier le langage intégral» (p. XI), l'introduction nous fait entrer dans la pensée médiévale et sa conception du temps, nous donne une bibliographie très complète sur la question des propositions temporelles en ancien français, et définit d'une manière très précise l'objet et la méthode du travail. Ces 29 pages représentent une véritable somme méthodologique, qui, sans être écrasante, envisage les problèmes essentiels et en expose les coordonnées historiques. L'auteur se pose trois questions:

»1) Quelle est la part matérielle du Moyen Age dans le cheminement qui a conduit à l'édifice si remarquablement structuré du temps relatif en français moderne?

2) Le long bout de chemin parcouru par le Moyen Age a-t-il un sens, est-il orienté, et si oui, dans quelle mesure et dans quel contexte? c'est-à-dire, en d'autres termes, est-il une genèse en même temps qu'il a une histoire?

3) Dans la mesure où nos prédécesseurs ont tâché de répondre à ces questions, notre enquête confirme-t-elle ou infirme-t-elle leurs réponses?» (p. 18—19).

Comme l'indique déjà le titre de l'ouvrage, l'enquête est limitée à l'histoire des propositions temporelles qui déterminent le moment, des origines au XIV^e^ siècle. Mais dans ce cadre, les faits recueillis par l'auteur sont d'une richesse considérable. Le développement se divise en quatre grandes parties, portant respectivement sur l'expression, par les propositions temporelles, de la coïncidence, de la simultanéïté, de la postériorité, de l'antériorité; chacune de ces parties groupe un nombre imposant de chapitres qui, selon l'expression même de M. Imbs, »constituent autant de monographies centrées autour d'une notion» (p. 547); chemin faisant, une soixantaine de conjonctions ou locutions conjonctives sont minutieusement étudiées au point de vue de leur origine, de leur date d'apparition, de leur développement, de leur sens et de leurs valeurs; et nous pouvons faire ample moisson de renseignements nouveaux sur leur histoire; les exemples sont tirés de 148 textes médiévaux, allant du X^e^ au XIV^e^ siècle, dont plus de 80 ont été directement dépouillés par l'auteur; une conclusion générale, longue de 16 pages, dégage le sens de l'évolution historique examinée; dans une large synthèse, l'auteur y montre que, du latin à l'ancien français, la structure interne de la phrase s'est desserrée sans aboutir pour cela à une parataxe universelle, si bien que ce desserrement a permis le développement des locutions conjonctives de type relatif (*à l'heure que, au moment où*); à une phase créatrice où les formes nouvelles se sont multipliées, aussi bien que les valeurs des formes existantes, a succédé une phase organisatrice, réaction de la langue contre la tendance à la suppression des liens logiques et contre l'abondance un peu anarchique des moyens d'expression; synonymie et polysémie deviennent gênantes pour la conscience linguistique, et cette gêne »ouvre une crise, d'où sortira le progrès» (p. 553), progrès vers la netteté, qui ne va pas sans un progrès dans l'abstraction; de l'expression du temps vécu, on commence à passer à celle du temps pensé, en attendant d'aboutir à l'expression du temps mécanisé, caractère de la syntaxe moderne des

propositions temporelles. L'évolution de ces propositions au Moyen Age est orientée, elle est une genèse; M. Imbs en analyse les facteurs dans les dernières pages de sa conclusion (559—563): pression du système grammatical, action du latin, influence des genres littéraires, du tempérament des écrivains, du milieu aristocratique dans lequel ils vivent. Une table bibliographique abondante et deux index terminent ce livre, qui, grâce à sa richesse, sera un remarquable instrument de travail pour tous les linguistes.

En réalité — on l'aura compris d'après l'analyse précédente, pourtant trop rapide —, si l'enquête historique est ici d'une grande étendue et d'une extrême précision, M. Imbs ne s'est pas borné à elle; sa méthode de recherche, complexe, très souple, s'adapte à tous les aspects de la question; des statistiques qui permettent d'embrasser l'usage d'une époque, il passe à l'étude minutieuse des faits particuliers dans ce qui caractérise les emplois; il explique les textes en psychologue; il cherche à discerner dans le fait linguistique le tempérament de l'écrivain, l'intention dont ce fait porte l'expression, c'est-à-dire le style; il établit constamment un lien entre les faits de langue et la pensée du temps; il s'efforce enfin de saisir le point de rencontre entre la »structure mentale« et la »structure linguistique«; ce point est le »nœud psycho-grammatical« (p. 23); la structure mentale y est sensible par l'intention d'expression linguistique; la structure linguistique y actualise ses virtualités, s'y accommode aux exigences de l'esprit; ainsi se trouvent créées de nouvelles locutions conjonctives, et déterminées leurs conditions d'emploi. A chaque fait important, M. Imbs cherche une double explication, l'une qui fait appel au mécanisme de la langue, l'autre qui fait entrer en jeu la psychologie du locuteur. Telles sont par exemple les explications qu'il donne à propos du recul du procédé de reprise (p. 58), à propos de la subordination inverse (p. 82), à propos du passage de l'idée temporelle à l'idée d'opposition (p. 88), ou encore de la spécificité sémantique des conjonctions introduisant les propositions d'antériorité (p. 417), ou à propos de la négation dite explétive (p. 512 et 519).

Par là, tout en répondant exactement aux questions posées par des faits précis, il donne une clé capable d'ouvrir bien d'autres portes, un principe de solution pour bien d'autres problèmes linguistiques. Ainsi l'analyse si riche de la structure de la conjonction *quand* (p. 35—37), peut fournir un point de départ pour l'explication d'expressions restées obscures où

quand joue le rôle d'une préposition, ou — redoublé — d'un adverbe (*venir quand moi, quand et moi, quand et quand*).

L'esprit des hommes du Moyen Age est présent à chaque page; M. Imbs en souligne le goût pour la richesse et la variété, la hardiesse créatrice, l'effort vers la clarté logique qui cependant ne peut aboutir à la rigueur de la pensée cartésienne; il nous rend surtout vivante l'attitude de l'homme médiéval devant l' écoulement du temps: »on peut dire que l'ancien français éprouve l'antériorité par rapport au passé non pas dans la perspective des oppositions temporelles, mais dans l'antithèse vivante de l'être et du devenir.» (p. 153). Et M. Imbs, par un rapprochement ingénieux et brillant, mais aussi dans une perspective large et parfaitement justifiée, voit dans le mythe de la Fortune le symbole de l'attitude du Moyen Age devant l'avenir, attitude qui trouve aussi son expression dans la syntaxe des propositions d'antériorité, et en particulier dans l'emploi du subjonctif, mode de l'incertitude (p. 540—544).

M. Imbs a bien défini lui-même la tâche écrasante de l'historien du langage qui, philologue, statisticien, psychologue, historien des idées, ne doit pas cesser cependant d'être un linguiste »conscient des lois internes des faits de langue» (p. 18). Cette tâche, il l'a remplie, et ce faisant, il n'a pas seulement servi la grammaire et l'histoire de la langue, mais aussi les Muses, telles que Claudel les a chantées avec splendeur dans la première des Cinq grandes Odes: Clio, »le greffier de l'âme», Mnémosyne »occupée à se souvenir en silence», Terpsichore »animation de la parole qui naît», Uranie la calculatrice, qui, non contente d'observer la marche des astres, examine aussi les combinaisons du langage; celles-ci ne sont-elles pas à la fois instinct, calcul, et souvent poésie, et entre ces extrêmes n'occupent-elles pas tout l'entre-deux? C'est cette vaste étendue spirituelle que l'auteur de cet ouvrage a parcourue, éclairant d'une vive lumière tous les accidents du terrain, aussi bien que l'ensemble du paysage.

M. Parent

O. Arngart, *The Proverbs of Alfred*, II: the texts edited with introduction, notes, and glossary (Acta Reg. Societatis Humaniorum Litterarum Lundensis, XXXII: II). Lund, Gleerup, 1955. Pp. vii—269, plus 4 plates in facsimile.

The Middle English work traditionally known as *The Proverbs of Alfred* is a collection of pithy popular sayings put into

the mouth of the great Anglo-Saxon king, famous for his wisdom and righteousness. The collection consists of thirty-four sections of varying length. The first of these serves as an introduction; sections 2 to 29 begin with the words *þus quad Alfred* and are addressed to a general audience, while sections 30 to 34 are presented in the form of a father's advice to his son: *þus quad Alvred, »Sone min so leve . . .»* A parental instruction is a favourite setting for certain types of didactic poetry, as I have tried to show in a survey of the whole genre, in the introductory part of my edition of three Middle English »Good Wife» poems.[1]

The ascription of the work to Alfred the Great has probably no solid foundation at all and seems to be comparable to that of *Dicta* (or *Disticha*) *Catonis* to Cato the Censor. It is evidently only a reflection of the fame of this exemplary ruler, *Englene derling.* The opening lines show Alfred addressing noble and learned men at Sevorde (Siforde, Sifforde). This place has been generally identified with Seaford in Sussex, though Miss Helen P. South [2] believes that it is Shefford in Berkshire. Professor Arngart rejects the latter theory on phonological grounds and points out, in addition, that Seaford is close to the royal manor of Dene, where Alfred used to have his residence. He also believes, as W. H. Stevenson [3] does, that the fact that the scene is laid in Seaford speaks for the existence of a tradition associating Alfred with this locality; and he feels that the tradition of Alfred presiding over a witenagemot in this neighbourhood had a foundation in fact which may have supplied the actual impulse for the composition of the poem.

The early Middle English debate *The Owl and the Nightingale* contains eighteen proverbs; no less than eleven of these are attributed to King Alfred (*vor soþ hit is þat seide Alvred, »Ne mai no strengþe aȝen red,»* etc.). Only a few of them are identifiable with proverbial utterances in the *Proverbs of Alfred.* Miss South (*op. cit.*) takes this to mean that the author of the *Owl and the Nightingale* used a different collection of Alfred's sayings. Professor Arngart does not share her opinion; he suspects that the author of the debate simply ascribed to Alfred proverbs of miscellaneous origin, just as the author

---

[1] *Annales Acad. Scient. Fenn.*, B LXI, 2; Helsinki, 1948.
[2] *The Proverbs of Alfred;* New York, 1931.
[3] *Asser's Life of King Alfred;* Oxford, 1904.

of the *Proverbs of Alfred* attributed to Alfred sayings derived from several sources. He is accordingly inclined to think that the collection of Alfred's proverbs known to the author of the *Owl* was that which has been preserved to our day.

The description of the manuscripts in which the *Proverbs* have come down to us is remarkably detailed and deals with many problems connected with them. The most ancient manuscript is Cotton Galba A. XIX (*C*), assigned to the early thirteenth century by N. R. Ker, who first identified and published this copy.[1] In its present state the manuscript consists of only three leaves containing two different passages of the *Proverbs*. It has been assumed that *C* originally formed part of MS. Digby 4, which comes from Christ Church, Canterbury, and was in all probability written in Kent, to judge from the fact that the only English item it contains, a copy of the *Poema Morale*, is in the Kentish dialect. But the language of the *C*-text of the *Proverbs of Alfred* shows little that could be taken to suggest a Kentish origin, and it is possible, as claimed by J. Hall,[2] that the author of the 1622 catalogue of Thomas Allen's manuscripts simply mistook the copy of the *Poema Morale* at the end of Digby 4 for »Alfredi Regis Parabolae,« and that, accordingly, this manuscript never contained a copy of the *Proverbs of Alfred*.

Portions of the Cotton copy were transcribed by Richard James, who became Sir Robert Cotton's librarian about 1628 (the manuscript was presented to the Cottonian collection by Thomas Allen). Carleton Brown, who first described and published the Maidstone text of Alfred's proverbs in 1926, ten years before Ker published the Cotton copy, assumed that the James transcript (which he thought was only a second-hand copy made from another transcript) was greatly inferior to that included by Wanley in his description of the Cotton manuscript. Professor Arngart, who has had an opportunity of collating both transcripts with the original manuscript, finds that there is no great difference in accuracy between the two. Neither of them is quite accurate, but the errors balance each other quite well.

A particularly valuable part of Professor Arngart's book is the discussion of the relationships of the extant copies. Skeat,

---

[1] *Medium Ævum*, V, 1936, 115—20.
[2] *Selections from Early Middle English*, p. 286.

who used only two manuscripts for his edition of 1907, took the text in MS. Jesus College, Oxford, 29 (*J*) to represent a more ancient textual tradition than that contained in MS. Trinity College, Cambridge, B. 14. 39 (*T*). Carleton Brown, on the other hand, thought that the copy in MS. Maidstone Museum A. 13 (*M*), first published by himself, was superior to both *T* and *J* and preserved an earlier textual tradition. A detailed study of the manuscript readings and the arrangements of the sections in the individual versions has led Professor Arngart to the conclusion that *C* (Cotton Galba), *M*, and *T* represent one line of manuscript tradition and that *J* alone represents another (as was pointed out by R. Girvan in the *Modern Language Review*, XXVII, 1932, p. 324 f). *C* and *M* seem to go back to a common original, in which certain readings, correct in *T*, have become corrupt. *T*, for example, has preserved the original reading for lines 490—1, *zif þu i þin helde best welþes bidelid* (»if in thy old age thou art deprived of wealth»); the corrupt variants of *C* and *M* represent only different stages of the same textual blunder.

The order of the sections is practically the same in *T*, *C*, and *M*, but different in *J*, which also omits a number of sections. The majority of the omissions, Professor Arngart believes, are intentional; section 15, for example, which deals realistically with the effects of drunkenness, may have shocked the pious reviser of *J*. The explanation sounds convincing and could be supported by many similar cases, even recent ones. When, in the Appendix to his *Western Manuscripts in the Library of Emmanuel College, Cambridge* (1904), M. R. James printed the delightful little Anglo-Norman poem *Mon queor me dist que doi amer* from the mid-fourteenth century MS. 1. 4. 31, he silently omitted the third stanza, which runs thus —

Si jeo desire charnel delit,
Jeo voi que char purrit:
Ceo envenime l'amour parfit.
Pur ceo su en langour.
Jeo querai joie en plus bien sith
Ou ficherai m'amour.

Considering the original dialectal features of the *Proverbs of Alfred* and the links existing between this work and the *Owl and the Nightingale*, and also the fact that the opening scene is laid in Seaford, Professor Arngart inclines to think

that the work was composed in Sussex. He prefers the date suggested by Wells, c 1150, to that suggested by Hall (c. 1180). All this, however, applies only to sections 1—29. Sections 30—34, contained only in *T* and (originally) in *C*, are a later addition. In Part I of his work (1942), Professor Arngart called attention to the fact that Scandinavian loanwords are nearly seven times as frequent in sections 30—34 as in 1—29 and that French loans are also much more numerous in sections 30—34. It seems that at a later date, somewhere in the East Midlands, a father's instruction to his son was worked into a copy of the *Proverbs*. In this form the text was copied into the Cotton and later, in the West Midlands, into the Trinity manuscript.

The edition under review is based on all the extant versions. *T* and *J* are printed as facing one another, with *C* and *M* at the bottoms of the pages. The choice of *T* as the basic text is justified because it is the most complete of the extant copies and has obviously retained the original arrangement of the sections more faithfully than the others have. For the editor's purposes the order of the sections had to be radically altered; in an appendix the *J*-text is printed with the same arrangement of the sections as it has in the manuscript. Professor Arngart has given us an excellent parallel-text edition, conservative in its treatment of the manuscript readings, which for the first time provides a fully adequate basis for a scholarly study of this interesting early Middle English didactic work. The value of the edition is greatly enhanced by the admirable explanatory and linguistic notes and the very full glossary.

A very minor slip on p. 25 might be corrected here. The name Eric Miller, reproduced as such from Brown's article in *MLR.* (XXI, 1926, 1), evidently refers to Dr. Eric Millar, Keeper of Manuscripts and Egerton Librarian in the British Museum from 1944 to 1947.

Tauno F. Mustanoja

Richard Lavynham. O. Carm., *A Litil Tretys on the Seven Deadly Sins*, edited with an introduction, notes, a glossarial index, etc., from MS. Harley 211 in the British Museum, with variants from thirteen other copies, by J. P. W. M. van Zutphen. Rome, Institutum Carmelitanum, 1956. Pp. c-135 and a facsimile (frontispiece).

Richard Lavynham, a Carmelite friar who lived in the fourteenth century and was possibly a native of the village

of Lavenham in Suffolk, near Ipswich, is among other things the author of a short prose treatise on the seven mortal sins. This belongs to a type of religious literature which was common towards the end of the Middle Ages. It was one of those useful books which provided material for the preaching friar and the parish priest alike and also served them as a manual when they carried out their duties as confessors. Richard Lavynham's tract is not an outstanding achievement; yet there are a number of considerations which seem to justify its appearance in printed form. It is a work written by a well-known theologian, the author of some sixty treatises on theological and philosophical subjects, who played an active part in the campaign against the Lollards; it is a well-balanced treatment of the Sins, with obvious stylistic merits; it had a considerable circulation in its own time, to judge from the fact that it is preserved in as many as fourteen extant manuscripts.

All the copies date from the fifteenth century. It is worth notice that no less than seven of the manuscripts which have preserved this work were executed in East Anglia, because Lavynham was a Suffolk man and a member of the monastery at Ipswich. Four of the manuscripts are known for certain to have been owned in East Anglia. This throws interesting light on the circulation of works of this kind at the end of the Middle Ages.

Dr. Zutphen prints the text from MS. Harley 211, written about the middle of the fifteenth century in East Anglia, possibly in Suffolk. The manuscript was owned by a Carmelite house in East Anglia. The copy contained in this manuscript appears to be superior to the others. This is also the only manuscript in which the treatise is ascribed to Richard Lavynham.

The text of Harley 211 is carefully reproduced, with an impressive critical apparatus. The editor has wisely left out all inflectional and spelling variants, but I am not entirely sure that his decision to exclude certain minor syntactical features has been equally felicitous. This policy has led him to leave out some minor variations in word-order, like *not for synne lost — not ylost for oure synne*, and to ignore, for example, the distinction between *which* and *the which*. The editor, however, can easily defend his policy by referring to the size of his critical apparatus, for even in its present form it takes up no less than forty-five pages printed in small type, while the text itself takes only twenty-five pages in large type.

The textual variants, not included by the editor in his Glossarial Index, reveal many noteworthy readings. The following list draws attention to a few words of lexicographical interest in the critical apparatus —

bakbyter hound (*now in water ryzt so a bakbyter hound bytyzt*, 15/2). The passage occurs in MS. B. 14. 19 of Trinity Coll., Cambridge (fifteenth century). The attributive use of the noun *backbiter* is recorded neither in the *NED.* nor in the *MED.*

copwerm »spider» (*ireyn, a copwerm*, 4/23). The noun *copworm* is not recorded in the *NED.*, but the dictionary registers Scottish *worm-web* »cobweb».

evyl spending, an English rendering of the Latin adjective *prodigus* (*a wastour is callid prodigus. evyl spending*, 8/7). It is difficult to say whether this is to be taken as a compound adjective or as a participial phrase. It is not in the *NED.* (The gerundial phrase *his evyl spendinge* occurs as a variant at 13/19.)

fornemyn »to take away» (*for to fornemyn a man his good name*, 15/20). The last occurrence of *fornimen* according to the *NED.* and *MED.* dates from c 1430. Dr. Zutphen does not mention the date of the Norwich MS., in which the variant occurs, but he believes that it is a copy of the Brotherton MS., which he assigns to the mid-fifteenth century. The form *fornemyth*, third person singular of the present indicative, occurs also in the Brotherton MS. (24/6) and the passive infinitive *for to be fornomyn* (15/20) in the Ashmole MS. (mid-fifteenth century).

godefare, a variant of *welfare* (20/22) in MS. Royal 8 C. 1 (first half of the fifteenth century), is not in the *NED.*

hardholdyng »niggard» (*he that ys callyd in latyn Tenax. that is for to sey. hardholdyng. As a wastour is callid prodigus. evyl spendyng*, 8/7) occurs in MSS. Brotherton, Norwich, and Harley 1288. The basic text has the finite form of the verb (*holt harde* »is hard-fisted»), noted by the editor in his Glossary.

moryn »to increase» (*for to moryn his appetyth*, 21/25). The verb *to more*, converted from the comparative *more* and introduced into literature at the beginning of the fourteenth century, goes out of use before the end of the fifteenth. The variant in Lavynham seems worth notice as confirming the impression that this short-lived verb enjoyed a certain amount of popularity in the fifteenth century.

ovyrcorious »too particular, too fastidious» (*ovyrcorious*, 20/9;

ovyrcorious of metys and drinks, 21/22) occurs in MSS. Brotherton (mid-fifteenth century) and Norwich (mid-fifteenth century or slightly later). The earliest occurrence of the adjective *overcurious* recorded in the *NED.* is dated 1561.

popholy »hypocritical» (*of swiche folk spekyth Seynt Gregor . . . wher he liknyþ an ypocrit or a popholy man to an ereyne*, 4/23). The possibility is not excluded, as implied by the editor of the *NED.*, that the first part of this compound adjective (*pop*, *pope*) is derived from the beginning of OF *papelart*, through popular etymology. The earliest occurrence of this adjective as an attribute noted in the *NED.* is in *Jacob's Well* (*Seynt Gregorie seyth . . . þat an ypocryte, a popholy man, is lyche an irane*). Dr. Zutphen argues, on stylistic grounds, that the author of *Jacob's Well* made extensive use of Lavynham's treatise. There are, in fact, numerous parallel passages in the two works. — The variant in the Brotherton MS., *a puffholy man*, with its onomatopoeic first element, provides an amusing illustration of popular etymology.

ragery »wantonness» (*ragery wyth wymmen*, 25/8). The variant occurs in the Brotherton and Norwich MSS (mid-fifteenth century or later). The *NED.* records only three occurrences of this noun, from Chaucer, Gower, and Occleve, all anterior to the variant in Lavynham.

rancurnyse »rancour» (*the wrathe & the rancurnyse of his herte*, 11/7). Probably a nonce-word, not recorded in the *NED.*

teynyngys »tithings» (9/12), an interesting spelling variant of *teinding* (see *NED.*), illustrating the loss of *d* after a nasal; but the possibility is not excluded, of course, that the spelling is simply due to a scribal error.

tytelyng »telling or tattling» (*by tytelyng of talys*, 15/25). The verb *tittlen*, in all probability onomatopoeic in origin (cf. also *tutel*, NED.), makes its appearance late in the Middle English period (the first recorded occurrence of the verb dates from c 1450, that of the agent-noun *tittler* from the end of the fourteenth century, and that of the verbal noun *tittling* from c 1400 (*South English Legendary* in MS. Bodley 779). The variant *tytelyng* in MS. Trinity Coll., Cambridge, B. 14. 19 (fifteenth century) is worth notice, considering the fact that the second quotation in the *NED.* dates from 1565 73.

The variants *ytytelyd* (6/41) and *tytylde* (14/13), past participles, represent a different word, *titelen*, *titlen* »to write down, to list» (from the noun *title*), but that there may have been

some confusion with *tittlen* is suggested by the variant *told*, found in several manuscripts.

unaschamydnys »shamelessness» (2/17), entered in the *NED.* as a recent formation, occurs in MS. Harley 2383 (third quarter of the fifteenth century).

These, of course, are only a few random specimens. In the editor's Glossarial Index, which takes only the basic text into consideration, there are numerous other words of interest to the lexicographer, including those which are not in the *NED.*, like *bodelych prayeris* »bribes» (a rather humorous expression), *schamleshed* »shamelessness», *tendyrheed* »effeminacy», *wedeweschip* »widowhood». A notable omission from the Glossary is the phrase *to put oneself in prees* (*presumpcyon is whan a man puttith hym silf furtherforþ in prees in presence of peple þan an oþer man doth, which þat is as good as he*, 2/11—12), which is in all the manuscripts. The occurrence of this phrase without an accompanying infinitive has been recorded in the *NED.* from a single text dated 1540. (Followed by an infinitive, as in Chaucer's *Former Age* 33, the phrase has been recorded from the end of the fourteenth century down to 1560.)

Relevant information on Lavynham's work and its background is given in the substantial Introduction on pp. vii to xcix. There are illuminating discussions of the seven deadly sins, of the frequent confusion between them and the capital sins (a confusion which occurs, for example, in the work under review), biographical data on the author of the treatise, a description of the manuscripts in which the work has been preserved, und a study of their interrelations and of the language of MS Harley 211. As might be expected, a great deal of space has been given to a discussion of the syntactical features; the part concerning verbal syntax has been carried out according to principles outlined by Prof. F. Th. Visser, the well-known authority on late Middle English and early Modern English syntax. The importance attached to matters of syntax in Dr. Zutphen's edition is fully justified, for prose texts of this kind dating from the end of the Middle English period are interesting mainly from the point of view of syntax and style. As far as I can see, Dr. Zutphen's analyses of the different uses of the grammatical forms are correct, and I have only one remark to make in this respect. On pp. xcv-xcvi the possessive *his* is used as a criterion of gender, but this pronoun

shows only that the noun in question is not feminine and does not indicate any distinction between masculines and neuters.

At the beginning of this chapter the editor says that he does not pretend to offer an exhaustive survey of all the syntactical features in Harley 211, and intends only to call attention to the most salient points, especially those that have become obsolete in present-day English. There is much to say for this; it is doubtless the only policy that can be followed in the introduction of a book of this kind. But I cannot always agree with the editor in his choice of the »salient points». The section on verbs, in which he follows in Prof. Visser's steps, is good. But the only remark he has to offer concerning the use of the pronouns, for example, is that the objective case of the personal pronoun is extensively used in the reflexive function; this is illustrated by three examples, one with *hym self*, two with the simple pronoun *him*. I cannot see how this differs from general late Middle English usage. In the almost equally short paragraph on the articles the editor lists eight examples in a rather haphazard way without any attempt at a syntactical analysis. The text of the *Litil Tretys* would have supplied plenty of material for a study of more interesting features in the use of the pronouns and articles.

Having said all this, I find that I am not doing justice to Dr. Zutphen's book. A reviewer is often tempted to pay too much attention to minor imperfections in the work discussed and thus lead his readers to assume too critical an attitude to it. This, of course, has not been my intention, and I hasten to say that Dr. Zutphen's edition has made a very favourable impression on me. He has given us a careful and scholarly edition of a typical fifteenth-century religious prose treatise.

There are two useful appendices: one in which the editor prints an extract from each variant text in order to illustrate their structure and style, and another listing the known works of Richard Lavynham.

Tauno F. Mustanoja

MITTEILUNGEN

Professor Dr. Emil Öhmann wurde von der Union Académique Internationale in der Sitzung vom 14. 6. 1957 in Brüssel zu ihrem Vertreter im Conseil International de la Philosophie et des Sciences Humaines gewählt.

Das Goethe-Institut zur Pflege der deutschen Sprache im Ausland E.V. hat Professor Dr. Pekka Katara am 28. August 1957 die Goethe-Medaille in Gold verliehen.

Am 13. November 1957 verteidigte Mag.phil. Pentti Tilvis zur Erlangung der Doktorwürde seine Abhandlung »Prosa-Lancelot Studien I—II» (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 110; Helsinki, 1957; 252 Seiten). Opponent: Prof. Dr. Emil Öhmann.

Einheimische Veröffentlichungen. — Erich Kunze, Jacob Grimm und Finnland (FF Communications, 165), Helsinki, 1957; 117 S.

Finnische Beiträge zu ausländischen Publikationen. — Emil Öhmann, Nochmals die mittelniederdeutsche Lehnprägung nach altfranzösischem Vorbild (Studia Neophilologica, XXIX, 1957, 3—7); Beobachtungen über feste Verbalzusammensetzungen im Finnischen (Ural-Altaische Jahrbücher, XXIX, 1957, 33—7).

Besprechungen finnischer Veröffentlichungen. — Erik Erämetsä, Englische Lehnprägungen in der deutschen Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 98, 1), bespr. von W. E. Collinson in The Modern Language Review, LII, 1957, 311). — V. Kiparsky, L'histoire du morse (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 73, 3), compte rendu par A. Culicli dans Bulletin de la Société Linguistique de Paris, LII, 1956, 208. J. Czekanowski veröffentlicht in Lud, XLI, 1954, 183—241, einen teils referierenden teils kritisch kommentierenden Artikel unter dem Titel »Syntetyczne szkize V. Kiparskyego». — Erich Kunze, Die deutschen Übersetzungen finnischer Schönliteratur (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 63, 3), bespr. von Fernand Baldensperger in Revue de littérature comparée, 27, 474—75. — Öhmann-Festschrift (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 84), bespr. von F. L. Pauwels in Leuvense Bijdragen, XLVI, 1956—7, 62—3. — Marjatta Wis, Ricerche sopra gli italianismi nella lingua tedesca dalla metà del secolo XIV alla fine del secolo XVI (Mémoires de la Société Néophilologique, XVII), bespr. von W. E. Collinson in The Modern Language Review, LII, 1957, 310.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

HELSINKI (FINNLAND)

BULLETIN DE LA SOCIÉTÉ NÉOPHILOLOGIQUE

INHALT DIESES AM 30. APRIL HERAUSGEGEBENEN HEFTES

Lauri Huovinen, Der Einfluss des theologischen Denkens der Renaissancezeit auf Machiavelli: Mandragola, die Scholastiker und Savonarola (S. 1); **Ernst Lewy,** Einzelheiten: an Emil Öhmann zum 60. Geburtstage (S. 13); **Friedrich Tramer,** Das Urbild für Henrik Ibsens Dr. Stockmann (»Ein Volksfeind») (S. 20); **Id.,** August Strindberg in Brno (Brünn) (S. 27); **Id.,** Auf den Spuren August und Frida Strindbergs (S. 30); **Claude E. Jones,** »The English Boccaccio» (S. 40); **Martti Räsänen,** Slavische Homonyme *kosa* (S. 51). — Besprechungen: Marjatta Wis, Ricerche sopra gli italianismi nella lingua tedesca dalla metà del secolo XIV alla fine del secolo XVI, bespr. von **Emil Öhmann** (S. 53); Anna Granville Hatcher, Modern English Word-Formation and Neo-Latin (S. 60); Erik Rankka, Deux miracles de Gautier de Coinci (S. 68), bespr. von **Tauno Nurmela;** J. Marouzeau, Notre langue; enquêtes et récréations philologiques, bespr. von **Alf Lombard** (S. 73); R. Aramon i Serra, Les edicions de textos catalans medievals, bespr. von **Veikko Väänänen** (S. 77); Erik Rooth, Huvuddragen av det tyska språkets historia, bespr. von **Gunvor Krogerus** (S. 78); Heinz Küpper, Wörterbuch der deutschen Umgangssprache, bespr. von **Carl-August von Willebrand** (S. 81); Martin Lehnert, Sprachform und Sprachfunktion im »Orrmulum», bespr. von **Tauno F. Mustanoja** (S. 82); Sven L. Fristedt, The Wycliffe Bible, Part I, bespr. von **S. B. Liljegren** (S. 84). — Eingesandte Literatur (S. 87).

Nr. 1-2 **LVII-1956**

Neuphilologische Mitteilungen, herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsinki. Redaktion (seit 1939): A. Långfors, Prof. em. d. roman. Philol., P. Katara, Prof. em. d. deutschen Philologie. Schriftführer der Redaktion: Dr. phil. Tauno F. Mustanoja, Annankatu 27 A, Helsinki.

Jährlich acht Nummern. Jahrespreis für Finnland Fmk. 300, für das Ausland $ 3. Für die Mitglieder unentgeltlich. Frühere Jahrgänge Fmk. 200 (Finnland) und $ 2 (Ausland).

Beiträge, Bücher und Zeitschriften an Prof. A. Långfors (Rahapajankatu 3 B, Helsinki), Abonnementsbeträge und Bestellungen an die Akademische Buchhandlung (Keskuskatu 2, Helsinki) und Mitgliedsbeiträge (Fmk. 150) an den Schriftführer des Vereins, Mag.phil. Åke Furuhjelm (Johanneksentie 4, Helsinki) erbeten.

Neuphilologische Mitteilungen (Bulletin de la Société Néophilologique), publiées par la Société Néophilologique de Helsinki, paraissent en huit numéros par an. Rédaction (depuis 1939): A. Långfors, professeur hon. de philologie romane, P. Katara, professeur hon. de philologie germanique. Secrétaire de la rédaction: Tauno F. Mustanoja, 27 A Annankatu, Helsinki.

Le prix de l'abonnement est fixé à 300 marcs pour la Finlande et à $ 3 pour l'étranger. Les membres de la Société reçoivent le Bulletin gratuitement. Le prix des années antérieures est de 200 marcs pour la Finlande et $ 2 pour l'étranger.

Envoyer les manuscrits, livres et revues à M. A. Långfors (3 B Rahapajankatu, Helsinki), les abonnements à la Librairie Académique (2 Keskuskatu, Helsinki) et les cotisations (150 marcs) à M. Åke Furuhjelm, secrétaire de la Société (4 Johanneksentie, Helsinki).

Neuphilologische Mitteilungen (Bulletin de la Société Néophilologique) is published by the Modern Language Association of Helsinki. Editors (since 1939): A. Långfors, Emeritus Professor of Romance Philology, P. Katara, Emeritus Professor of Germanic Philology. Editorial Secretary: Tauno F. Mustanoja, Ph. D., 27 A Annankatu, Helsinki.

Eight numbers are published every year. The subscription price is 300 Fmks. in Finland and $ 3 in other countries per year. Members receive the Bulletin free of charge. Back volumes 200 Fmks. and $ 2 respectively.

Contributions and publications for review should be sent to Professor A. Långfors (3 B Rahapajankatu, Helsinki), subscriptions to the Academic Bookstore (2 Keskuskatu, Helsinki), and membership fees (150 Fmks.) to the Hon. Secretary of the Association, Åke Furuhjelm, Mag. Phil. (4 Johanneksentie, Helsinki).

Inhalt der letzten Jahrgänge

LVI (1955). — 320 S.; $ 2. — A. Långfors, Solmu Nyström in memoriam; R. Hakamies, Mots rares dans le latin finlandais du moyen âge; E. Nieminen, Über die Ausdrücke für Norden und Abend im Baltisch-Slavischen; Mhd. *Quast*; M. Räsänen, Etymologische Beiträge; F. P. Magoun, Jr., The Theme of the Beasts of Battle in Anglo-Saxon Poetry; T. F. Mustanoja, Middle English *Wery of Wandred*, a Variant of *Wery for Wandred;* Middle English *With an O and an I*, with a Note on Two Shakespearean *O–I* Puns; Troilus and Criseyde, IV, 607; *Of Fered;* Shakespeare's *Runaways Eyes* and *Children's Eyes;* R. H. Robbins, God Amende Wykkyd Cownscell (1464); An Epitaph for Duke Humphrey (1447); J. W. Draper, *Indian* and *Indies* in Shakespeare; C. J. L. Price, Further Chesterfield Gleanings; E. Öhmann, Das literarische Kunstwerk und das Fremdwort; E. Alanne, Das Fortleben einiger mhd. Bezeichnungen für den Weinhandel am Oberrhein; Das Fortleben einiger mhd. Gefäss- und Handwerkernamen am Oberrhein; S. A. Larrabee, Brougham, Longfellow, and Kalevala; E. Ochs, Ahd. *ō;* N. Törnqvist, Gefühlsbetonung und Sprachgestaltung; J. Schneider, Über skandinavische Lehnwörter im Deutschen.

LVII (1956). — 336 S., $ 2. — L. Huovinen, Der Einfluss des theologischen Denkens der Renaissancezeit auf Machiavelli: Mandragola, die Scholastiker und Savonarola; E. Lewy, Einzelheiten: an Emil Öhmann zum 60. Geburtstag; Zu den irisch-englischen Beziehungen; F. Tramer, Das Urbild für Henrik Ibsens Dr. Stockmann; August Strindberg in Bruno; Auf den Spuren August und Frida Strindbergs; C. L. Jones, The English Boccacio»; M. Räsänen, Slavische Homonyme *kosa;* T. Nurmela, Sur la date de rédaction du second livre des Miracles de Gautier de Coinci; E. Öhmann, Zum sprachlichen Einfluss Italien auf Deutschland, XV: Nachlese; E. Erämetsä, Der sprachliche Einfluss Richardsons auf Goethes Werther; Über die Ländernamen auf *-ie* und *-ien* im Kontinentalgermanischen; T. F. Mustanoja, »Chalking» Furs; V. B. Reed, Troilus and Cressida, IV.ii. 56: *What Should He Doe Here? — Who, Nay Then;* P. Durham, James M. Cain's Struggle with Style; R. Koskimies, Novelists' Thoughts about Their Art; K. Lewent, On Some Old Provençal Words, R. Hakamies, Deux addenda au vocabulaire de Gautier de Coinci: *ne bu ne ba — haistaus;* P. J. Frankis, The Erotic Dream in Medieval English Lyrics; M. J. Donovan, Sir Thopas, 772—774; R. O. Evans, Spenser's Role in the Controversy over Quantitative Verse; L. Spitzer, *Runaways Eyes* and *Children's Eyes* Again; Mhd. *ein* in auffälliger Verwendung (mit romanischen Parallelen): Ernst Gamillscheg zum 70. Geburtstag; W. L. Miner, Faulkner and Christ's Crucifixion; P. Aalto and T. F. Mustanoja, Notes on Some Medieval Latin Words; N. E. Enkvist, Henry James and Julio Reuter: Two Notes.

LVIII (1957). — 232 S., $ 2. — E. Öhmann, Kleine Beiträge zum deutschen Wörterbuch, VI; M. Wis, *Uccelletti cipriani:* interpretazione di un passo del »Decamerone»; *Gottesacker* und *Campo Santo:* Spuren mittelalterlicher Glaubensvorstellungen im deutschen und italienischen Wortschatz; E. Saarenheimo, »Provvidenza e buona speranza»: Gustav Mauritz Armfelt ed una leggenda napoletana; P. Durham, Riders of the Plains: American Westerns; A Comment on Willa Cather; A. Kurvinen, »Inpressions Concerning þe Wedurynge»; A. Renoir, A Note on Saintsbury's Criticism of Lydgate; R. Hakamies, A propos de »Some Medieval Latin Words»; P. Aalto & T. F. Mustanoja, A Note on the Foregoing; Ö. Södergård, Les Folies; Graphies anglo-normandes; E. Alanne, »Ogier der Däne»: ein Epigonenepos ohne »maze»; A. S. C. Ross, Aldrediana III: *Sniueð;* R. M. Lumiansky, Two Notes on Malory's »Morte Darthur»: Sir Urry in England — Lancelot's Burial Vow; E. Nieminen, Entgegnung; P. Katara, Arvid Rosenqvist in memoriam; G. C. Rossi, Text- und Sprachprobleme Gil Vicontes's im Lichte der neuesten Forschung; K. S. Guthke, Johann Heinrich Füssli und Shakespeare; V. Kiparsky, Erwiderung.

MÉMOIRES DE LA SOCIÉTÉ NÉOPHILOLOGIQUE DE HELSINKI

Depuis 1893 la Société Néophilologique de Helsinki publie aussi une autre série d'études consacrée aux langues modernes, les *Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki*. Les tomes II—III sont épuisés. Les contenus et les prix des plus récents volumes sont les suivants:

Tome X (1933, 486 p., $ 3.50): Hugo Suolahti, Der französische Einfluss auf die deutsche Sprache im dreizehnten Jahrhundert, II.

Tome XI (1936, 371 p., $ 3.00): V. Kiparsky, Fremdes im Baltendeutsch; Emil Öhmann, Simon Roths Fremdwörterbuch.

Tome XII (1939, 385 p., $ 3.00): Pekka Katara, Die ursprünglich reduplizierenden Verba im Niederdeutschen.

Tome XIII (1939, 432 p., $ 3.00): Holger Petersen Dyggve, Moniot d'Arras et Moniot de Paris, trouvères du XIIIe siècle, édition des chansons et étude historique; Hans-Friedrich Rosenfeld, Mittelniederländische Reimchroniken; Dolly Ölander, Liste des travaux sur les langues, et littératures romanes et germaniques, non scandinaves, publiées par des auteurs finlandais ou parus en Finlande au cours des années 1931—1936.

Tome XIV (1943, 686 p., $ 4.00): Arvid Rosenqvist, Der frz. Einfluss auf die mhd. Sprache in der 2. Hälfte des XIV. Jahrhunderts.

Tome XV (1949, 178 p., $ 2.00): Lia Wainstein, L'expression du commandement dans le français actuel.

Tome XVI (1951, 495 p., $ 4.00): Holger Petersen Dyggve, Gace Brulé, trouvère champenois, édition des chansons et étude historique.

Tome XVII (1955, 311 p., $ 3.00): Marjatta Wis, Ricerche sopra gli italianismi nella lingua tedesca dalla metà del secolo XIV alla fine del secolo XVI.

Tome XVIII (1956, 334 p., $ 3.00): Erkki Penttilä, The Old English Verbs of Vision: a Semantic Study; Eero Alanne, Das Fortleben einiger mhd Bezeichnungen für die Weinlese und Weinbehandlung am Oberrhein; Erik v. Kræmer, Dos versiones castellanas de la Disputa del alma y el cuerpo del siglo XVI: edicion y estudio.

Tome XIX (1956, 206 p., $ 2.50): Aimo Sakari, Poésies du troubadour Guillem de Saint-Didier, publiées avec introduction, traduction, notes et glossaire.

Les membres de la Société pourront se procurer à moitié prix les volumes de cette série.

SHL
WITHDRAWN

Suomalaisen Kirjallisuuden Kirjapaino Oy Helsinki 1957

1975:1

1976-1

1977-11